

Meine Welt (Hg.)
Heimat in der Fremde

Meine Welt (Hg.)

Heimat in der Fremde

**Migrationsgeschichten
von Menschen aus Indien
in Deutschland**

Redaktion:
Jose Punnamparambil

Draupadi Verlag

Meine Welt (Hg.):
Heimat in der Fremde.
Migrationsgeschichten von Deutschland-Indern.
Heidelberg: Draupadi Verlag, 2008

Redaktion: Jose Punnamparambil
Redaktionelle Mitarbeit: Walter Meister

ISBN 978-3-937603-30-8

Draupadi Verlag
Dossenheimer Landstr. 103
69121 Heidelberg

info@draupadi-verlag.de
www.draupadi-verlag.de

Die Autorinnen und Autoren dieses Bandes
haben das Copyright für ihre jeweiligen Beiträge.

Lektorat:
Lisa Stoll, Sandra Frey, Stefanie Amedick und Anna-Lena Wolf
Graphische Gesamtgestaltung:
Reinhard Sick, Heidelberg

Herausgabe in Zusammenarbeit und mit Unterstützung des
Diözesan-Caritasverbandes für das Erzbistum Köln e.V.,
Vertreter des Herausgebers von "Meine Welt", Heinz Müller
(Abteilung Migration) und der Deutschen Bischofskonferenz,
Nationaldirektor Msgr. Wolfgang Miehle.

Gefördert aus Mitteln des Landes Nordrhein-Westfalen,
Integrationsbeauftragter Herr Thomas Kufen.

*Für Sushila Gosalia, die der Zeitschrift
„Meine Welt“ 25 Jahre lang ihr Bestes gab*

Inhalt

<i>Jose Punnamparambil</i> Danke schön!	Seite 9
<i>Josef Voß</i> 25 Jahre „Mein Welt – Zeitschrift für den deutsch-indischen Dialog“	Seite 11
<i>Armin Laschet</i> Grußwort	Seite 13
<i>Jose Punnamparambil</i> Indische Migration nach Deutschland	Seite 15
<i>Navina Sundaram</i> Grüblerisches zum Thema „Heimat in der Fremde“	Seite 25
<i>Nirmalendu Sarkar</i> Eine nicht endende Reise nach Indien	Seite 37
<i>Nalini Bhat-Sperling</i> Dreimal Heimat: Wahlheimat, Heimat und geheime Heimat	Seite 61
<i>Jolly Thadathil</i> Wie die Fremde zur Heimat wurde	Seite 71
<i>Gopal Kripalani</i> Deutschland und ich. Eine Freundschaft, die vor 52 Jahren begann	Seite 89
<i>Sunitha Vithayathil</i> Heimatlos, aber nicht identitätslos	Seite 101
<i>Edward Nazareth</i> Wo bin ich zuhause?	Seite 119
<i>A. R. Sequeira-Prabhu</i> Wider den Eurozentrismus	Seite 129
<i>Jaya Thennattil</i> Wie Joseph in Ägypten	Seite 135

Inhalt

<i>Amaresh Gupta</i> Kultureller Brückenschlag	Seite 145
<i>Nirode Kumar Barooah</i> Nur demokratischen Internationalismus im Kopf	Seite 151
<i>Joseph Thondipura</i> In der Fremde entdeckte ich meine Heimat	Seite 163
<i>Sushila Sharma-Haque</i> Heimat in der Mehrzahl	Seite 183
<i>George Arickal</i> Ein Leben zwischen zwei Welten	Seite 193
<i>Ajit Lokhande</i> Mein Leben in Deutschland Eine kleine Brücke zwischen zwei Kulturen	Seite 209
<i>Saraswati Albano-Müller</i> Als Vorbild wirken	Seite 225
<i>Rajendra Narayan Das</i> Erinnerungen an das Leben in Germany	Seite 235
<i>Kikiliamma Thundiyil</i> Mein deutsches Leben	Seite 241
<i>Rajyashree Ramesh</i> Mit offenen Augen durch die Welt gehen	Seite 253
<i>Jose Punnamparambil</i> Unterwegs in zwei Welten	Seite 267
Nachwort: <i>Alokeranjan Dasgupta</i> Auf der Suche nach einer Sprache – anderswo	Seite 283

Heimat in der Fremde

Danke schön!

Die Zeitschrift „Meine Welt“ wurde 1984 gegründet. Sie feiert das 25-jährige Jubiläum in diesem Jahr. Wie sollte man das Jubiläum feiern?

Wir dachten, dass es für die Leser der Zeitschrift und im Allgemeinen für die deutsch-indische Gemeinschaft von Interesse sein wird, die Migrationserfahrungen einiger Inder und Inderinnen der ersten Generation zu lesen. So baten wir eine repräsentative Anzahl von diesen Inder/Inderinnen, ihre Migrationsgeschichte zu Papier zu bringen und uns zuzuschicken, um diese als ein Buch herausgeben zu können. So bekamen wir 20 Geschichten von Menschen, die aus unterschiedlichen Ecken in Indien hierher kamen, hier unterschiedliche Berufe ausgeübt haben und ihr 30- bis 40-jähriges Leben auf dem deutschen Boden unterschiedlich bewerten. So haben wir in diesem Buch eine sehr farbige Sammlung von Biographien, Meinungen, Bewertungen, Erfahrungen etc., die für die Leser gleich Rückmeldung und Geschichte sein können. So wollen wir einmal unser Jubiläum auch auf eine andere Art feiern, als es in diesem Lande üblich ist.

Unser Dank gilt zuerst den Autoren, die sich große Mühe gegeben haben, ihre Geschichten ausführlich in Worte zu fassen und dabei ihre Meinungen zum Leben in der deutschen Gesellschaft ehrlich und unbeschönigt kund zu tun.

Wir sind froh, dass diese Idee die Unterstützung sowohl des Herausgebers wie auch des Integrationsbeauftragten des Landes Nordrhein-Westfalen fand. Dafür sind wir sehr dankbar. Auch der deutschen Bischofskonferenz danken wir aufrichtig für die Unterstützung des Projekts. Ferner sind wir Minister Laschet und Bischof Voß für ihre motivierenden Grußworte zum Dank verpflichtet. Unser Dank geht auch an Walter Meister, Lisa Stoll, Sandra Frey, Stefanie Amedick und Anna-Lena Wolf für das sorgfältige Korrekturlesen. Last but not least danken wir Christian Weiß, dem Leiter des Draupadi Verlags, der die schwierige Aufgabe übernommen hat, die in manchen Fällen nicht einfache Texte der indischen Autoren zu lektorieren und sie leserlich zu gestalten. Schließlich danken wir allen, die das Projekt direkt oder indirekt unterstützt haben.

Jose Punnamparambil



Deutsche Bischofskonferenz

Josef Voß

**25 Jahre „Meine Welt –
Zeitschrift für den deutsch-indischen Dialog“**



Das ist Grund zur Freude und Grund zum Dank.

Ich freue mich mit dem Redaktionsteam, aber auch mit dem Kreis der Leserinnen und Leser über diesen denkwürdigen Geburtstag, ich freue mich mit dem Caritasverband für die Erzdiözese Köln e.V., der die Aufgabe des Trägerverbandes übernommen hat. Allen Beteiligten gratuliere ich ausdrücklich zu diesem runden Geburtstag.

Ich danke allen Verantwortlichen, die seinerzeit die Idee und den Mut gehabt haben, eine solche Zeitschrift auf den Weg zu bringen und die nun über 25 Jahre das mühsame Geschäft der Redaktion getan haben und immer neu Autoren für die jeweiligen Beiträge gewinnen und motivieren konnten. Ich danke aber auch allen Leserinnen und Lesern, die dieser Zeitschrift „Meine Welt“ die Treue gehalten haben.

Es war mutig, vor 25 Jahren eine solche Zeitschrift in deutscher Sprache herauszugeben: Für deutsche Leserinnen und Leser war das sicherlich

willkommen. Für die Leserinnen und Leser aus Indien war es das klare Bekenntnis, dass sie nach Deutschland gekommen sind und hier bleiben wollen. In dem Sinne ist Ihre Zeitschrift „Meine Welt“ ein Programm: Sie will der Integration dienen und zugleich Ausdruck für Integration sein. Das ist bei den derzeitigen vielfältigen Bemühungen um Integration eine Bereicherung und Ermutigung zugleich. Dafür danke ich.

„Meine Welt“ gibt Zeugnis von einem umfassenden, breiten Integrationsverständnis. Auf einem beachtlich hohen intellektuellen Niveau behandelt die Zeitschrift philosophische, (gesellschaftlich-)politische und kulturelle Themen und geht auch religiösen Fragen nach. In diesem Sinne möchte ich die Bemühungen der Zeitschrift ausdrücklich unterstützen.

Im Wort der Deutschen Bischöfe zur Integration von Migranten „Integration fördern – Zusammenleben gestalten“ sagen die Bischöfe:

„Angelpunkt der kirchlichen Argumentation ist dabei die in der Gottes Ebenbildlichkeit des Menschen begründete Personenwürde, die jedem Menschen zukommt und ihn unabhängig von seiner nationalen oder ethnischen Zugehörigkeit wertschätzt. Das apostolische Schreiben Papst Pauls VI. 'Octogenesima adveniens' (1971) postuliert deshalb ein Recht aller Menschen auf wirtschaftliche, kulturelle, politische und gesellschaftliche Beteiligung. Bezogen auf Migration ist davon die Rede, dies durch erleichterte Einbürgerung, durch berufliche Förderung und durch Familiennachzug zu gewährleisten.“

Und weiter heißt es:

„Grundsätzlich gilt dabei auch für das Wirken der Kirche, dass Integration nur gelingen kann, wenn alle Schritte von Respekt, Solidarität und Sensibilität getragen sind. In Abgrenzung zu bloßer Toleranz nimmt eine Haltung des Respekts den anderen in seinem Selbstverständnis ernst. Solidarität gründet in der gemeinsamen Gotteskindschaft aller Menschen und schließt alle in die Heilzusage Gottes ein. Sensibilität drückt sich aus in der Achtung vor den Überzeugungen und der Kultur der anderen.“

Im Sinne dieses gemeinsamen Bemühens wünsche ich der Zeitschrift „Meine Welt“ auch für die Zukunft einen guten Erfolg und Gottes Segen.

Dr. Josef Voß

Weihbischof

Vorsitzender der Bischöflichen Kommission für Migration



Land Nordrhein-Westfalen _____

Armin Laschet

Grußwort



„Meine Welt“ - das ist eine traditionsreiche Zeitschrift, die sich seit nunmehr 25 Jahren dem deutsch-indischen Dialog widmet. Ein Dialog, der immer wichtiger wird: Die indische Kultur, indisches Leben und indisches Denken üben große Einfluss auf das Leben in Europa aus. Daran haben die vielen Einwanderinnen und Einwanderer einen maßgeblichen Anteil. Nicht zuletzt deshalb freut es mich, dass in dem Jubiläumsbuch von „Meine Welt“ der Schwerpunkt auf dem Thema Integration liegt.

Es ist beeindruckend zu sehen, in welchem atemberaubendem Tempo die Entwicklung Indiens voranschreitet. Der Subkontinent ist auf dem Weg, eine wirtschaftliche und politische Supermacht zu werden. Man denke nur an die IT-Branche. Indische IT-Expertinnen und -Experten sind hervorragend ausgebildet, weltweit begehrt und genießen einen herausragenden Ruf. Auch Deutschland profitiert davon. Indien war Partnerland auf der Hannover-Messe 2006 und imponierte durch das Know-how seiner Unternehmen und

seine wirtschaftliche Dynamik und Vitalität.

Leider ist die Zahl der indischen Studenten, die an einer deutschen Hochschule studieren, mit knapp 4.000 noch immer sehr klein. Ich wünsche mir mehr Austausch, mehr indische Studenten in Deutschland, gerade auch in Nordrhein-Westfalen, einem Land mit einer gut ausgebauten Hochschullandschaft und einer leistungsfähigen Wirtschaft.

Ich wünsche mir aber auch mehr Deutsche, die die Chance nutzen, in Indien zu studieren und zu arbeiten. Wir können viel voneinander lernen. Das gilt auf dem Feld der beruflichen Qualifikation ebenso wie für den Bereich der Integration. Wie sie gelingen kann, zeigt das Buch zum Jubiläum von „Meine Welt“ mit einer Reihe beeindruckender Integrationsgeschichten. Es wird deutlich: Integration ist keine Selbstverständlichkeit. Sie muss von allen Beteiligten gewollt und gelebt werden. Rückschläge müssen verkraftet werden. Dass Integration dann aber doch immer wieder gelingt und Menschen zu Vorbildern werden, stimmt mich froh und zuversichtlich.

Ich wünsche der Zeitschrift „Meine Welt“ weiter 25 Jahre erfolgreiches Arbeiten. Allen indischen Einwanderinnen und Einwanderern wünsche ich, dass ihnen Deutschland zu einer neuen und guten Heimat wird.

Armin Laschet

Minister
für Generationen, Familie, Frauen und Integration
des Landes Nordrhein-Westfalen

Jose Punnamparambil

Indische Migration nach Deutschland

Geschichtlicher Hintergrund

Die meisten Inder sind Nachkömmlinge verschiedener Völkerwanderungen nach Indien, angefangen bei den Indoariern, die in vorchristlicher Zeit den persischen Raum verließen und nach Indien einwanderten. Die ersten Auslandsinder waren vermutlich als Händler oder aus religiösen Gründen über das Meer in Richtung Afrika oder Arabien ausgewandert. Viel später, während der Kolonialzeit, wurden die Inder als billige und willige Arbeitskräfte entdeckt und folgten ihren Kolonialherren, insbesondere den Engländern, in alle Himmelsrichtungen als *Indentured Labour* (Vertragsarbeiter). Die meisten dieser Inder, die überwiegend auf Plantagen, im Bergbau und in der Landwirtschaft eingesetzt waren, kehrten nicht nach Indien zurück, sondern ließen sich dort nieder, wo sie gearbeitet hatten. So beträgt der Anteil der indischen Bevölkerung auf den Fidschiinseln etwa 50 Prozent, in Surinam 38 Prozent, auf Trinidad und Tobago 36 Prozent, auf Mauritius 60 Prozent und in Malaysia zehn Prozent. Auch die Zahl der von Engländern nach Ost- und Südafrika vermittelten Inder ist beträchtlich. Allein in Südafrika lebt heute über eine Million Bürger indischer Abstammung. Die erste Auswanderung nach Nordamerika fand um 1890 statt, als Sikhs aus dem Punjab mit Schiffen nach Britisch-Kolumbien und Kalifornien kamen und sich dort ansiedelten.

Obwohl die erste urkundlich erwähnte deutsche Indienfahrt schon 1505 von den Handelsleuten Hans Mayr und Balthasar Sprenger unternommen wurde, kamen die ersten Inder vermutlich erst viel später nach Deutschland. Vor 112 Jahren (1896) kam der bekannte indische Religionsphilosoph *Vivekananda* nach Deutschland. Von Schaffhausen kommend besuchte er Heidelberg, Koblenz, Köln, Berlin, Kiel und Hamburg. Zu dieser Zeit lebten schon einige Inder in Deutschland, vermutlich Handelsleute, Studenten und vor allem die im Exil lebenden indischen Freiheitskämpfer. Prominent unter den damaligen Deutsch-Indern war der aus Kerala stammende Journalist *Chempakaraman Pillai*.

Um 1915 wurde die erste indische Vereinigung in Deutschland ge-

gründet. Ihr Ziel war es, von Europa aus den Widerstandskampf gegen die Britische Kolonialherrschaft in Indien zu organisieren. Zu dieser Vereinigung, genannt *Europäisches Zentralkomitee der indischen Nationalisten*, gehörten – direkt oder indirekt – viele prominente Deutschland-Inder wie *Mahendra Pratap, Dulip Singh, Bhupendranath Datta* (Bruder von *Swami Vivekananda*), *Virendranath Chattopadhyaya* (Bruder der indischen Dichterin *Sarojini Naidu*) und andere.

Um das Wissen über Indien weiter in deutsche Kreise hineinzutragen, wurde am 21. Februar 1918 im Berliner Schriftstellerklub in der Kurfürstenstraße der *Bund der Freunde Indiens* gegründet. Ihm gehörten zahlreiche bekannte indische und deutsche Persönlichkeiten an, darunter *A. R. Pillai, Chempakaraman Pillai, Naik, Admiral Recke* und *Hermann von Staden*.

Die Achtung, die sich die indischen Exilpolitiker in Deutschland erworben hatten, war eine günstige Voraussetzung für ein gutes Verhältnis der Deutschen zum indischen Volk, auch während der Zeit der Weimarer Republik. In Deutschland waren zu dieser Zeit noch andere Inder aktiv, zum Beispiel *M. N. Roy, Tarachand Roy, Benoy Kumar Sarkar, A. C. Narayanan Nambiar* oder *A. Husain*. Später kamen *Netaji Subhas Chandra Bose* und andere hinzu.

Das erste indische Nachrichten- und Informationsbüro in Deutschland wurde von *Verendranath Chattopadhyaya* und *A. C. N. Nambiar* 1922 in Berlin eröffnet. Viele der indischen Studenten, die sich in Deutschland aufhielten, hatten enge Kontakte zu diesem Büro. Das offizielle Deutschland wollte aber in seiner Beziehung zu diesem Büro äußerste Zurückhaltung üben, weil es stark daran interessiert war, mit den Engländern Handelsbeziehungen aufzubauen. Bald musste das Büro auf Drängen Londons geschlossen werden. Am 15. Februar 1929 wurde schließlich unter der Leitung von *A. C. N. Nambiar* ein neues indisches Informationsbüro in Berlin eröffnet. Hauptaufgabe dieses Büros war die Versorgung der indischen Studentenschaft mit Informationen über Studienmöglichkeiten in Deutschland. Das Büro übernahm zusätzlich die Aufgabe, neu anreisenden Studenten zu helfen, beispielsweise bei der Erledigung der Zulassungsformalitäten, bei der Suche nach geeignetem Wohnraum und beim Erlernen der deutschen Sprache.

Nach dem Zweiten Weltkrieg erklärte das unabhängige Indien am 1. Januar 1951 den Kriegszustand mit Deutschland als beendet. Am 18. Januar desselben Jahres wurde in Stuttgart die erste Deutsch-Indische Gesellschaft der Nachkriegszeit gegründet. Sie hat sich in den folgenden Jahren auf beispielhafte Weise zum vielleicht größten deutsch-ausländischen Freundschaftsverein der Bundesrepublik entwickelt. Heute unterhält die Deutsch-Indische Gesellschaft über 30 Zweigstellen mit ca. 3400 Mitgliedern. Sie spielt bundesweit eine bedeutende Rolle im kulturellen und gesellschaftlichen Leben der Inder und pflegt nicht nur die Freundschaft zwischen beiden Ländern, sondern ist auch in Bereichen wie Politik, Wirtschaft und Entwicklungszusammenarbeit aktiv.

Das von den Engländern eingeführte Bildungs- und Erziehungssystem

sowie die Modernisierung Indiens nach westlichem Vorbild führten in den sechziger und siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts zwangsläufig zu einer großen Auswanderungswelle. Die Bundesrepublik Deutschland war neben den USA, Kanada und Großbritannien bevorzugtes Zielland der emigrierenden Inder. So wanderte in den letzten 50 Jahren eine nicht unbedeutende Zahl von Indern nach Deutschland aus. Zunächst kamen vor allem Studenten und Akademiker aus dem Bundesstaat Westbengalen, da zwischen Deutschland und der bengalischen Hauptstadt Kalkutta (heute Kolkata) traditionell enge Beziehungen bestanden. Nicht nur die großen bengalischen Freiheitskämpfer *Subhas Chandra Bose*, *M. N. Roy* und *Virendranath Chattopadhyaya* waren hier gewesen, auch international bekannte Intellektuelle wie *Rabindranath Tagore*, *Swami Vivekananda*, *Aurobindo* und *Jamini Roy*. Aber auch aus anderen Teilen Indiens kamen Studenten nach Deutschland, nicht zuletzt wegen der liberalen Stipendienpolitik der Bundesregierung (und privater Träger) gegenüber indischen Bewerbern. Viele dieser Studenten kehrten später als Akademiker nach Indien zurück oder wanderten weiter in die USA oder nach Kanada, einige blieben aber auch in Deutschland.

Von Mitte der sechziger bis Mitte der siebziger Jahre kamen etwa 6000 Inderinnen, überwiegend aus dem südindischen Kerala, um hier in krankenschwesterischen Berufen zu arbeiten oder ausgebildet zu werden. Grund hierfür war der akute Mangel an Pflegepersonal in Krankenhäusern und Pflegeheimen in Deutschland. Eine beträchtliche Zahl dieser Krankenschwestern/Pflegerinnen kehrte später nach Indien zurück oder wanderte ebenfalls weiter in die USA oder nach Kanada; viele blieben aber auch in Deutschland zurück. Später heirateten sie, meist Männer aus ihrem Heimatstaat Kerala, und gründeten in deutschen Städten und Dörfern Familien. Ziemlich gut integriert in die hiesige Gesellschaft, bilden diese Inderinnen und Inder mit ihren hier geborenen und aufgewachsenen Kindern die größte Gruppe in der indischen Gemeinschaft heute.

Struktur der indischen Gemeinschaft in Deutschland

Zurzeit leben ca. 35.000 indische Staatsbürger in der Bundesrepublik; hinzu kommen annähernd die gleiche Zahl deutsche Staatsbürger indischer Abstammung. Darunter sind ca. 4000 Studenten und eine kleine Anzahl von Asylbewerbern.

In der indischen Gemeinschaft in Deutschland überwiegt die Zahl der Männer, die meisten von ihnen haben indische Frauen geheiratet. Es gibt aber auch drei- bis vierhundert Ehen zwischen Indern und deutschen Frauen. Ehen zwischen deutschen Männern und Inderinnen sind seltener.

Mehr als ein Drittel der Deutschland-Inder lebt bereits länger als 30 Jahre hier, im Einzelfall auch 40 Jahre und länger. Die Zahl derer, die aus dem aktiven Arbeitsleben ausgeschieden sind, ist beträchtlich.

Eine bedeutende Gruppe unter den Deutschland-Indern sind katholi-

sche Ordensschwwestern und Priester. Die meisten von ihnen stammen aus dem Bundesstaat Kerala. Zurzeit leben und arbeiten weit mehr als 1000 indische Ordensschwwestern und ca. 250 indische Priester in Deutschland. Während die Nonnen überwiegend in Altenheimen und Krankenhäusern tätig sind, arbeiten die Priester in Pfarreien oder anderen seelsorgerischen Einrichtungen. Sie leisten damit einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Weiterführung vieler kirchlicher und sozialer Einrichtungen in Deutschland, die sonst von der Schließung bedroht wären.

Die Mehrzahl der hier lebenden Inder sind Hindus. Da sie in den meisten Fällen als Studenten nach Deutschland kamen, kann man annehmen, dass sie den oberen Kasten und damit auch der oberen Mittelschicht Indiens angehören. Die große Mehrheit der Keralesen, die hier in medizinischen und krankenpflegerischen Berufen tätig sind, entstammt jedoch christlichen Familien der unteren Mittelschicht. Diese Christen gehören allerdings unterschiedlichen kirchlichen Strömungen und Gruppierungen an. Sehr stark vertreten sind die syromalabarischen Thomas-Christen (katholisch), gefolgt von den syromalakarischen Thomas-Christen (auch katholisch) und den latinischen Katholiken. Neben den katholischen Hauptgruppierungen befindet sich auch eine nicht unbedeutende Zahl von Jakobiten (auch Orthodoxe) aus Kerala in Deutschland. Auch andere christliche Kirchen sind in geringerem Umfang vertreten. Da Indien die Heimat von verschiedenen Religionen ist, reflektiert die indische Gemeinschaft hier auch die religiöse Vielfalt Indiens. Neben Hindus und Christen trifft man auch Moslems, Sikhs, Jains und Buddhisten.

Auswanderungsgrund

Die meisten der Inder, die nach Deutschland ausgewandert sind, kamen nicht mit der Absicht, sich hier niederzulassen und für immer zu bleiben. Die Hauptmotivation für die Auswanderung war für sie die Verbesserung eigener Lebensperspektiven durch Studium oder Arbeit. Eine akademische Qualifikation oder ein Ausbildungsabschluss aus Deutschland war in Indien hoch angesehen und konnte dem Besitzer schnell einen lukrativen Job im Staatsdienst oder in der Privatindustrie verschaffen. Einige wollten nur ein paar Jahre hier arbeiten und mit dem ersparten Geld nach Indien zurückkehren, um dort für sich eine Zukunft aufzubauen.

Aber wie das Leben so spielt, es verläuft nicht immer genau nach den Wünschen und Vorstellungen der Menschen. Man gründet mit der Zeit eine Familie, die Kinder werden hier geboren und wachsen hier auf, man engagiert sich im Beruf und in der Gesellschaft. So rast die Zeit an einem vorbei. Je länger die Inder der ersten Generation hier lebten, desto mehr integrierten sie sich in der hiesigen Gesellschaft und entfernten sich immer mehr von der eigenen Heimat. Und je älter sie wurden, desto abhängiger wurden sie von den sozialen und gesundheitlichen Sicherheiten, die das deutsche soziale Netz bietet.

Soziale Integration und gesellschaftliches Wirken

Im Gegensatz zu Großbritannien, Kanada und den USA bilden die Inder in Deutschland keine Ghettos. Sie führen ein bürgerliches Leben wie jeder Durchschnittsdeutsche. Kulturell leben sie jedoch gleichzeitig auf zwei Ebenen: ein Innenleben mit eigenen Sitten, Traditionen, religiösen Vorstellungen und Lebensanschauungen und mit einem Leben nach außen, das säkular, weltoffen und angepasst ist. Da die meisten Inder weit verstreut und integriert unter den Deutschen leben, haben sie die Möglichkeit, am örtlichen Kultur- und Gesellschaftsleben teilzunehmen und es gemeinsam mit den deutschen Freunden und Nachbarn zu gestalten.

Für die meisten der immigrierten Inder eröffnete das Leben in Deutschland neue Möglichkeiten zu Persönlichkeitsentfaltung und Kreativität. Sie wurden mündiger und selbstbewusster; der Erfahrungs- und Erlebnishorizont wurde erweitert. Finanziell verbesserte sich die Situation für sie erheblich. Sie konnten nicht nur selbst im Wohlstand leben, sondern auch vielen ihrer Verwandten und Freunde in der Heimat dabei helfen, ihren Lebensstandard deutlich zu steigern.

Eine große Anzahl der Deutschland-Inder hat hier ein Hochschulstudium oder eine andere Ausbildung abgeschlossen. Sie arbeiten heute erfolgreich in Industrie, Forschung und Lehre, in Schulen sowie im Staatsdienst. Eine bedeutende Gruppe ist in der Kranken- und Altenpflege tätig. Die meisten von ihnen zeichnen sich durch Fleiß, soziokulturelle Sensibilität und Sparsamkeit aus. So wundert es nicht, dass sie zu den ausländischen Bevölkerungsgruppen mit dem höchsten Pro-Kopf-Einkommen in Deutschland gehören.

Über die *Deutsch-Indische Gesellschaft* mit ihren über 30 Zweigstellen hinaus sind die Deutschland-Inder in vielen Gruppen, Vereinen und religiösen Gemeinschaften organisiert. Besonders zu erwähnen sind das indische Kulturinstitut in Frankfurt am Main, wo Sprachen, Musik und Tanz aus Indien unterrichtet werden; die in Köln tätige private Theatergruppe *Darsana Theaters*, die seit über 20 Jahren mit wenigen Ausnahmen alljährlich ein Theaterstück aus der Heimat in Malayalam einstudiert und zur Aufführung bringt; die *Seelsorgestelle* in Köln für die indische katholische Gemeinde in Deutschland unter der Leitung eines indischen Priesters und das *Literatur Forum Indien*, gegründet 2005 zur Förderung indischer Literatur, insbesondere der Literatur in Indiens Regionalsprachen im deutschsprachigen Raum. Die Deutschland-Inder sind auch publizistisch aktiv. Sie veröffentlichen Beiträge zu gesellschaftspolitischen und interkulturellen Themen, geben Bücher heraus, verfassen Gedichte, Sachbücher und Erzählungen in deutscher Sprache und nehmen an Seminaren und Tagungen teil, auf denen entwicklungspolitische, soziale und religiöse Themen diskutiert werden. Mit Unterstützung der katholischen Kirche Deutschlands erscheint seit 1973 eine Zeitschrift (*Ente Lokham*) in Malayalam, der Muttersprache der Krankenschwestern, Ordensschwestern, Priester etc. aus dem indischen Bundesstaat Kerala. Eine andere Zeitschrift (*Rashmi*)

in Malayalam wurde später durch eine Privatinitiative gegründet, die seit ca. 15 Jahren regelmäßig mit sechs Ausgaben im Jahr erscheint. Ein bedeutender Beitrag zur deutsch-indischen Verständigung leistet die im Jahr 1984 mit Unterstützung der deutschen katholischen Bischofskonferenz gegründete deutsche Zeitschrift *Meine Welt*, die dreimal im Jahr erscheint und unter redaktioneller Verantwortung eines indischen Teams steht. Außerdem gibt die Deutsch-Indische Gesellschaft seit einigen Jahren viermal jährlich ein Online-Mitteilungsblatt heraus, das neben Berichten über Vereinsarbeit auch wichtige Beiträge zu deutsch-indischen Beziehungen veröffentlicht.

Hilfe zur Selbsthilfe

Die Deutschland-Inder tun viel für ihr Heimatland. Sie überweisen Devisen in beträchtlichem Umfang und investieren in zukunftsrelevanten Projekten in Indien. Allein die 1000 Ordensschwestern und 250 Priester überweisen zusammen schätzungsweise 20 Millionen Euro nach Indien. Der größte Teil dieses Geldes wird zu Gunsten von Bildungseinrichtungen und sozialen Projekten ausgegeben. Die indischen Wissenschaftler und Forscher haben sich auch in Deutschland profiliert; damit erhöhen sie das Ansehen Indiens und leisten einen effektiven Beitrag zum Transfer von Wissen, Know-how und Erfahrungen nach Indien. Die hier ansässigen Inder beeinflussen politische und gesellschaftliche Gruppen in ihrer Umgebung zugunsten Indiens. Außerdem profitiert Indien sehr von den interkulturellen Lebenserfahrungen und Kommunikationsfertigkeiten, die die Inder hier erwerben.

In der Tat leisten die in Deutschland lebenden Inder einen wertvollen Beitrag zur Hilfe zur Selbsthilfe in Indien, denn ein beträchtlicher Teil ihrer Überweisungen geht direkt an Menschen in Dörfern, die einen Beitrag zur Existenzgründung und -sicherung bitter nötig haben. Ohne bürokratische Hindernisse und Auflagen und ohne abhängigkeitschaffende Mechanismen werden die überwiesenen Gelder zur Beseitigung der Armut und zur Verbesserung der Lebensbedingungen auf dem Lande eingesetzt. Das ist durchaus basisorientierte Entwicklungszusammenarbeit. Gerade aus diesem Grunde ist die Kritik der Verfechter der *Brain-Drain-Theorie*, derzufolge die ausgewanderten Inder eigentlich Ressourcenräuber ihres Heimatlandes sind, nicht zutreffend.

Dass es auch Probleme gibt, soll nicht verschwiegen werden. Die direkten Überweisungen an Verwandte und Freunde in Indien wirken sich oft inflationsfördernd aus, da sie die im Wirtschaftskreislauf befindliche Geldmenge in die Höhe treiben. Soziale Spannungen entstehen, weil diejenigen, die Verwandte in Deutschland haben, sich vieles leisten können, während andere viele ihrer legitimen Wünsche zurückstecken müssen.

Die reichen Deutschland-Inder weckten eine Zeit lang – wie die anderen Auslandsinder auch – Erwartungen in Bezug auf Lebensstandard und Lebensstil, die von einem Durchschnittsinder kaum erfüllt werden konnten.

Die zweite Generation

Die heranwachsenden Kinder der Inder der ersten Generation fühlen sich in erster Linie als Deutsche, können sich aber von ihren indischen Wurzeln nie ganz lösen. Ihr Äußeres und manchmal auch ihre Denkweise sind davon geprägt. Daraus entsteht ein innerer Konflikt, den die Kinder ständig verdrängen. Manchmal werden sie von ihren Schulkameraden provoziert und reagieren aggressiv. Erst nach der Pubertät werden sie ruhiger und nachdenklicher. Wer bin ich, Deutscher oder Inder? Einige gehen dann auf die Suche nach ihrer Identität, andere stecken ihre Zweifel zurück und richten sich auf ein bürgerliches Leben in Deutschland ein.

Welche Spätfolgen dieser Identitätskonflikt haben wird, ist schwer zu sagen. Fest steht, dass Deutschland für die meisten der hier geborenen Inder und Inderinnen eine Heimat ist. Deshalb reagieren sie auch wie deutsche Kinder, wenn man mit ihnen über Rechtsextremismus oder Ausländerfeindlichkeit in Deutschland spricht.

Auf jeden Fall haben diese Inder der zweiten Generation längst begonnen, nach Absolvierung eines Studiums oder Beendigung einer Ausbildung wichtige Positionen in der Industrie, in Lehre und Forschung, in den Medien und auch in vielen sozialen Berufen zu besetzen. Wir haben bereits zwei bekannte Politiker mit indischem Migrationshintergrund, nämlich Sebastian Edathy (SPD, Vorsitzender des Innenausschusses des Bundestags) und Josef Winkler (Bündnis 90/Grüne und Vorsitzender der Deutsch-Indischen Parlamentariergruppe). Diese jungen Inder und Inderinnen werden für die deutsche Gesellschaft eine Bereicherung sein, da sie interkulturell aufgewachsen sind und von ihren Eltern Wertvorstellungen und Lebensanschauungen mitbringen, die in der jetzigen Zeit großer gesellschaftlicher Veränderungen ergänzend, aber auch modifizierend wirken können.

Es ist anzunehmen, dass die meisten Inder und Inderinnen der zweiten Generation in Deutschland bleiben und überwiegend Deutsche heiraten werden. Die Integration der Inder wird damit spätestens in der dritten Generation vollzogen sein.

Einige Probleme

Obwohl die Inder in Deutschland keine Subkulturen bilden, kommt es oft zu starken Generationskonflikten innerhalb der Familie. Das Festhalten der Eltern an den Traditionen, Sitten und Gebräuchen des Heimatlandes führt unweigerlich zu Konflikten mit den in der Gastkultur aufgewachsenen Kindern. Einigen Eltern fällt es schwer zu akzeptieren, dass sich ihre erwachsenen Kinder ihren Lebenspartner im Gastland selbst suchen. Auch die Freizügigkeit der westlichen Gesellschaft sehen sie als Gefahr.

Ein echtes Problem ist die Tatsache, dass die meisten Inder sowohl in ihrer Heimat als auch in Deutschland Bürger zweiter Klasse sind. Die im

Ausland lebenden Inder haben kein Wahlrecht in Indien, können aber auch in Deutschland nicht wählen, weil sie Inder sind. Folglich haben sie auch keine politische Lobby – weder in Indien noch in Deutschland. Ein Problem, das sich für die Inder der ersten Generation als besonders konfliktreich und schmerzhaft erwiesen hat, ist das Altwerden in einer Leistungsgesellschaft. In ihren jüngeren Jahren mussten sie geistig und körperlich überdurchschnittliche Anstrengungen aufbringen, um den Anforderungen in Beruf und Alltag gerecht zu werden. In einer Konkurrenzgesellschaft steht ein Fremder ständig unter dem Druck, beweisen zu müssen, dass er bei einer bestimmten Leistung mindestens ebenso gut ist wie die Einheimischen. Hinzu kommen noch vielschichtige Konflikte und die mühsame Aneignung von neuen Kompetenzen, die mit der Integration in eine fremde Gesellschaft verbunden sind. All dies bleibt nicht ohne Auswirkungen auf die Gesundheit und die geistige Verfassung der Betroffenen. Viele werden frühzeitig krank, ihre Leistungsfähigkeit lässt mit zunehmendem Alter rapide nach. Dass eine Leistungsgesellschaft kein Langzeitgedächtnis hat, liegt auf der Hand: Menschen mit geringeren Leistungen passen nicht in das Schema. Sie werden aussortiert, als leistungsschwach abgestempelt und an den Rand gedrängt. Eine psychisch belastende, bittere Erfahrung für viele Inder, insbesondere für die im Krankenpflegebereich tätigen Inderinnen, die in ihren besten Jahren Überdurchschnittliches geleistet haben.

Ein anderes Phänomen ist das starke Erwachen von Nostalgie. Je älter die Inder werden, desto intensiver wird ihr Verlangen nach Rückkehr in die Heimat. Den Rest ihres Lebens wollen sie mit den Verwandten, Freunden und Bekannten verbringen, und zwar in einer vertrauten Umgebung, wo die Alltagskommunikation in der Muttersprache stattfindet. Dass sich dieses aus vielen praktischen Gründen und wegen der veränderten Situation in der Heimat nur sehr bedingt verwirklichen lässt, wissen inzwischen viele Inder der ersten Generation. Sie wissen, dass sich ihre Verhaltensweisen und Lebensauffassung durch den langen Aufenthalt in Deutschland gründlich verändert haben. Dies macht eine endgültige Rückkehr in die Heimat schwer, zumal viele Inder sich nicht vorstellen können, ihre in Deutschland lebenden Kinder und Enkelkinder für immer zu verlassen. Andererseits können sie sich mit der Idee überhaupt nicht anfreunden, ihren Lebensabend in den kalten deutschen Altenheimen zu verbringen. Was dann? Ist das Pendeln zwischen Indien und Deutschland ein mögliches Modell? Was wird ihnen passieren, wenn sie wirklich alt und pflegebedürftig werden?

Leben in einer Zwischenwelt

Es gibt aber auch andere Fragen, die die erste Generation der Inder heute beschäftigen: War es richtig, vor Jahren die eigene Heimat zu verlassen? Wird man die Kraft haben, die Vereinsamung und Vernachlässigung im fortgeschrittenen Alter zu verkraften? Werden die Kinder hier die gleichen

Chancen wie die Einheimischen haben, im Beruf und in der Gesellschaft voranzukommen? Diese und ähnliche Fragen haben ihre Gültigkeit nicht nur für Inder, sondern auch für andere ethnische Gruppen, die hier leben. Auswandern ist eigentlich von sich weggehen. Können wir das? Nicht einfach. Meistens landen wir in einer Zwischenwelt. Deshalb werden wir manchmal von einem lawinenartigen Heimweh überwältigt. Trauer umhüllt uns. Aber so ist das Leben der Migranten. Sie sind immer unterwegs, ihre Heimat tragen sie mit sich.

Quellen

Indien und die Deutschen, 500 Jahre Begegnung und Partnerschaft, Walter Leifer, Tübingen/Basel 1969.

The Non-Resident Indian. From Non-Being to Being. Chandrashekhara Sastry, Bangalore, India

Das Parlament 19./26. Febr. 1993, Themenausgabe Indien

(Überarbeitete Fassung des Beitrages „Die indische Gemeinschaft in Deutschland“, veröffentlicht in dem Band „Ethnische Minderheit in Deutschland“, herausgegeben von Institut für Sozialforschung, Berlin, Edition Parabolis, 1994)

Navina Sundaram

Grüblerisches zum Thema „Heimat in der Fremde“



Navina Sundaram, geboren 1945 in Simla, Himachal Pradesh, Indien. Verheiratet. Ankunft in Deutschland: 1964. Studium/Ausbildung: Englische Literatur (B. A. Honours) an der Delhi-Universität. Von 1964 bis 1966 Praktikum/Ausbildung beim Norddeutschen Rundfunk (NDR), Hamburg. Qualifizierung als Fernsehredakteurin, Journalistin und Filmemacherin. Berufsjahre: In Indien 1966-1967, in Deutschland 1968-2005, dazwischen 1992-1993 in Indien. Seit 2005 im Ruhestand. Wohnort: Hamburg.

Wichtige Fernseh-Dokumentationen: Bharatnatyam – Indischer Tempeltanz (1967); Auf dem Wege zur Glückseligkeit – Hare Krishna & Transzendente Meditation (1970); Fahndung nach einem Rebellen – Subhas Chandra Bose und die Achsenmächte 1941-1945 (1971); So lange es noch Tränen gibt: 25 Jahre unabhängiges Indien (1972); Die Freiheit und ihr Preis – Bangladesch, ein Jahr nach der Unabhängigkeit (1973); Darshan Singh will in Leverkusen

bleiben – Das Schicksal von Uganda-Asiaten (1973); Meine Stadt, deine Stadt – Mannheim aus der Sicht von 2 ‚Benzlern‘ – Heinz Schmidt und Ahmed Demirel (1976); Wenn die Begrüßungsreden verklingen – Vietnamesische Boatpeople in Niedersachsen (1979); Nur einer von 40 – Der SS-Arzt Hans Münch und der Befehlsnotstand (1982); Panorama – Der Tod von Cemal Altun (1983); Sommergäste – Ein Deutsch/Indisches Künstlertreffen am Himalaya (1983); Salman Rushdie und seine Mitternachtskinder (1984); Rabindranath Tagore: Ein Licht, das nicht erlischt (1985); Hinter jedem Vorhang eine Geschichte – Ein Theater-Workshop in Kasouli (1989); Narmada – Ein Staudamm und die Konsequenzen (1992); Der Maler und die Filmdiva – Das Vermächtnis von Stanislav Roerich und Devika Rani in Bangalore (1992); Bhopal – 8 Jahre nach der Giftgas-Katastrophe (1992); Ayodhya – die Erstürmung der Babri-Moschee (1992); Bombay – the riots (1993); Die kleinen Sklaven – Kreuzzug gegen Kinderarbeit in Indien (1983); Sarojini Naidu – die indische Nachtigall (1994); Wenn Schiffe sterben: die Abwrack-Werft Alang (1994); Gordian Troeller – Zwischen allen Stühlen auf dem richtigen Platz – Portrait des Filmemachers (1995); Amrita Sher-Gil: Ein Familienalbum (2006)

Wichtige Publikationen: *Für eine Kultur der Differenzen: Friedens- und Dritte-Welt-Zeitschriften auf dem Prüfstand, Mehr Farbe in den Medien oder der alltägliche Rassismus in deutschen Redaktionsstuben*, Institut für Kirche und Gesellschaft, Iserlohn 2004; *Import Export – Cultural Transfer India, Germany, Austria – An Outsider's inside view or an Insider's outside view – India on German TV 1957-2005* (Innenansichten einer Außenseiterin oder Außenansichten einer Innenseiterin – Indien im Deutschen Fernsehen 1957-2005), Parthas Verlag, Berlin 2005

Berichten, anstatt zu beichten

Im Jahre 1931 sprach Erika Mann einmal hoffnungsvoll von der erwünschten Eigenart der modernen Autorin: „Die Frau, die Reportage macht, in Aufsätzen, Theaterstücken, Romanen. Sie bekennt nicht, sie schreibt sich nicht die Seele aus dem Leib, ihr eigenes Schicksal steht still beiseite, die Frau berichtet, anstatt zu beichten.“ Mein erlernter und ausgeübter Beruf als Journalistin und Fernsehreporterin sowie Redakteurin brachte es mit sich, dass ich hauptsächlich berichtet habe. Ich habe gelegentlich einen bekennenden Journalismus betrieben, einen engagierten womöglich, nie aber einen beichtenden.

Nun soll ich über meine Erfahrungen in diesem unserem Lande erzählen (ist erzählen gleich beichten?) und für wen eigentlich? Für die Kinder? Für die Enkel? Eigene sind ja nicht vorhanden! Sachdienliche Informationen für die zweite Generation? Für die dritte Generation? Warum sollten meine Erfahrungen für die „Inderkinder“ von einst oder von morgen oder von übermorgen von Interesse, geschweige denn von Relevanz sein?

Rauf- und runtergeleiert auf der Emotionskala habe ich das garstige Lied von Gegensätzen, die vielleicht keine waren, auf jeden Fall für mich keine mehr sind: Insider/Outsider, Binnensicht/Außensicht, Stereosicht, Inklusion/Exklusion, fremd in der Heimat, heimisch in der Fremde. Befremdung, Entfremdung, Verfremdung, wurzellos und frei, verwurzelt und verwurschtelt, homogen/hybrid, authentisch/künstlich, Einfach/Vielfalt, Singularität/Diversität, Doppelperspektive, Grenzen grenzenlos verwischt. Rollenspiele allesamt. Identitäten kreieren?

Vielleicht sollte ich mir eine völlig neue Identität zulegen, eine Rekonstruktion, frei erfunden nach imaginären Erinnerungen von hier und von dort und mit sanften Ironien zusammengefügt. Zum Beispiel: Die Suche nach meinen Wurzeln endet im Möhrenbeet eines Deutschlands der Gartenzwerge!

Wie soll ich dem zwanghaften Hineinpressen in Schubladen, in maßgeschneiderte Kulturidentitäten entgehen, wenn meine Großmutter Ungarin, mein Großvater Sikh, mein Vater Tam-Brahm (ein Brahmane aus Tamil-Nadu) sind und ich – eine bunte Mischung – gehegt und gepflegt in einer kosmopolitischen Metropole mit einer britisch-kolonialen Geschichte, einer national-säkularen indischen Geschichte, und später einer bundesrepublikanischen deutschen Geschichte, auf die ich jederzeit mit Leichtigkeit zurückgreifen kann? Aus so üppiger Vielfalt sollte ich mich für *eine* klar definierte Identität entscheiden? Wie ärmlich! Wie beschränkt! Multiple choices sind keine Bedrohung, sondern eine Befreiung.

Wie kam ich nun nach Hamburg? Angefangen hat alles ganz harmlos. Für eine Sendereihe „Asiatische Miniaturen“ benötigte der damalige ARD-Asien-Korrespondent, Hans Walter Berg, in Neu-Delhi einen einheimischen Aufmacher, und er fand ihn in meiner Person. So tauchte ich hinter einem Fächer hervor, in voller indischer Montur – Sari inbegriffen –, und stammel-

te ein paar auswendig gelernte Sätze auf Deutsch. Das war meine erste Begegnung mit dem Deutschen Fernsehen. Wir schrieben das Jahr 1963.

Berg notierte in seinen Memoiren „Indien: Traum und Wirklichkeit“ (Hamburg 1985, S. 173):

„Nach diesem etwas abenteuerlichen Debüt lernte die junge Inderin in kürzester Zeit, richtig Deutsch zu sprechen; sie bewährte sich als Studio-Mitarbeiterin, so dass der NDR sie zu einer zweijährigen Ausbildung in allen Sparten der Fernseharbeit nach Hamburg holte. Dort avancierte Navina in der Hauptabteilung »Zeitgeschehen« bald zur festangestellten Redakteurin, die ihre eigenen Dokumentarfilme und ‚Weltspiegel‘-Beiträge [...] produzierte. Aus der Außenseiter-Elevin ist inzwischen eine der profiliertesten Fernseh-Journalistinnen deutscher Sprache geworden, die – völlig auf sich allein gestellt, ohne jegliche Partei-Patronage – gegen mancherlei ehrgeizige Konkurrenz ihren Platz durch Leistung erungen hat.“

Ich zitiere diese Passage, weil Lob aus fremder Feder einfach besser ankommt.

Wie war es damals, 1964, als ich zum ersten Mal – gerade 18 Jahre alt geworden – das „Kala Pani“ (das schwarze Wasser) überflog und in Hamburg für meine zweijährige Ausbildung beim Norddeutschen Rundfunk/Fernsehen landete?

In Abwandlung des bekannten Caesar-Zitats „Veni, vidi, vici!“ könnte ich ausrufen: „Veni, vidi, mansi!“ Ich bin gekommen, ich habe gesehen (vielleicht habe ich auch gesiegt), aber vor allem: Ich bin geblieben. Genauer gesagt, ich pendelte zwischen hier und dort. Und ich hatte Angst. In einem Brief an eine Freundin, meine zeitweilige Deutschlehrerin, eine deutsche Kommunistin, die vor den Nazis in den 1930ern nach Indien geflohen war, schrieb ich am 10. Mai 1964 frisch importiert aus Delhi Folgendes noch in ziemlich mangelhaftem Deutsch:

„Ohne Berg wäre ich wirklich verloren hier. Alles ist noch natürlich fremd und seltsam – mit der Sprache habe ich viele Schwierigkeit und es scheint mir genau wie ein Gespräch das man durch eine halb offene Tür hört in Watte eingewickelt. Aber das braucht nur Zeit und Geduld und viel habe ich von beiden. Gestern war ich in diesem Jenisch Park gewesen – und dort habe ich ein Museum von Barlach gesehen – unglücklicherweise war es zu – aber ich habe sofort an dir gedacht und erinnerte mich das ich muss an dir schreiben. Jetzt fühle ich mich satt und dick – ich habe schon sehr viel gefressen – Gänseleber, Spargel, Würste und die arme heilige Kuh und auch natürlich eine halbe Flasche Wein getrunken. Ich warte auf C. Sie ist jetzt nur zwei Stunden spät. Manchmal habe ich ein großes Heimweh und dann verlange ich mich nach einem vertrauten Gesicht und so etwas. Und auch manch-

mal habe ich eine große Angst vor der Arbeit hier – und ich erwarte nur Niederlage davon. Aber das ist bald vorbei oder mehr wahrscheinlich ist es fest niedergedrückt. Also was für ein Quatsch ...“

So kam ich ins Nachwuchsstudio des NDR unter der Leitung des großen alten Publizisten Axel Eggebrecht und lernte sechs Monate lang das Hörfunk- und Fernsehhandwerk von der Pieke auf. Es folgten Stationen bei der Tagesschau, bei der Fernsehspielabteilung, bei Kultur und Wissenschaft und beim Zeitgeschehen.

„First-class immigrant“

Das Leben, die Arbeit in Deutschland, waren für mich zugleich unendlich leicht und unendlich schwer. Damals, 1964, stand mir alles offen. Ich konnte es mir aussuchen. Denn schließlich war ich eine Sensation – der exotische Gast aus dem ewig geheimnisvollen Indien hatte Seltenheitswert. Zu diesem Zeitpunkt gab es kaum Inder in Deutschland, schon gar nicht beim Fernsehen. Ich war ein „first class immigrant“. Es war ein Ausländerbonus, den ich einerseits genossen habe, andererseits aber auch als lästig empfand. Ich wollte ja dazugehören; ich hatte den Spruch satt: „Nun wollen wir es aus ‚anderen Augen‘ betrachtet sehen.“ Ich wollte aus dieser geistigen Ghettoisierung heraus. Raus aus der Marginalisierung, rein in den Mainstream. Das, was ich als normal empfand, wurde zum Exotischen erklärt und umgekehrt. Und immer war es eine ungelöste Frage von Nähe und Distanz, die mehr mit der Herkunft als mit der Qualifikation zu tun hatte. Ein Beispiel:

Ich hatte 1973 mein erstes Feature für die ARD über Bangladesch ein Jahr nach seiner Entstehung gemacht. Eine Kritik in einer Hamburger Zeitung lautete: „Es war ein zwar übliches, aber gut gebautes Feature. Der Text war ausgezeichnet, die Regie auch. Doch fehlte der Reporterin die leider notwendige Distanz zu ihrem Thema. Nach Ostfriesland sollte man die begabte Dame einmal schicken. Da kommt dann vermutlich viel heraus.“

Also war ich nach Meinung des Kritikers zu nah dran, zu involviert. Ich hatte mich im Detail verloren, war wohl zu engagiert und wurde unverständlich durch das, was ich für Differenzierung hielt. So weit, so gut, oder so schlecht!

Ein Gegenbeispiel: Jahrelang hatte ich einen Streit mit der Redaktion von „Extra Drei“ um die Moderation der Sendung ausgefochten. Nein, meinte der zuständige Redakteur, die deutschen Zuschauer würden mir die Moderation über den Sumpf der niedersächsischen Landespolitik nicht abnehmen. Ich könnte mich einfach nicht darin auskennen, so wie ich aussähe. Diese Einstellung hat jedoch die Redaktion nicht davon abgehalten, von mir das Erbe des Dritten Reiches filmisch aufarbeiten zu lassen, die Kinder vom Bullenhusener Damm oder die Geschichte des SS-Arztes Hans Münch, der als einziger von 40 Angeklagten im Krakauer Auschwitz-

Prozess 1949 freigesprochen wurde. Ich durfte auch über den Freikauf von DDR-Häftlingen durch die Bundesrepublik berichten. Hauptsache, ich war nicht zu sehen. Das Exotische, die Andere, sollte sichtlich nicht zum Alltag werden! Ein Kollege wurde immer ganz konfus, wenn ich in meinen Moderationen von „uns“ sprach. Er wusste nie, ob ich damit uns Inder oder uns Deutsche meinte, und das bereitete ihm Kopfschmerzen. Die indische Kunsthistorikerin Geeta Kapur nennt so etwas die „symmetrische Hierarchie von Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit, die wie eine Wippschaukel funktioniert.“

Und heute, Jahrzehnte später, sucht der Westdeutsche Rundfunk in Großanzeigen Journalistinnen und Journalisten mit Migrationsbiographie, denn der WDR sieht „Vielfalt als eine wichtige Ressource unserer Gesellschaft“ und bittet um Bewerbungen unter dem Stichwort: „Raus aus den Nischen!“ Späte Einsicht, aber immerhin, welche Erkenntnis im 21. Jahrhundert!

Ich gehöre der Sorte Menschen an, die sich den hiesigen Verhältnissen angepasst hat – heutzutage wird das gelungene Integration genannt. „Interessant, diese wechselnde Perspektive auf die Gesellschaft von Leuten, die nie gefragt werden, wo sie sich verorten, und die aus dem Mainstream unbedingt raus wollen, und von jemandem wie dir, der kommt und der öfter gefragt wird, woher er denn kommt, und der unbedingt rein will in den Mainstream“, bemerkte ein junger deutscher Filmemacher einmal, als wir über die 68er Studentenbewegung sprachen, und wie wichtig sie für meine Entwicklung war.

In Deutschland wollte ich nicht lange bleiben, aber wie das Leben so spielt, sind aus den zwei Jahren über 40 Jahre geworden – und es ist viel Wasser die Elbe, den Fluss meiner Heimatstadt, herunter geflossen, aber auch viel Wasser den Jamuna, jenen Fluss meiner anderen Heimatstadt, Delhi, hinunter mäandert.

Salman Rushdie, den ich 1984 in Hamburg anlässlich der deutschen Ausgabe seines Buches „Mitternachtskinder“ für das NDR-Bücherjournal filmte, sagte über den Emigranten-Intellektuellen:

„Dass unsere physische Entfremdung von Indien fast zwangsweise bedeutet, dass es uns nicht gelingen wird, haargenau das zurückzugewinnen, was wir verloren haben; dass wir, kurz gesagt, Fiktionen erschaffen, nicht tatsächliche Städte oder Dörfer, sondern unsichtbare, imaginäre Heimatländer, ein jeder sein ganz persönliches Indien der Phantasie ... Vielleicht ist der indische Schriftsteller, der außerhalb seiner Heimat schreibt und versucht, jene Welt wiederzugeben, einfach gezwungen, zerbrochene Spiegel zu verwenden, von deren Scherben einige unwiederbringlich verloren sind. Ein indischer Schriftsteller in dieser Gesellschaft zu sein bringt tagtäglich Definitionsprobleme. Was bedeutet es, außerhalb Indiens, 'indisch' zu sein? Wie kann man eine Kultur bewahren, ohne dass sie dabei verknöchert? Wie sollen wir die Notwendigkeit einer Veränderung in uns selbst und in unserer Gemein-

schaft diskutieren, ohne unseren rassistischen Feinden dabei scheinbar in die Hände zu spielen? ... Wie sollen wir in dieser Welt leben?"

Authentizität und Expertentum

Das ist im weiteren Sinne die nie endende Debatte über Authentizität und Expertentum. Authentisch bin ich doch, als Inderin. Na, doch nicht ganz, denn ich lebe in Deutschland. Bin in die Fremde gegangen, bin also weniger authentisch als diejenigen, die in Indien geblieben sind. Aber zugleich lehne ich es ab, mich als Teil der „Desi-Diaspora“, der indischen Diaspora, zu sehen. Ich fühle mich zu Hause so weit von zu Hause weg – und darin besteht kein Widerspruch.

Gebrochene Identität, fragmentierte Identität, und dennoch fühle ich mich vollkommen wohl. Bin ich nun intuitiv kosmopolitisch, weil ich eigentlich mühelos in tiefen Gewässern zwischen Süd-Asien und Europa navigieren kann? Hin und her schaukelnd zwischen Eurozentrismus und Indo-Zentrismus, mir immer wieder vergegenwärtigend, dass dieses Feld reich mit Tretminen besät ist.

Gutmeinende Kollegen rieten mir übrigens ständig zur Rückkehr nach Indien – um einer vermeintlichen Entfremdung entgegenzuwirken. Zurück zu den Wurzeln im Eigeninteresse! Ein übereifriger, „politisch korrekter“ Zeitungsjournalist sah in mir sogar ein Paradebeispiel für gescheiterte Entwicklungspolitik! „Ausbildung auf Entwicklungshilfekosten genossen, Kenntnisse eines hochindustrialisierten Landes erworben, dann in der Fremde geblieben, wo sie zwar nichts für ihr Volk, aber viel für sich selbst tun kann.“ Weiter hieß es: „Wie ein bunter Paradiesvogel wirkt sie in der nüchternen Atmosphäre der Tagesschau.“ Sprache ist verräterisch. Ich war die Projektionsfläche für tradierte Indien-Vorstellungen, pendelnd zwischen Bewunderung und Herablassung, bis dann schließlich eines Tages von dem außer-ordentlichen Wesen nur noch ein ordentliches geblieben war. Wurde eine neue Kreatur geschaffen? Nein, jenseits aller Gebrochenheit, Fragmentierung und Hybridität hat sich eine politische und professionelle Identität entwickelt, die Fragen der Herkunft und Kultur und des Standortes eigentlich irrelevant macht oder machen sollte.

Und immer wieder wird die Heimat neu erfunden. Noch heute fragen mich besorgte Menschen, wo ich nun meinen Alterssitz aufschlagen möchte. In Indien? In Deutschland? Und wenn sie so fragen, dann frage ich mich zwangsläufig auch. Ja, wo? In Delhi? Da, wo ich herkomme und wo das Familienhaus steht? Schließlich bin ich ein durch und durch urbanes Wesen, geprägt von städtischer Freizügigkeit.

In dieser Molochstadt mit ihren ewigen power-cuts and load-shedding, diesen unangekündigten Elektrizitätsausfällen, die, der „Shining-City“-Propaganda der einst regierenden *BJP*-Partei zum Trotz, große Teile der Hauptstadt regelmäßig in einen stromlosen Zustand versetzen, deren

Trinkwasserversorgung immer prekär am Versickern und Versiegen ist. Diese 14-Millionen-Stadt mit ihren riesigen Entfernungen und dem permanenten Verkehrsstau mit immer schriller werdendem Lärmpegel. Diese Stadt, die mich jedes Mal mit ihrer Aggression fertig macht, mich erschöpft. Diese Stadt, die mir so vertraut, ja so lieb ist und gleichzeitig so fremd und in den Wahnsinn treibend. Und wenn ich wieder mal in einem Verkehrsstau auf einer endlosen Straße Richtung Gurgaon stecke, umnebelt von Abgasen, die klapprige, längst TÜV-überfällige LKWs absondern, geht mir durch den Kopf, wenn ich das moderne Apollo-Krankenhaus sehe – mit allen Schikanen der Schulmedizin ausgestattet: Was wäre, wenn ich jetzt verunglückte und schwer verletzt ins Krankenhaus eingeliefert werden müsste? Sicherlich würde ich im Krankenwagen, sollte es uns gelingen einen solchen zu organisieren, verbluten, da es schier unmöglich wäre, sich einen Weg durch dieses Verkehrsknäuel zu bahnen. Und just in diesem Moment schlängelt sich doch ein Rettungswagen durch den allgemeinen Verkehrsstillstand hindurch und erreicht die Tore des Hospitals! Delhi ist immer wieder verblüffend. Aber dort alt werden?

Der Alterssitz, ja wo? In Hamburg? In meiner anderen Heimat? Seit über 40 Jahren lebe ich in dieser Stadt, und mein Weg führt mich immer öfter auf den Ohlsdorfer Friedhof. Halb so groß wie Manhattan, pflegte ein Freund von mir einst zu scherzen, aber tausendmal toter. Der Tod ist ein Meister, nicht allein aus Deutschland, aber hier ist er mir vertrauter geworden. In Ohlsdorf habe ich Freunde, Weggefährten, Kollegen, Bekannte beerdigt, und mit ihnen wurde auch meine Jugend und ja, meine späte Jugend, wurden viele meiner Erinnerungen begraben. Es sind die Erinnerungen, die mich vorübergehend verorten – dieses Gewebe aus Erlebtem, Erlittenem, Erlachtem, aus Geschichten, Gerüchen und Geräuschen, das alles gehört zu meinem Reisegepäck. In Hamburg kenne ich mich aus. Hier habe ich ein funktionierendes Netzwerk. Hier fühle ich mich wohl. Man nennt mich auch gelegentlich eine hanseatische Inderin, und diese Bezeichnung nehme ich nicht übel. Ich mag diese Stadt, deren Hauptmerkmal der Hafen ist. Häfen ziehen mich an, weil sie mit Reisen, mit Transit – ob von Gütern oder Passagieren – zu tun haben. Man kann ankommen, aber genauso gut abfahren. Als Metapher für mein Leben finde ich das passend.

Sprache ist der Schlüssel

Ich habe die Sprache gelernt, um deutsche Literatur und Philosophie und politische Ökonomie im Original zu lesen, ob Marx oder Hegel, ob Nietzsche, Rilke, Heine, Busch oder Benn, Ringelnatz oder Morgenstern, Lenz oder Grass – und wenn ich etwas nicht verstand, dann sollte es nicht an einer missglückten Übersetzung liegen. Die Sprache ist der Schlüssel, und zusammen mit meinem Beruf als Fernsehmoderatorin und Redakteurin war das eine starke Kombination. Ich wusste: Hier ist mein Platz. Ja, auch als

„First Class“-Einwanderer. Dabei war mir schon bewusst, wie perfide das ganze Getue um Sprachkenntnisse sein kann und wie unerreichbar hoch die Ansprüche an die Sprache – je nach Bedarf – geschraubt werden können. Die Möglichkeiten, die das Fernsehen mir eröffnete, waren schon grandios, damals, als der Kasten zu flimmern lernte und man sich seiner nicht schämen musste. Natürlich gab es *Ups and Downs*, Niederlagen, Demütigungen. Aber eine grundlegende Infragestellung meiner Position gab es eigentlich nicht – zumindest habe ich es als solche nicht wahrgenommen oder geflissentlich ignoriert.

Und es gab sie doch, diese schrecklichen, grauenvollen Momente, wo ich mit Brecht nur noch feststellen konnte: „Der Schoß ist fruchtbar noch, aus dem das kroch.“

Ende der 70er bis Mitte der 80er Jahre habe ich mich verstärkt auf die uns damals wie heute unter den Nägeln brennenden Probleme gestürzt: Asyl, weltweite Flüchtlingsbewegungen, Ausländerfragen, Menschenrechte, Entwicklungspolitik. Diese Beiträge sind seinerzeit in „Panorama“ gelaufen, als Features im Ersten und im Dritten Programm, als 60- und 90-minütige Diskussionsendungen. Es gab keinen Mangel an Sendezeit, an Sendeplätzen, an Engagement und Elan, an Sendungsbewusstsein. Wir wollten dem auch schon damals virulenten Ausländerhass entgegenreten, um Verständnis für die Lage der Asylbewerber, für die Situation der hier lebenden Ausländer werben, für die multikulturelle Gesellschaft in der Bundesrepublik plädieren, die sich endlich als Einwanderungsland verstehen sollte. Die Menschen, die in unseren Sendungen auftraten, waren Betroffene, aber selten Objekte. Ich dachte, wir seien auf dem richtigen Weg.

Ich habe mich geirrt. Es ging alles nach hinten los. Die Jahre jener in meinen Augen aufklärerisch um Toleranz werbenden Berichterstattung schienen vergeblich gewesen zu sein. Das Interesse der Redaktionen ließ nach, schlug teilweise in Resignation um – nach dem Motto: „Ach, nicht schon wieder ein Ausländerthema!“ Die Zuschauer, wie es hieß, nehmen angeblich solche Themen gar nicht mehr an. Nach anfänglichem Insistieren habe ich, wie auch andere Kollegen, die so ähnlich dachten, dann doch aufgegeben. Das müde, manchmal auch süffisante Lächeln der Redaktionsleiter, mit dem die Vorschläge quittiert wurden – nach der Devise, da reitet die Sundaram wieder ihr Steckenpferd – zeigte allmählich Wirkung. Ein lähmendes Gefühl des *déjà-vu* beschlich mich. Dann brach die DDR in sich zusammen, und mit der Wiedervereinigung brach Ostdeutschland über uns herein. Mit der alten BRD bin ich klargekommen. Mit den Abgründen, die sich in den neuen Bundesländern auftaten, kam ich nicht mehr zurecht. Wir standen wieder am Anfang der Diskussion, die wir schon in den 80er Jahren durchgemacht hatten. Wir waren nicht ein Jota weitergekommen.

Die hilflosen, teilweise nach hinten losgehenden Aktionen der ARD und des ZDF gegen Ausländerfeindlichkeit – nach der ruhmreichen Wiedervereinigung und dem neuen gesamtdeutschen Volkssport, nämlich Türken-Toasten oder Inder-Kloppen – treiben mir die Schamröte ins Gesicht,

wenn ich daran denke. Wer sprach schon wieder über wen, für wen und wozu? Der „Spiegel“ hat nicht von ungefähr mit dem ihm eigenen Zynismus damals von „Bimbophilie“ geschrieben. Mich packte die nackte Angst. Ich fuhr nach 22.00 Uhr nicht mehr mit der U-Bahn. Ich vermied auch tagsüber bestimmte Stadtteile. Die Ironie der Geschichte war, dass ich genau zu diesem Zeitpunkt vom Mitteldeutschen Rundfunk als Korrespondentin, für ein Jahr befristet, nach Neu-Delhi entsandt wurde. Ein Job, den ich dankend annahm, um aus diesem mir fremd gewordenen Deutschland zu verschwinden. Dass ich dann in Indien den hinterhältigen Anschlag auf den säkularen Staat, kulminierend in der Zerstörung der Babri-Moschee von Ayodhya am 6. Dezember 1992, sowie den Obskurantismus und das Morden eines entfesselten Hindu-Fundamentalismus hautnah miterlebte und darüber für das Deutsche Fernsehen berichtet habe, steht auf einem anderen Blatt.

Ein Jahr später, im September 1993, war ich wieder da. Deutschland war enger geworden, und so ist es geblieben. Auch im 21. Jahrhundert musste Wolfgang Thierse als Bundspräsident von „No-Go areas“ in den neuen Bundesländern sprechen und Menschen dunkler Hautfarbe beschwören, gewisse Gegenden zu meiden, wie als jüngstes Beispiel die Stadt Mügeln im Kreis Torgau-Oschatz. Und in der Hansestadt Hamburg gab es einen gewissen Ronald Barnabas Schill, der 2001 in die Bürgerschaft einzog, um als Innensenator auch die Migranten das Fürchten zu lehren. Aber Schill hat sich selbst erledigt und ist zu einer Fußnote der Hamburger Geschichte geworden. Ein Beleg für einen vermeintlichen Selbstreinigungsprozess der Demokratie? Es wäre zu hoffen.

Anpassung war meine Devise

Ich habe jetzt einen bundesrepublikanischen Pass. Ich gehöre also dazu. Wer wagt es, mich auszugrenzen? Diese Gesellschaft, die ich seit über 40 Jahren kenne und in der ich lebe, muss einfach mit mir und meinesgleichen auszukommen lernen. Und wenn nicht mit guten Worten, dann vielleicht mit Gesetzen? Anpassung war meine Devise. Mit Nachdruck einzufordern sollte vielleicht die Devise der nächsten und übernächsten Generationen von „In-der-kindern“ sein.

Veni, vidi, mansi – und warum bin ich geblieben? Wegen der Arbeit, aus Bequemlichkeit, und nicht zuletzt – „chercher l’homme“ – ich habe einen Deutschen geheiratet. Im Prinzip ist Deutschland wie eine schlechte Gewohnheit, die ich nicht mehr los werde. Aber warum dieser Entscheidungszwang?

Denke ich in der Nacht an meine vier Dekaden in Deutschland, werde ich nicht um meinen Schlaf gebracht. Erfolgreiche Jahre waren darunter, auch Jahre voller Niederlagen, geplagt manchmal von düsteren Gedanken, dass mein Lebenswerk genauso flüchtig sei wie das Medium Fernsehen selbst und dass alles, was ich gemacht habe, im Nu gelöscht, ja ausgelöscht

werden kann mit einem Doppelklick auf der Delete-Taste. „Sic transit gloria mundi.“

Prekär ist das Leben in vielfacher Hinsicht, wobei existentielle Sorgen um den Lebensunterhalt nicht dazu gehören. Der Status eines „First Class“-Immigranten oder Emigranten behütet einen nicht vor Stimmungsschwankungen und rasenden Leitkulturdebatten im Lande, ob hier oder dort. In meinen beiden Heimatländern wütet, mal latent, mal ausbrechend, aber immer virulent, nach wie vor ein Fundamentalismus der jeweils eigenen Art, der so ätzend wie absurd ist.

In beiden Ländern scheint Konsens darüber zu herrschen, wer der vermeintliche Feind ist – der Islam und die Muslime. Ob in Köln geistige Größen wie Ralph Giordano gegen den Bau einer Moschee wettern oder die Kopftuchfrage auf weiblichen Häuptern die hiesige Republik in Wallung bringt – oder ob in Chennai eine Debatte darüber entflammt, ob die sogenannte „Rama-Setu“ (Adams Brücke) von einer Armee von Affen (und einem Eichhörnchen) gebaut wurde, wie es im Ramayana, dem heiligen Buch der Hindus, suggeriert wird, oder ob es sich um eine natürliche Felsenformation handelt, die Tamil-Nadu mit Sri Lanka verbindet, wie es die Satellitenbilder der NASA zeigen. Ist es Geschichte oder Geographie? Mythos oder Realität? Der entstandene Furor ist lächerlich, weil er uns in ein verrücktes „Kuckucksland“ führt, wofür man kein Visum zur Einreise benötigt. Eine mythische Vergangenheit, die es immer wieder mit Vernunft und Humor zu bewältigen gilt.

Was bleibt, ist eine Sehnsucht, der ewige Reiz des Fremden verortet mal hier, mal dort. „Schöner ist es anderswo, denn hier bin ich sowieso“ – treffender als Wilhelm Busch hätte ich es auch nicht sagen können.

Nirmalendu Sarkar

Eine nicht endende Reise nach Indien



***Nirmalendu Sarkar**, geboren 1938 in Bairagdi, Dhaka, Bengalen. Verheiratet, zwei Kinder. Ankunft in Deutschland: 1961. Hat in Indien Betriebswirtschaft (Master of Commerce-M.Com.) und in Deutschland (Diplom-Kaufmann) studiert. Promotion (Dr. rer. pol.) in Wirtschaft und Sozialwissenschaft. Zusätzliche Qualifizierung: Wirtschaftsprüfung, Unternehmensberatung und besondere Prüfung in Erziehungswissenschaft. Zweite Staatsprüfung für das Lehramt an berufsbildenden Schulen (Berufskolleg). Berufsjahre: In Indien 3 und in Deutschland 28. Seit 2003 im Ruhestand. Wohnort: Düsseldorf.*

Auszeichnungen: Goldene Ehrennadel für 15 Jahre Ehrenamt in der Berufsbildung. IHK Düsseldorf, Ehrenurkunde: Dank und Anerkennung des Landes NRW für treue Pflichterfüllung im öffentlichen Dienst.
Mitgliedschaft in Vereinen: Finanzvorstand von *Eine Welt Forum Düsseldorf e.V.*, Vorstand *Literatur Forum Indien e.V.*, Mitglied *Deutsche Kalkutta Gruppe*.

In dem voluminösen autobiographischen Roman „Das Alphabet der Zeit“ blickt Gerhard Roth auf seine Kindheit und Jugend zurück. Roth versucht nachzuspüren, ob der Lebensweg eines Individuums durch die Umstände der Herkunft vorgezeichnet ist. Er geht der Frage nach, inwieweit die mosaikartige Zusammensetzung unserer Erinnerungssplitter letztlich nur ein unfassbares Phantom unserer Vergangenheit ist. Er resümiert: Eine Autobiographie hat oft etwas Abschließendes an sich; ein im Leben gereifter Mensch legt rekapitulierend eine Art Rechenschaft seines Lebens ab.

In dieser Abhandlung wird jedoch kein Versuch gemacht, ein abschließendes Resümee über das bisherige Leben des Autors zu ziehen. Ich will uneingeschränkt meine Erlebnisse mit den Menschen und der Gesellschaft meines Abstammungslandes bzw. Immigrationslandes explizieren. Die einen und die anderen Standpunkte, Lebenserinnerungen und Erkenntnisse, die nicht absolut objektiv sein können, werden skizziert. Eine vollständige Bewertung der Erlebnisse und Erinnerungen ist nicht beabsichtigt.

Wenn ein Immigrant, der sich wie ich, gleichgültig aus welchem Grund, eine Heimat in der Fremde ausgesucht hat, seine Blicke in die Vergangenheit ins kritische Bewusstsein bringt, dann stellen sich diese oftmals widerstreitenden Gefühle, schmerzhaft aber auch entzückende Erinnerungsbruchstücke als eine Mixtur von Dichtung und Wahrheit heraus. Als sei die Erinnerung das einzigartige Privileg, das einzige Heimatparadies, aus dem er nicht vertrieben werden kann. Es heißt, je länger diese Erinnerungen zurück liegen, umso mehr stimmt diese Aussage. Eine Differenzierung der Betrachtungsweise seines Lebens und seines Tun und Lassens, sowohl in seiner Ursprungsheimat als auch in seiner Wahlheimat, vorzunehmen, die frei von Vorurteilen wäre, fällt ihm schwer. Wenn er sich auf sein Gastland besinnt, gerät er in Not. Da es sich um eine beiderseitige Beziehung handelt, bleiben Vorbehalte und Missverständnisse nicht aus. Der Immigrant muss ständig um sein Selbstverständnis ringen; es gehört zu seinen Möglichkeiten, daran zu zweifeln und auch zu verzweifeln. Wir lernen, über uns hinaus zu denken und uns dabei auch zu verlieren.

Biographische Daten

Das Licht der Welt erblickte ich 1938 in Bairagadi bei Dhaka am Ufer jenes schönen Flusses Dhaleswari, einem der ungezählten Nebenflüsse von Meghna in Ostbengalen. Ja, ich bin dort geboren. „O, da ist ein schönes Land, voll Lieblichkeit und Sonnenschein.“ (Heinrich Heine, „Ideen“). Es lebten in diesem unvergleichlichen Fleckchen circa dreihundert Menschen, überwiegend Bauern, Fischer, Handwerker und Familien höherer Kasten. Und da waren noch zwei „Zemindars“ (Großgrundbesitzer), die in einem benachbarten Dorf residierten, das sind so genannte „Landlords“ Britisch-Indiens. Mein Vater war ein angesehener, aber gleichzeitig ein gefürchteter Verwalter eines solchen Zemindars. Bairagadi war eine unberührte, bezaubernde Landschaft, umge-

ben von unzähligen Wasserstraßen, Wäldern, unendlichen Reis- und Jutefeldern, Sesampflanzen mit gelbroten Blüten. Vor dem Dorf ist der Fluss Dhaleswari, wo die Menschen badeten und die Kinder spielten und wo die Fischer mit ihren Netzen und riesigen Fangkörben Fische und Schildkröten fingen. Abends, wenn der Mond über unserem Haus stehen blieb, die Natur in der Finsternis ausruhte und wir müde im Bett lagen, hörten wir immer wieder melancholische Lieder der Fischer, Gesänge der Bauls und herzzerreißende Melodien der Flötenspieler. Ich bin ein Produkt, ein Teil dieser Landschaft. Und wenn ich jetzt in der Ferne an mein Geburtsdörfchen denke, „... zufällig dort geboren, wird einem wunderbar zu Mute. Ich bin dort geboren, und es ist mir, als müsste ich gleich nach Hause gehen.“ (Heinrich Heine). Ich kann mir keinen Ort vorstellen, der als Heimat noch schöner ist.

Ich habe gut zwei Drittel meines Lebens in Deutschland verbracht und etwa wie Salman Rushdie stelle ich fest, dass mir Indien längst zu einer Heimat der Phantasie, zu einem Vexierbild geworden ist, das ich mit Versatzstücken aus Erlebtem und Gelesenem, Erhofftem und Erinnerungem schreibend zusammengefügt habe (in Anlehnung an Rushdie). Ich unternehme, wie alle Immigranten glaube ich, in meiner Phantasie jeden Tag eine nicht endende Reise nach Indien. Dann blicke ich bis auf den Grund meines Herzens und weiß, wie ich mich fühle. Nach dem Aufwachen oder bei der Liebe, in Einsamkeit oder unter Menschen, auf jedem Schritt und Tritt, verfolgen mich meine „fremde“, aber inzwischen „fast vertraute“ deutsche und die „vertraute“, aber inzwischen „nicht mehr so vertraute“ indische Identität und heften sich wie Schatten an meine Gedanken und Gefühle. Wenn ich meine fünf Sinne zusammennehme, dann kann ich auf dem Grund meines Herzens hören, wie die Welt den Atem anhält. Die Momente der Leere. Die Zeit steht still. Es wird oft nicht beachtet, welche Schönheit wir den Gefühlen von Einsamkeit, Entfremdung und Verlust abgewonnen haben.

Wo ist die Zeit geblieben? Wie abgedroschen ist diese Frage! Aber was soll man anderes sagen? Wenn der Kalender, der nicht irrt, mitteilt, dass du bald neunundsechzig Jahre alt wirst. Seit beinahe sechsundvierzig Jahren habe ich keine indische Nachtigall gehört.

Ich sehe mich im Spiegel. Ja, den Alterungsprozess sehe ich deutlich in meinem Gesicht. Das Altern schließt Beeinträchtigungen ein: Das Gedächtnis lässt nach, die Zähne wackeln und ein paar von ihnen fehlen, graue und schwarze Haare aus den Ohren- und Nasenlöchern werden allmählich sichtbar. Augen und Ohren bereiten Schwierigkeiten. Die Kinder sind aus dem Haus, sie sind weiter gekommen im Leben, aus ihnen ist was geworden, oder vielleicht auch nicht. Fast jeden Tag zieht man eine Bilanz, Soll und Haben, ein Rückblick auf das eigene Schicksal. Mehr Niederlagen als Erfolgsmeldungen; die Fehlschläge tun weh. Zu welchen Unannehmlichkeiten kann die Tatsache noch führen, wenn die Lebenserwartung noch steigen sollte? Wird es Pflegekräfte geben, die sich um mich, einen Inder, liebevoll kümmern werden? Werde ich altern ohne Krebs oder Alzheimer? Unschöne Gedanken. Die Altersforschung prognostiziert für Länder mit hoher Lebens-

erwartung heute eine noch höhere Lebenserwartung. Eigentlich alles harmlos. Enttäuschungen gehören zum Leben, Jammern ist nicht meine Sache. Erst mit hundert werde ich mich beschweren, ich will nicht länger leben, ich will sterben, mein Leben ist doch erfüllt. Aber bis dahin habe ich noch Zeit, das ist beruhigend.

Am 1. Juli 2007 war es genau sechsvierzig Jahre her, dass ich nach Deutschland kam. Ich kam nicht, um hier eine Universität zu besuchen. Oder eine Arbeitsstelle zu suchen, damit es mir wirtschaftlich besser ginge als in Kalkutta. Zugegeben: Im Endeffekt waren die Immigranten im Nachkriegsdeutschland überwiegend Wirtschaftsflüchtlinge. Auch in Indien war es durchgedrungen: Jeder Mensch in Deutschland badet auf der Sonnenseite des Lebens. Nach der bestandener Prüfung zum „*Bachelor of Commerce*“ (B.Com.) arbeitete ich seit 1958 als Angestellter bei der staatlichen Lebensversicherungsgesellschaft Indiens. Es war die bittere Zeit der Akademikerarbeitslosigkeit in Indien. Hunderttausende Akademiker hatten keine Beschäftigung. Ich hatte Glück, mir wurde die Arbeitsstelle durch eine zentrale Prüfungskommission zugeteilt, die Prüfungen abhielt und Angestellte rekrutierte. Zugleich war ich als „*postgraduate evening student*“ (weiterführendes Abendstudium) immatrikuliert an der Kalkutta Universität; der Unterricht wurde in den Abendstunden von 18.00 bis 22.30 Uhr abgehalten. Beruf und Studium, Theorie und Praxis haben mir sehr viel Ausdauer und Selbstdisziplin abverlangt; diese geordnete Beharrlichkeit erwies sich in meinem späteren Leben als eine konstruktive Herausforderung für angemessene Arbeitsorganisation, ja sogar für meine Lebensführung. Mit dem akademischen Grad „*Master of Commerce*“ (M.Com.) schloss ich 1960 mein Studium an der Universität von Kalkutta ab.

Beweggrund, nach Deutschland zu kommen

Die durchaus gut bezahlte Stelle bei der Lebensversicherung war für mich kein Stimulus mehr; es war für mich eine ausgesprochen trockene Verwaltungstätigkeit ohne Ansporn. Mein Studium der Betriebswirtschaftslehre hatte hier keine Anwendungsmöglichkeit. Nun musste ich entscheiden: Soll ich ungeachtet meiner Abneigung eine Karriere bei der Lebensversicherung anstreben oder eine Arbeit bei einer Wirtschaftsprüfungsgesellschaft aufnehmen, um die Prüfung als Wirtschaftsprüfer abzulegen. Ich entschied mich für die Wirtschaftsprüfung, Wirtschafts- und Steuerrecht haben mich jederzeit wissbegierig gemacht. Ich kam des Weiteren zu dem Entschluss, dass ich in England studieren werde. Nach mühseligem Schriftverkehr konnte ich eine Wirtschaftsprüfungsgesellschaft in Glasgow ausfindig machen, die mir als „Assistent“ eine Stelle anbot.

Ehe ich die Arbeit und mein Studium in Schottland aufnehmen wollte, trug ich mich mit dem Gedanken, einen sechsmonatigen Bildungsurlaub, ein Intermezzo, in Deutschland in Erwägung zu ziehen. Ich hatte die Absicht,

nur ein halbes Jahr in Deutschland zu bleiben. Es war eine bewusste Entscheidung, ich suchte eine neue Herausforderung. Man reist, um die Welt ein wenig zu entdecken, und die Freude am Neuen hat eine fast rauschhafte Eigenschaft. Ich will nichts vormachen, aber eine meiner Motivationen war meine Abenteuerlust, mein Wunsch, Dinge zu tun, die ich noch nicht gemacht habe.

Die Frage, warum gerade nach Deutschland, kann ich mir so beantworten: Ich war ein leidenschaftlicher Verehrer von Heinrich Heine und Bertolt Brecht. Ich zitiere Marcel Reich-Ranicki: „Der Wortklang, der Scharfsinn und der Stil – und damit ist schon charakterisiert, was Heines bahnbrechendes Werk von beinahe allen seinen Vorgängern und beinahe allen seinen Nachfolgern unterscheidet.“ Heine und Brecht (und natürlich auch Tucholsky) waren Dichter der Poesie und Politik. Seit meiner Schulzeit habe ich mit Vorliebe Gedichte, Lyrik gelesen. Verschmähte Liebe, einsames Herz, Ablehnung der Geliebten, unglückliche Liebe: Das waren die Maximen von Heines Liebesgedichten, die mich tief beeindruckten. Ich bewunderte Brecht wegen seiner Gesellschaftskritik an der Bourgeoisie. Er hatte die Form der Allegorie ausgesucht, um die Wahrheit über politisch gewagte Themen trickreich anzusprechen. Er war zugleich gottbegnadeter Dramatiker, Dramaturg und Regisseur. Von der literarischen Genialität von Heine und Brecht habe ich mir erst während meiner Studienzeit im Kolleg Gewissheit verschafft. Später las ich noch Heines ausgewählte Lyrik, die von Tagore übersetzt worden ist. Von Anfang an imponierte sie mir über alle Maßen. Ich hatte Durst nach dem Geburtsland von Heine und Brecht. Ich wünschte mir, ihre Werke in ihrer Muttersprache zu lesen. Das war der Anfang des Traums. Ich wusste, die Träume haben die Farben des Regenbogens, aber die Wirklichkeit stellt sich in Grauschattierungen dar. Zwei Jahre lang besuchte ich das *Goethe-Institut* in Kalkutta, um die deutsche Sprache zu lernen. Während dieser Zeit unterhielt ich eine Brieffreundschaft mit einer Gymnasiastin aus Nordrhein-Westfalen, die entschlossen und bereit war, mein Interesse für die deutsche Literatur aufbauend zu unterstützen. Sie ermunterte mich auch, nach Deutschland zu kommen, und arrangierte mit Hilfe ihres Vaters eine kaufmännische Praktikantenstelle. Die Finanzierung meines Aufenthalts in Deutschland war damit gesichert. Jetzt konnte ich mir meinen Traum erfüllen. Leben, das bedeutete für mich: Aufbrechen zu neuen Ufern.

Es ist kalt in Deutschland

Beim Abschied sagte meine Mutter: Ein Land der Kälte, Deutschland kann sehr kalt sein, pass auf dich auf. Der Satz meiner Mutter klang sibyllinisch, wie eine Warnung, gerade so, als habe sie für einen Augenblick in eine Glaskugel geblickt. Wollte sie mir verhüllt etwas sagen? Oder sollte es einfach heißen: Es ist nie schön, wenn man sein Zuhause verlässt. Ganz gleich,

wie weit ich ziehe, ich werde kein ziellos umherziehender Bettelmönch sein. Wie auch immer, wohin die Zugvögel in den Sommermonaten flogen, sie vergaßen nie, im Winter nach Hause zurückzufliegen. So oder ähnlich trugen sich die meisten der Immigranten mit dem Gedanken, auf alle Fälle zum Ausgangspunkt zurückzukehren.

Vierzehnter Juni Neunzehnhunderteinundsechzig. Es ist Vormittag, der italienische Dampfer „Neptunia“ wird bald aus dem Seehafen Cochin, Kerala, auslaufen. Richtung Genua, nach Italien. Mit einem gemischten Gefühl von Freude, Hoffnung, Schmerz und Beklemmung stehe ich ganz verkrampft auf Deck und beobachte abgestumpft das Manövrieren der Matrosen. Ein letztes Mal werfe ich einen Blick zurück. Das Schiff bewegt sich und langsam erhöht sich die Fahrtgeschwindigkeit. Kaum spürbar, aber schnell nimmt es Fahrt auf. Bald ist die Küste von Kerala nicht mehr sichtbar. Die flirrende Sonnenhitze verbreitet noch schwer mit Luftfeuchtigkeit belastete glutheiße Helligkeit, aber ich bibbere vor Kälte. Ich empfinde eine unermessliche Einsamkeit. Da wird ab jetzt keiner sein, hinter dem ich mich verstecken könnte, wenn es unangenehm wird, wie es manchmal im Leben bereits gewesen war. Ich habe jetzt schon Sehnsucht nach zu Hause.

Zum ersten Mal sehe ich das Meer. Furchterregend, und doch eine bezaubernde idyllische Landschaft der Unendlichkeit. Die Kraft der Natur kann ich deutlich spüren. Die Sonne, die Wolkendecke, der Himmel und das nicht enden wollende Wasser sind hautnah gegenwärtig, sonst ganz und gar nichts. Die Luft ist lau, der Himmel weit – ein paradiesischer Ort für elysische Gefühlsregung inmitten unzerstörter Natur.

Die schnatternden Albatrosse, die bis dahin unermüdlich hinter uns her geflogen waren, sind nicht mehr zu sehen. Jetzt türmt sich das Wasser auf und rollt, schnaufend wie ein großes Tier. Wellentäler und Wellenberge rasen immer wieder und wieder. Hellblau, grünblau, grün und türkis färbt sich das Wasser je nach Tiefe und Sonnenstand.

Die „Neptunia“ ist ein eleganter Kreuzer, folgt trotz starker Strömung und Windstärke beharrlich ihrem Kurs. Auf solch einem Dampfer reist es sich ganz praktisch und für mich war es geradezu royal. Das Schiff war fahrbarer Untersatz und Luxusherberge zugleich.

Am nächsten Tag ist das Arabische Meer verblüffend ruhig, kaum hörbar. Eine leichte Brise streichelt sanft mein Gesicht, die milde Luft schmeckt nach Salz. In der Nacht im Halbdunkel sind die Wellen zu erahnen. Vom dünn bewölkten Himmel glitzern vereinzelte Sterne. Das Murmeln der halblauten Unterhaltung an den Deckstühlen ringsum wirkt angenehm einschläfernd auf mich.

Die Fahrt nach Italien zog sich gut zwei Wochen in die Länge. Wir fuhren über das Arabische Meer bis zum Golf von Aden. Eine kurze Pause im Hafen Aden, dann weiter durch den Suez-Kanal nach Port Said. Wieder wurde eine kurze Pause eingelegt. Auf hoher See fällt die Orientierung schwer. Kein Baum und kein Kirchturm geben dem Auge Halt. Die Monotonie plagt. Das Schiff kam endlich über Sizilien und Neapel in Genua an. Raus aus dem

Schiff, rein in die Eisenbahn. Mit dem Zug erreichte ich am 1. Juli 1961 Siegen, wo ein Mitarbeiter meiner zukünftigen Lehrfirma mich in Empfang nahm. Er war ungefähr Anfang vierzig, schätzte ich. „Welcome, how do you do“, sagte er mir freundlich. Er reichte mir seine linke Hand, die rechte war eine Prothese. Der Hitler-Krieg hatte ihn bestraft.

Der allererste Tag in der Heimat von Heine und Brecht. Es war sommerlich warm, zu warm, beteuerten manche Leute: „Sie haben schönes indisches sonniges Wetter mitgebracht, es ist fast 28 Grad.“ Nachträglich habe ich mir sagen lassen, dass der deutsche Sommer 1961 einer der schönsten gewesen sei. Die Tage waren angenehm sonnendurchflutet, die Freibäder waren fast jeden Tag überfüllt. Mir war jedoch sehr frisch, ich war hungrig und abgespannt. „Sie essen doch liebend gern Reis, ich habe für Sie Reis zubereitet“, sagte die Wohnungsvermieterin, eine nette, kleinwüchsige, füllige Frau mit grünen Augen. Sie lachte laut bei jeder Gelegenheit. Ich wollte vor dem Essen ein Bad nehmen. Ich sagte auf Deutsch, dass ich erst baden möchte. Sie ging aus dem Zimmer und kam mit einem Atlas zurück. Sie zeigte mir auf der Deutschlandkarte die Stadt Baden-Baden. „Es ist eine schöne Stadt“. Und fragte mich, ob ich dort Freunde hätte.

Nachdem ich gebadet hatte, servierte sie mir Reis und Salat. Es roch intensiv nach Zimt. Es war Milchreis mit einer großen Portion Zimt, was widerlich schmeckte. Aus Höflichkeit gab ich ihr zu verstehen, dass das Essen mir gut geschmeckt hatte. „Gut, dann bekommen Sie sonntags Reis zum Mittagessen, einverstanden?“ Die Hausmutter nahm sehr viel Rücksicht, das Essen nach meinem Geschmack anzurichten, aber ich konnte mich an die Verpflegung nicht gewöhnen. Ich litt unter Appetitlosigkeit. Beim Essen wurde gebetet. Die Hausfrau riss ein beliebiges Blatt aus dem Tageskalender der Herrnhuter Brüdergemeine, in dem eine Losung stand; eine kurz gefasste Bibelstelle ohne Auslegung. Und ich wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte. Und der Familienvater, der mir seelisch gestört erschien, löste bei mir Nervosität aus. Meine Situation war ambivalent, meine Höflichkeit verbot mir, die Gastfamilie zu wechseln.

Als Pensionsgast hatte meine Firma für mich eine Unterkunft bei dieser Familie besorgt. Es wurde für wahrscheinlich gehalten, dass ich mit dem Familienanschluss ohne große Mühe an die deutsche Umwelt herangeführt werde. Meine Gastgeberfamilie war ein Ehepaar mittleren Alters. Sie hatten zwei Söhne. Einer, mit dem ich mich von Anfang an sehr gut verstand, war gleichaltrig mit mir. Der Familienvater, ein Kriegsinvalide, saß zusammengesunken auf einem Rollstuhl im Wohnzimmer vor dem Fernsehgerät, was damals ein Symbol des Wohlstands war. Der Wohnraum roch stark nach „Eckstein“-Zigaretten ohne Filter; die Luft im Raum war dick und verbraucht. Er hatte eingesackte Schultern, dünne Beine, einen kugeligen Bauch und unzufriedene Gesichtszüge. Er saß teilnahmslos da. Seine Frau stellte mich vor, er blickte starr geradeaus. Er schaute mich nicht an und grüßte auch nicht; die Umgebung, die warme Julisonne, das dunkle Grün der Pflanzenwelt draußen interessierten ihn allem Anschein nach absolut nicht.

Der Krieg hatte von ihm alles abverlangt, er hatte nichts mehr, was ihm Freude bereiten konnte. Ich war ein zahlender Gast ohne Familienanschluss. Sie waren puritanische, arbeitswütige Menschen, keine Seltenheit im Siegerland. Mein Verhältnis zu der Familie wurde mit der Zeit eintönig, inhaltslos. Und ich bibberte die ganze Zeit vor Kälte, obwohl es Hochsommer war. Bin ich krank?

Am ersten Arbeitstag wurde ich vom Direktor des Familienbetriebs ganz herzlich empfangen. Ich wurde für zwei Monate der Einkaufsabteilung zugewiesen. Danach sollte ich in den Abteilungen Verkauf, Kostenkalkulation und Buchhaltung tätig sein. Beiläufig fragte er mich, aus welchem Grund ich beabsichtige, in England zu studieren. Die Beschäftigten, auch von anderen Abteilungen, waren höflich und freundlich zu mir, vielleicht manchmal zu freundlich. Zugegeben, das war meine subjektive momentane Wahrnehmung, die ich nur durch Gestik und Mimik der Menschen wahrgenommen habe. Dieser Respekt und das Wohlverhalten mir gegenüber waren vielleicht als ein Ausdruck der Affinität der Deutschen mit den Indern zu verstehen. Trotz der fremden Umgebung fühlte ich mich relativ wohl. Ich hatte die Ansicht, dass die Menschen aus Indien ein gutes Image bei den Deutschen vorzuweisen hatten. Ich musste jedoch bald meine Auffassung relativieren. Für sie war Indien ein mystisches Land, ein Land der Spiritualität. Was ich andauernd zu hören bekam: „Ihr Inder seid bedürftige und arbeitsscheue Menschen. Lerne von uns; schau, wie unser Land sich wirtschaftlich entwickelt hat.“ Widersprechen konnte ich ihnen nicht; ihre herablassende Offenheit ärgerte mich trotzdem kolossal.

Mit der deutschen Sprache hatte ich aber heftig zu kämpfen. Ich hatte mir eingebildet, dass ich mir in Kalkutta ausreichend Deutsch beigebracht hatte. Beim Gespräch war ich gehemmt, weil man meiner Aussprache nicht gut folgen konnte. Ich neigte mehr und mehr dazu, mich auf Englisch zu artikulieren. Die Folge war, dass die Unterhaltung mit den Kollegen auf das Wesentliche beschränkt wurde, weil andererseits ihre dürftigen Englischkenntnisse eine Behinderung für eine Konversation mit ihnen darstellte. Mein alltägliches Leben wurde dadurch ein wenig mühsamer.

Nach 15.30 Uhr hatte ich Büroschluss. Danach wusste ich nicht, was ich mit der Freizeit anfangen konnte. Die Arbeitskollegen kannten mich noch nicht so gut, und ich hatte auch keine Freunde. Dann noch das abträglich lang gezogene Wochenende. Ich langweilte mich, weil ich die Freizeitangebote wenig reizvoll fand. Ich hatte krankhaftes Heimweh. Ich fing an, wieder Deutsch zu lernen. Die Firma bestellte einen Deutschlehrer für mich, der mich dreimal in der Woche unterrichtete. Die Gymnasiastin, meine Briefbekannte, die inzwischen in Köln studierte, machte mich mit einer Gruppe von jüngeren Studenten bekannt. Mit ihnen besuchte ich den Jazzclub, manchmal gingen wir zum Tanzen. Im Tanzkurs hatte ich mir das Tanzen beigebracht. Häufig besuchten wir auch klassische Musikkonzerte. Ich kannte die westliche Musik nur oberflächlich. Die Musik, besonders die Barockmusik, interessierte mich sehr, was auch bis heute so geblieben ist.

Meine innere Ruhe hatte sich stabilisiert, das Leben wurde wieder erträglicher. Außerdem tröstete ich mich, dass ich nur wenige Monate in diesem Land leben werde. Ich hatte mittlerweile das Geburtshaus von Heine in Düsseldorf besichtigt; ein Traum wurde erfüllt. Ich kaufte mir einige Bücher von Heine, Brecht und Schiller und widmete mich der Lektüre dieser Literatur.

Kaan-Marienborn, wo ich arbeitete und lebte, ist ein kleiner Stadtteil von Siegen. Der Ort liegt an der grünen Umrahmung der sanften Berge, die von Niederwald bedeckt sind. Umweltverträgliche Luft, gepflegte Neubauten und sanierte Häuser, ruhige Straßen – alles bezeugte die Lebensqualität dieser Stadt. Hier lebten überwiegend bescheidene Menschen mittlerer Schicht; viele Handwerker und qualifizierte Facharbeiter hatten eine Arbeitsstelle in den hiesigen Fabriken. Sie waren emsig und tüchtig in ihrem Beruf. Zuerst bewunderte ich diese deutschen Eigenschaften, aber allmählich konnte ich ihrem Hang zur Geschäftigkeit wenig Respekt entgegenbringen. Zugegeben, diese Emsigkeit der Menschen hatte das Wirtschaftswunder in ihrem Land vollbracht. Gegen ihr Ehr- und Wertgefühl für ihre phänomenale Leistung hatte ich absolut nichts einzuwenden. Was mich aber mächtig störte, war meine Empfindung, dass sie außer Arbeit wenige Interessen im Leben hatten. Sie arbeiteten fast 40 Stunden in der Woche und leisteten fast jeden Tag Überstunden. Der Arbeitstag nahm dennoch kein Ende, viele werkten nochmals ein oder zwei Stunden zu Hause vor dem Abendbrot. Auch samstags dasselbe Ritual. Das war die Wesensart der einfachen arbeitenden Menschen in der Industriestadt Siegen. Ich vermisse bei ihnen den Lebensansporn. Und ich musste mit ihnen leben. Es war durchaus nicht einfach.

So lebten die Deutschen

Ein Seufzer kann so oder so ausgelegt werden. Es kommt auf die Betonung an, wie dem Mensch dieser Seufzer entschlüpft. Ich war neugierig darauf, zu erfahren, wie verhängnisvoll die Zeit in Hitlerdeutschland gewesen war. Sie schwiegen, von den Gräueltaten der Nazis wussten die Normalbürger in Deutschland fast gar nichts. War das wahr? Mit gedämpfter Stimme erzählten sie erst von ihren Ängsten und Leiden während des Krieges. Und danach redeten sie über ihre allmähliche Erleichterung, dass der Krieg zu einer Episode der Vergangenheit gehörte. Ein lang anhaltender Seufzer. Über die Währungsreform und das Wirtschaftswunder wussten sie eine ganze Menge zu erzählen. Aber vom Holocaust wussten sie nichts. Wieder ein Seufzer, ja, das waren noch Zeiten. Nachkriegszeit in Deutschland, es war eine Erleichterung, dass endlich die Zeit, die einen bedrückt hatte, verflossen war. Leider konnte ich nicht allen glauben, dass sie mit dem Waterloo Hitlers glücklich waren.

In Siegen, meiner ersten Station in Deutschland, fielen mir die Kriegsblinden und zurückgekehrten Soldaten auf, meistens Heimkehrer aus russi-

scher Kriegsgefangenschaft, denen ein Arm oder ein Bein fehlte. Man sah fremde Soldaten – Belgier, Franzosen, Engländer, Amerikaner und Russen – auf den Straßen. Das Zusammenleben der Deutschen mit den Fremden schien mir erstaunlich unproblematisch zu sein. Die Menschen waren müde vom Krieg, sie hatten es schwer damit, den Alltag zu bewältigen. Man wollte wieder ein normales Leben führen.

Das Angebot von Waren war mit der Zeit reichlich. Die Zeichen des Wohlstands waren nicht zu übersehen. Die Reisebüros fingen an, Pauschalreisen zu organisieren. Die Sehnsucht nach neuen Horizonten erfasste auch die Arbeiterfamilien. Angeberisch erzählte man von Italien, war stolz, die hellbraune Sommerhaut den Arbeitskollegen zeigen zu können. Man träumte schon von dem nächsten Sommer, von einem Land, wo die Sonne immer lächelt. Die Deutschen träumen von einem mediterranen Sommer und sehnen sich nach den fernen Ländern, in denen Zitronen und nicht Brennnesseln wachsen. Dann und wann, wenn ihr Wunsch in Erfüllung geht, reimen sie hoch gestimmt mit dem Dichter Eichendorff: „Wenn die Sonne lieblich schiene / Wie in Welschland blau und lau / Ging' ich mit der Mandoline ...“ Die Stimmung steigt, aufgemuntert von der wohlthuenden sommerlichen Wärme werden Badesachen gekauft, die man vielleicht gar nicht nötig hat, und dann ab zum nächsten Baggersee. Auf dem Rückweg gibt es im Wald-Café unter freiem Himmel Kaffee und Kuchen mit Sahne. Abends geht man mit den Freunden zum Biergarten. Zunächst spricht man miteinander über das belanglose tagtägliche Leben, dann wird gewitzelt, beim vierten oder fünften Glase Gerstensaft wird noch ernsthaft über die Politik gesprochen und zum Schluss kann es vorkommen, dass man anfängt, Heimatlieder zu singen.

Dank des typischen deutschen Durchhaltevermögens, dieser eigentümlichen Fußballtugend, bekommen die Deutschen auch einen Regensommer mit Ach und Krach in den Griff. Dann reimen sie, in der Hoffnung auf einen 'richtigen' Sommer im nächsten Jahr, mit dem Dichterst Goethe: „Der Donner hat uns sehr erschreckt / Der Blitz die Scheune angesteckt / ... Der Regen fruchtbar uns erquicket.“ Die Zuhausegebliebenen hätten lieber die Sonne erblickt.

Im Sommer fällt es einem leichter, die Zweiklassengesellschaft in Deutschland an der Hautfarbe zu erkennen. Zufällig über die Schulter gerutschte Träger offenbaren den zarten sonnengebräunten Teint einer Frau. Das Kredo bei warmem Wetter heißt: Haut zeigen. Die gerade aus dem Urlaub Zurückgekehrten strahlen etwas Unanfechtbares aus, wirken aufgebühter, erfahrener. Bei den Daheimgebliebenen rutschen die Träger nicht. Weiße Haut, eine herzlose Leere. Weiß ist keine Farbe, es ist vielmehr die Manifestation der Abwesenheit von Farbe. Oder ist es das Resümee aller Farben?

Das Wort „Tschüss“ gilt für die Schweizer als Ausdruck der Schnoddrigkeit der Deutschen, „Grüezi“ dagegen nicht. Eine der liebenswerten Umgangsformen des Deutschen ist, dass er nach dem Öffnen der Tür diese auch

für den fremden nachfolgenden Menschen aufhält. Man verabschiedet seine Freunde oder Besucher mit einem kräftigen Händedruck und unter Nennung des Namens. Normalerweise sollte man unangemeldete Besuche vermeiden. Nach 20 Uhr darf man nur mit Freunden und guten Bekannten telefonieren. Wangenküsse sind beliebter geworden in Deutschland, vielleicht ist man von den ausländischen Mitbürgern infiziert worden. Wangenküsschen sind beschränkt auf den engen Freundes- und Bekanntenkreis, sowohl bei Begrüßungen als auch bei Verabschiedungen. Es darf nur zweimal geküsst werden, dreimal ist eine Übertreibung, die vermieden werden sollte. Problematisch ist noch die Frage, auf welcher Seite man beginnt, links oder rechts. Das sollte noch geklärt werden.

Die Menschen in den Städten ähnelten denen in den Werbefilmen, die das deutsche Konsulat uns in Kalkutta gezeigt hatte: Man fuhr einen Käfer, ein Goggomobil oder eine Isetta. Der Mann ging im Anzug zur Arbeit, dazu eine passende Krawatte und natürlich mit einer Kopfbedeckung. Die Frauen trugen keine Hose, das galt als frivol. Sie bevorzugten Röcke, darunter Korsetts mit Strumpfhaltern. Die Paare, die sich mittwochs und samstags regelmäßig trafen, galten als fast verlobt. Einmal im Monat veranstaltete man einen Tanzabend mit einer Musikkapelle in der Stadthalle. Bis zur Mitternacht tanzten sie aneinander geschmiegt zu der Melodie: „Bella bella bella Marie, vergiss mich nie.“ Oder: „Ich will nen Cowboy als Mann.“ Sonntagvormittags pilgerte der Mann zur Kirche in seinem eleganten Sonntaganzug. Schwarze Schuhe, selbstverständlich von seiner Frau poliert, hatte er an. Die Hausfrau hatte bereits den Sonntagsbraten hergerichtet. Nachmittags ging er vor dem obligatorischen Kaffeetrinken, Kuchen und Sahne dürften nicht fehlen, mit seiner Frau und seinem Kind spazieren. Einen Hund hatte man damals noch nicht. Der Krieg war nicht vergessen, man versuchte die Erinnerungen zu verdrängen und eben ein entspanntes Leben zu führen. Das Leben schien wieder lebenswert zu sein.

Weihnachten habe ich wahrhaftig erst in Deutschland erlebt. Es wird an diesen Tagen nicht nur das Jesuskind ehrwürdig zelebriert, sondern es werden auch reichlich Versprechen zur Heirat gegeben. Als Student hatte ich mit den befreundeten Familien, Familien der Kommilitonen oder danach, als ich verheiratet war, bei den Schwiegereltern Weihnachten gefeiert. Diese Festtage haben für die Deutschen sowohl religiösen als auch emotionalen Stellenwert. Weihnachten ist das schönste Familienfest der Christen und wird emotional hoch eingereiht. Aber nicht selten beschert dieses Fest der Liebe und des Friedens leider Streit und Enttäuschung. Die Gründe der Desillusionen sind ungelöste Konflikte, Partnerschaftsprobleme, der vordergründige Auslöser ist die Größe des Tannenbaums oder wer wann wen und wo besucht. Aber die Angst vor der Einsamkeit zu Weihnachten und Silvester wird von den Menschen als ebenso unerträglich empfunden.

Studienzeit an der Universität Köln

Der Betrieb, in dem ich als Praktikant arbeitete, war ein Familienunternehmen. Ich durfte hin und wieder Gast bei der Familie des Unternehmers sein. Indien bedeutete für den Mann und seine Frau eine Faszination, keine Irritation. Wir redeten über den Zweiten Weltkrieg, das Wirtschaftswunder, das indische Kastensystem, die indische Philosophie und manchmal auch über Dinge, auf die wir keine Antworten kannten und unsere Urteile zurückstellten. Sie hatten durch mich, wie sie meinten, Deutschland besser kennen gelernt, ich hatte durch sie einen tiefen Einblick in deutsches Denken und Fühlen vermittelt bekommen. Wir hatten uns auch darüber unterhalten, aus welchem Grund ich entschlossen war, in Großbritannien zu studieren. Ich war glücklich darüber, dass wir eine freundschaftliche Beziehung miteinander pflegten. Ein paar Wochen, ehe ich mein Praktikum bei der Firma beenden sollte, unterbreitete der Direktor mir einen Vorschlag, der mein Vorhaben mit dem Studium in Großbritannien durcheinander warf. Sein Angebot war, dass seine Firma mein Studium finanzieren würde, wenn ich bereit wäre, in Deutschland Betriebswirtschaftslehre zu studieren und nach Beendigung des Studiums eine geeignete Beschäftigung in seiner Firma aufzunehmen. Meine Vermutung war, dass er die Gründung eines Betriebs in Indien plante. Nach Erwägung aller Konsequenzen stimmte ich dem Vorschlag zu. Die Vereinbarung wurde mündlich geschlossen. Das war fast unglaublich, wir kannten uns seit ein paar Monaten, noch nicht mal ein Jahr. Bis heute habe ich noch viel Respekt vor diesem Unternehmensehepaar für ihren altruistischen Vorschlag.

In Siegen hatte ich während meiner Praktikantenzeit sowohl bescheidene Werk tätige als auch gebildete und wohlhabende Menschen der sogenannten Oberschicht kennen gelernt. Es war durchaus eine nützliche Zeit in meinem Leben. Der Aufenthalt in dieser Kreisstadt hatte meine Lebensauffassung stark beeinflusst. Die Einstellung und die Hingabe der Menschen an ihre Arbeit haben dazu beigetragen, dass ich den Begriff „Würde der Arbeit“ richtig einschätzen konnte. Angespornt durch sie konnte ich eine tiefgründige neue Welt entdecken, die mein Leben geprägt und bereichert hat. Ich habe nicht nur die Literaturen meiner Lieblingsautoren gelesen, weshalb ich nach Deutschland gekommen war, ich entdeckte für mich die deutsche Musik, Theater, Museen und bedeutende Sakralbauten. Die Quintessenz: Meine Zeit im Siegerland hatte sich als nützlich erwiesen.

Zum Wintersemester 1962/63 siedelte ich nach Köln über. Bevor ich mich für das Studium der Betriebswirtschaftslehre immatrikulieren durfte, musste ich erst eine Sprachprüfung ablegen. Ein Semester lang studierte ich die deutsche Sprache in der Gemeinschaft von Studenten aus Asien, Europa und Nordamerika. Wir waren eine heterogene, aber effizient aufeinander eingespielte Gruppe. Wir hatten die gleichen ambitionierten Ziele: Uns die deutsche Sprache einwandfrei anzueignen, die für das Fachstudium erforderlich war, und uns über Deutschland nicht nur durch Ausführungen aus

dritter Hand zu informieren, wir wollten uns selbst sachkundig machen. Wir nahmen die Möglichkeiten der preiswerten Studienreisen für Studenten wahr und konnten uns auf diese Weise unsere eigene Meinung und Erfahrung über Deutschland bilden. Im Übrigen konnten wir uns mit den Heimatländern der Teilnehmer des Lehrgangs beschäftigen, weil die Dozentin die Menschen und die Geschichte unserer Geburtsländer in den Unterricht einbezog.

Ich begann mein Fachstudium im Sommer 1963 in der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät. Weil ich kein sogenannter „Freemover“ (das sind ausländische Studenten, die ihr gesamtes Studium in Deutschland absolvieren) war, verlangte die Fakultät von mir ein entsprechendes zusätzliches Studium von mindestens zwei Semestern und die Ablegung der anderen vorgeschriebenen Leistungen sowie die Abfassung einer freien wissenschaftlichen Arbeit (Diplomarbeit), bevor ich mich zum Doktorexamen melden durfte, das in der Form des Rigorosums stattfinden sollte.

Ich fertigte meine Diplomarbeit bei Professor Erich Gutenberg an, der damals der bekannteste Ordinarius für die Betriebswirtschaftslehre in Deutschland war. Prof. Gutenberg war mit dem Ergebnis der Diplomarbeit so zufrieden, dass er mich mit der Anfertigung einer Dissertation betraute. Sommer 1966 wurde meine wissenschaftliche Arbeit von meinem Doktorvater mit „sehr gut“ benotet. Der sehr beschäftigte Professor hatte immer Zeit für mich, wenn ich seine Anregungen für meine Arbeit nötig hatte. Wir führten Gespräche über den Fortschritt meiner Dissertation und er gab mir Hinweise, wie ich weiter vorgehen sollte. In seinem Doktoranden-Seminar, wo seine ehemaligen Studenten, die inzwischen an anderen Universitäten lehrten, auch manchmal anwesend waren, war ich immer ein gern gesehener Student. Er gab mir den Rat, das deutsche Wirtschaftsprüferexamen abzulegen, damit ich leichter einen Lehrauftrag von einer deutschen Universität erhalten könnte. Mit seiner Unterstützung erhielt ich eine Stelle bei einer internationalen Firma für „Audit, Tax and Advisory“ in Düsseldorf, wo ich seit 1967 lebe. Ich erinnere mich noch gern an meinen integren „Doktorvater“.

Retrospektiv stelle ich unbestritten fest, dass die Zeit in Köln auf jeden Fall eine Zeitspanne von großer Tragweite für meinen Lebenslauf gewesen ist. Ich war mit meiner Leistung zufrieden, weil ich meine akademischen Ziele bestens absolvieren konnte. Mein Deutsch war anfangs holprig, die einheimischen Kommilitonen brachten jedoch die Geduld auf, mir zuzuhören und mir zu helfen. Mir war es nicht schwer gefallen, Freundschaften mit ihnen zu schließen. Ich lernte in dieser Zeit, alles selbst zu organisieren, was ich im Familienverband in Kalkutta nicht nötig hatte. Es gefiel mir sehr, dass ich hier zur Eigenständigkeit angehalten wurde. In Indien wurde alles aufgeschrieben, was die Professoren in den Vorlesungen vortrugen, und dann in der Prüfung wiedergegeben. In Deutschland wurde Selbstständigkeit erwartet. Ein Doktorand stellt seine Forschungsergebnisse vor, diskutiert sie mit anderen im Doktorandenseminar. Das hohe fachliche Niveau in Köln

hatte mich stark beeindruckt. Ich wusste nicht, dass jemand wegen seiner Herkunft im Studium diskriminiert wurde. Rassistische Anfeindungen gegen uns habe ich nie festgestellt. Ich musste jedoch auch ein paar schmerzliche Erfahrungen machen. Einem ausländischen Studenten fällt es nicht immer leicht in einem fremden Land eine geeignete Bleibe zu finden.

Völlig auf sich allein gestellt war es nicht einfach, das Leben zu regeln. Dazu kam das Problem der deutschen Behörden mit ihrem Beamtendeutsch. Einmal im Jahr musste die Aufenthaltserlaubnis verlängert werden, und wenn dieser Tag der Aufenthaltsverlängerung nahte, überfiel mich die Angst, von der Ausländerbehörde aufgefordert zu werden, eine Bescheinigung vorzulegen, dass ich das nötige Geld zum Studieren besitze. Ich hatte immer das Gefühl, auf das Wohlwollen der Behörden angewiesen zu sein. Sie hatten mich im Griff, ohne in Erscheinung zu treten. Nach meiner Promotion forderte mich das Amt für öffentliche Ordnung in Köln auf, nach Indien zurückzukehren, Indien könne Menschen wie mich nicht entbehren. Das Amt wollte mein Studentenvisum nur noch für ein halbes Jahr verlängern, danach müsste ich Deutschland verlassen. Es hieß, auch meine Verlobung mit einer Deutschen würde nicht verhindern, mich eventuell, wenn ich das nicht freiwillig täte, mit Gewalt nach Indien abzuschleppen.

Die ersten zwei Jahre in Köln habe ich in einem privaten gräflichen Studentenheim gewohnt. Eine altruistische reiche Gräfin hatte das Heim finanziert. Dann waren da noch zwei weniger bemittelte Gräfinnen, die für die Heimleitung zuständig waren. Alles in diesem Haus war „sophisticated“. Der Besuch einer Kommilitonin, die eine Etage höher wohnte, war nach zehn Uhr nicht erlaubt. Einmal im Monat, in der Regel am letzten Freitag des Monats, kam die Gräfin mit einer Referentin oder einem Referenten. Es wurde geredet und diskutiert über Politik, Religion, Philosophie, Musik, Kulturgeschichte und noch mehr. Die Vorträge gaben mir die Gelegenheit, manche meiner Vorstellungen zu revidieren. Erst später wusste ich, wie brauchbar diese Vortragsexkurse für mich waren. Ich habe ferner dadurch nicht nur Deutschland und die Deutschen politisch bzw. kulturpolitisch besser verstanden, sondern ich konnte insgesamt auch die europäische Kultur und die Mentalität der Menschen besser verstehen, was mir bis dahin nicht ausreichend bekannt war. Gut einhundert Studentinnen und Studenten wohnten in diesem gesitteten Haus der Gräfin. Es war eine Pflicht, an diesen Vorträgen teilzunehmen, weil es davon abhing, ob das Wohnrecht der Studenten noch für ein weiteres Semester verlängert würde oder nicht. Die Anwesenheitspflicht bereitete mir Schwierigkeiten. Wir sollten alle im schwarzen oder dunkelblauen Anzug mit silberner Krawatte erscheinen. Ich besaß weder einen schwarzen noch einen dunkelblauen Anzug, geschweige denn eine silberne Krawatte. Ein Ersatzanzug war auch schwer zu finden, weil ich körperlich zu schmal war, um in den Anzug eines Kommilitonen hineinzupassen. Und das nötige Geld fehlte mir, um einen neuen Anzug anzuschaffen.

Nach zwei Jahren bei den Adligen war es an der Zeit, dass ich eine

neue Bleibe suchen musste, denn die maximale Dauer, sich in diesem Heim einzuquartieren, war vier Semester, die Warteliste war lang. Es war erfreulich, dass ich mit Glück in der *Evangelischen Studentengemeinde*, ganz nah an der Universität, einen Raum ergatteren konnte. Bedauerlich war jedoch, dass unsere eingespielte Gruppe aus dem alten Wohnheim sich auflöste, da wir nicht mehr zusammen wohnten. Am Anfang trafen wir uns noch regelmäßig, später aber nur noch in der Mensa oder in einem überfüllten Hörsaal. Diese Freundschaft ist vielleicht vergleichbar mit der Kameradschaft der Soldaten im Krieg. An der Front hatten sie gemeinsam gelitten, mussten Niederlagen hinnehmen und waren froh, wieder zu Hause bei der Familie zu sein. Als Student lebt man wegen der hauchdünnen Brieftasche spartanisch, jedoch unbekümmert. Abgesehen von Freundschaften mit Mädchen und der dadurch bedingten Schwerkraft hat der Student fast ein unbeschwertes Leben. Man ist aufgeschlossener und bereit, sich zu öffnen, lernt und lässt sich belehren. Die Studienzeit ist die allerschönste Zeit des Lebens. Die Erlebnisse als unbeschwerter Mensch und das Eigenverständnis für Gerechtigkeit und Toleranz sind die wichtigsten Werte, die man dann lebenslang beibehält und sich davon auch leiten lässt. Ein paar Freundschaften, die ich damals als Student geschlossen hatte, bestehen noch heute. Die langjährigen dauerhaften Verbindungen haben dazu beigetragen, dass die Beziehungen mit den Familien der Freunde tatsächlich familiärer geworden sind; gute aufeinander abgestimmte deutsch-indische Freundschaften. Wir freuen uns gemeinsam, dass Deutschland wieder gut Fußball spielt und Indien sich wirtschaftlich so gut entwickelt. Wie oft haben mich die Deutschen zu sich nach Hause eingeladen und das auch noch zu Weihnachten! Es bestanden anfangs kulturelle und manchmal auch sprachliche Schranken, aber wir hatten kaum Schwierigkeiten, uns intellektuell miteinander zu verständigen. Ihre angenehme Art und Gutmütigkeit haben mich berührt. Das sind Eigenschaften, die ich ihnen hoch anrechne. Ich weiß, ein Jahr oder zwei reichen nicht aus, um ein Land und seine Leute von Grund auf kennen zu lernen, aber es war eine Zeit der unvergesslichen Begegnungen, die mir Einblicke in die deutsche Gesellschaft ermöglichten. Ich konnte ihre Träume, Hoffnungen und Erwartungen erahnen. In Siegen konnte ich beobachten, wie neugierig die Deutschen waren, Fremde kennen zu lernen. Ich musste mich damals mit den Menschen mit Zeichen und Gesten verständigen. Wie schade, dass Menschen miteinander nicht reden können, weil einer die Sprache des anderen nicht spricht.

Ich logierte zwei oder drei Monate in der Studentengemeinde. Dann wurde ich von den Mitgliedern der Gemeinde als einer der vier Studentensprecher gewählt. Nicht nur die Betreuung der Studenten war mein Aufgabengebiet, sondern ich sollte auch Gottesdienste in der Gemeinde mitorganisieren und aktiv mitmachen. Formell bin ich ein Hindu und hatte kein Gespür für die kirchlichen Gottesdienste. Der für den Gottesdienst zuständige Pfarrer hoffte, dass ich lediglich dem Gottesdienst beiwohne. Seinen Wunsch erfüllte ich gern, ich hatte keinerlei Beklemmungen. In Siegen oder

auch in Kalkutta hatte ich des Öfteren an den kirchlichen Gottesdiensten teilgenommen. Ich mag die Kirchenmusik sehr. Die Erfahrung mit der christlichen Religion hatte mich neugierig gemacht. An Bibelgesprächen, die einmal im Monat stattfanden, nahm ich teil, um moderne Bibelinterpretationen mitzubekommen.

Als Studentensprecher erhielten wir ex officio Einladungen zu den Veranstaltungen der Universität und anderen kirchlichen und kulturellen Institutionen. In dieser Funktion hatte ich Gelegenheit, in- und ausländische Persönlichkeiten aus Politik und Kultur kennen zu lernen. Ich war stolz auf meine Rolle als Studentenfunktionär. Ich muss auch zugeben, es war eine euphorische Zeit, die ich nicht missen möchte. Akzeptanz und Anerkennung in diesem Maße hatte ich kaum erwartet. Ich hatte mich in Köln in jeder Hinsicht wohl gefühlt.

Das Wahrzeichen von Köln ist der imposante und weltbekannte gotische Dom, aber er bewirkte bei mir keine Faszination. Der Kölner Karneval ist erlebenswert, besonders die Karnevalveranstaltungen der Philosophen und Mediziner und der skandinavischen Studentenvereine. Im Gegensatz zu den Düsseldorfern sind die Kölner lebensbejahende Genussmenschen, kein Wunder, dass sie liebend gern eine Woche lang den Karneval feiern, intensiver als die Weihnachtszeit. Die Stadt ist eine kulturelle Metropole mit großartigen Museen. Köln hat auch noch namhafte Sakralbauten, die kulturgeschichtlich nicht weniger bedeutsam sind. Seit Sommer 1966 lebe ich in Düsseldorf, aber ich kann laut sagen: „Ich bin ein Kölner.“

Ich befasste mich mit der Dissertation ab Sommer 1964. Ohne große finanzielle Engpässe konnte ich ab jetzt mein Studium fortsetzen, da ich nun mit einem Stipendium des *DAAD (Deutscher Akademischer Austauschdienst)* der Universität Köln bedacht war. Ich erhielt außerdem eine einmalige finanzielle Unterstützung (Zuschuss für Forschungsarbeit) vom Seminar meines Professors. Ich hatte mir vorgenommen, mich ganz konzentriert der Doktorarbeit zuzuwenden. Aber es ereignete sich etwas, womit ich nicht gerechnet hatte. Zu meinem Bedauern lief das studentische Leben im Wohnheim nicht mehr einwandfrei. Als ich in Deutschland ankam, hatte gerade die vierte Bundestagswahl stattgefunden und Adenauer hatte im Bundestag die absolute Mehrheit verloren. Mit dem Bau der Mauer um Westberlin war die Teilung Deutschlands zementiert. In meinem Umfeld wurden kontroverse politische Debatten geführt, aber ich vermied die Diskussionen, da ich als Ankömmling keinen kompetenten Einblick in die politische Landschaft meines Gastlandes hatte. Doch die latente Unzufriedenheit der Studenten mit der politischen Hierarchie erfasste auch mich und ich wollte nicht daneben stehen und zuschauen. Die Unentschlossenheit, das Desinteresse und die Verdrängungsneigung der Elterngeneration, sich mit den Nazi-Verbrechen auseinander zu setzen, führten zu verschärften Konfrontationen mit der Studentengeneration.

Seit der Spiegel-Krise von 1962 verschlechterte sich das politische Klima in der Bundesrepublik zunehmend. Die bis dahin unanfechtbare CDU

lief Gefahr, die politische Führung zu verlieren. Die Tendenz einer wachsenden Politisierung unter den Studenten war zu registrieren. In den Studentenkreisen, Seminarräumen und Hörsälen konnte man leidenschaftliche Wortgefechte über politische Streitfragen, z.B. die juristische Aufarbeitung der Verbrechen der Nazizeit, vernehmen. Die studentischen Gruppierungen der politischen Parteien führten erbitterte verbale Auseinandersetzungen. Die Studenten kritisierten die herrschenden Verhältnisse in der Bundesrepublik. Die Studentenbewegung der 1960er war inspiriert von der Frankfurter Schule (u.a. Adorno, Horkheimer, Marcuse, Habermas) und von den emanzipatorischen antiautoritären Ideen der amerikanischen Studenten. Die Studenten fragten nach dem Verhalten der Öffentlichkeit und der Rolle der Universitäten im Dritten Reich. Das Volk hatte Schuldgefühle, weil sein Land ein unglaubliches Verbrechen begangen hatte. Aber nur die wenigsten waren bereit, darüber zu sprechen. Ich habe selten eine Familie kennen gelernt, die offen mit mir darüber gesprochen hat. In den deutschen Familien herrschte die Kunst des Verdrängens; die Mutter schwieg, der Vater sowie so. Und die Kinder haben nicht danach gefragt. In ihrem Buch „Die Unfähigkeit zu trauern“ charakterisieren Alexander und Margarete Mitscherlich diese Besonderheit der Deutschen. Nicht Verdrängung, sondern „Aufarbeitung der Vergangenheit“ forderte Theodor Adorno, was nur von einer Minderheit bekräftigt wurde. Massive Kritik an der Politik übte Karl Jaspers. Im Gespräch mit Rudolf Augstein nahm er Stellung zum Verjährungsproblem: Für Völkermord darf es überhaupt keine Verjährung geben. Er entwarf in seiner Schrift eine gegenüber der gegenwärtigen grundsätzlich andere Innen- und Außenpolitik. Es war unbestritten, dass die Republik damals dringend eine „kulturelle Durchlüftung“ brauchte, die den Mief unter den Talaren beseitigen sollte. Die Zahl der spontanen Proteste und Demonstrationen der Studenten, Professoren, Künstler, Schriftsteller, Journalisten wurde häufiger. Getrieben von der Dynamik der gerechten Protestbewegung verlor ich zögernd meine Scheu vor der aktiven Teilnahme an der Tagespolitik. Es war auch eine solidarische Willenserklärung meinen gleich gesinnten Kommilitonen gegenüber.

Wir waren nicht die Achtundsechziger. Wir waren die Protestgeneration, wir waren die Generation vor '68, die Vorläufer der Studentenbewegung in Deutschland. Wir waren gegen eine Atomaufrüstung der Bundeswehr. Wir verlangten eine juristische Aufarbeitung des Naziverbrechens. Gesellschaftliche Gegensätze waren überdies Auslöser des Generationenkonflikts. Die 1960er Studenten waren die Speerspitze einer vielschichtigen politischen Bewegung. Ich war Sympathisant des *SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund)*, der aus der SPD ausgeschlossen wurde. Die gemeinsame Arbeit mit dieser Gruppe, wo ich auch meine spätere Frau kennen lernte, war für mich ein Lernprozess in der deutschen Politik, der für meine kommunale politische Arbeit in der SPD hilfreich war.

Die historische Bewertung, so erwarte ich, wird zeigen, dass die Studentenbewegung keine Selbstinszenierung einer kleinen Gruppe war. Die

spätere gesellschaftspolitische Entwicklung in Deutschland zeigt, dass die Studentenbewegung der Beginn einer weit reichenden kulturellen und politischen Neugestaltung war. Der tief greifende Sichtwechsel in der Umwelt- und Energiepolitik wäre ohne die Studentenbewegung nicht denkbar.

Beruf, Erfahrungen am Arbeitsplatz

Mit dem Ziel, das Wirtschaftsprüfungsexamen in Großbritannien zu absolvieren, kam ich nach Deutschland. Das Geburtsland von Heine und Brecht zu erleben, ihre Werke in ihrer Muttersprache zu lesen, waren meine Wünsche. Beabsichtigt war ein halbjähriger Interimsaufenthalt, mehr nicht. Die angebotene finanzielle Unterstützung von meiner Lehrfirma und das Stipendium der Universität Köln waren die Gründe, dass ich in Deutschland geblieben bin. Darüber hinaus war die Möglichkeit, später ohne große Mühe eine Stelle als wissenschaftlicher Mitarbeiter an einer Hochschule vermittelt zu bekommen, für mich der Ansporn, bei einem Wirtschaftsprüfungs- und Beratungsunternehmen zu arbeiten und Erfahrungen zu sammeln. Bei einer führenden internationalen Firma in Düsseldorf wurde ich eingestellt. In den Geschäftsbereichen Rechnungsprüfung, Steuer- und Unternehmensberatung wurden wir bei den in- und ausländischen Mandanten vom mittelständischen Unternehmen bis zum internationalen Großkonzern eingesetzt. Unser Einsatzgebiet war ganz Europa; wir waren Mitarbeiter im Außendienst. Abwechslungsreiche Projekte in interdisziplinären Teams machten unsere Aufgaben zu spannenden Herausforderungen.

Die andersartige praxisbezogene Arbeit bereitete mir viel Freude. Die Mitarbeiter mit unterschiedlichem Hintergrund bildeten ein Team für ein bestimmtes Projekt, in dem jeder Einzelne seine Funktion hatte und als Individuum anerkannt wurde. Teamarbeit stand an der ersten Stelle. Es wurde jedoch innerhalb des Teams jedem die Möglichkeit gegeben, seine individuellen Stärken zu entfalten. In Bezug auf die Ausgewogenheit beruflicher und privater Bedürfnisse wurde jedoch nicht viel Rücksicht genommen; die Betreuung der Mandanten vor Ort ließ das schwerlich zu. Was mir auch nicht gefiel, waren die klaren und deutlichen Kritiken ohne ein Klima des gegenseitigen nachhaltigen Vertrauens unter den Kollegen. Es fehlte manches Mal an guter Kommunikation, weil die Gruppenmitglieder je nach Projekt nicht sehr lange zusammen ein Team bildeten; gute Kommunikation ist aber eine wichtige Voraussetzung für eine gute Zusammenarbeit. Kritikfähigkeit und Sensibilität waren die Tugenden, die von jedem Mitarbeiter erwartet wurden. In der Praxis, weil wir unter Termindruck Leistungen erbringen mussten und jeder sich profilieren wollte, vermissten wir diese Eigenschaften bei den Gruppenmitgliedern. Ungefähr zehn Jahre lang war ich Angestellter dieser Firma, freundschaftliche Beziehungen mit Arbeitskollegen hatte ich aber bis auf zwei Ausnahmen nicht. Die meisten von uns litten unter Berufs- und Profilierungssucht. Als Nicht-Deutscher wollte ich bei der Ausführung der Aufgaben per-

fekter sein als meine deutschen Kollegen. Von den Kollegen wurde ich, glaube ich, als zurückhaltend eingeschätzt. Den Grund der Zurückhaltung kann ich bis heute noch nicht finden. Dass ich als Mitarbeiter von der Geschäftsleitung akzeptiert und von ihnen für meine Leistungen anerkannt wurde, davon konnte ich ausgehen; das zeigte sich bei der jährlichen Gehaltserhöhungen bzw. bei Prämien- und Sonderzahlungen.

Irgendwann machte meine Frau, ich hatte meine Universitätsfreundin aus der SDS-Zeit geheiratet und wir bekamen einen Sohn, mich auf meinen bzw. unseren Lebenswandel aufmerksam. Aus einem armen Student war ein prinzipienloser Streber, ein Karrierist, geworden. Das Gespräch offenbarte, dass der Beruf das Familienleben aufgezehrt hatte. Kontakt mit meinen Eltern während dieser Zeit hatte ich nur sporadisch. Meistens konnte ich nur zum Wochenende mit meiner Familie zusammen sein, eine typische Wochenendbeziehung. Mein Sohn litt darunter sehr. Der Austausch von Erlebnissen, Erfahrungen und spontane gemeinsame Aktivitäten waren erschwert. Ich wollte mir mehr Zeit für die Familie nehmen als für die Pflichtlektüre der BWL-Zeitschriften und Gesetzbücher. Wollte ich damals alles nachholen, was ich als Student wegen der knappen Kasse vermisst hatte? Hatten der Wohlstand und die Wohlstandsgesellschaft mich auf die falsche Fährte gelockt? Ist unser „mode of life“ angeberisch geworden? Sind die von uns angestrebten Werte für das Leben verloren gegangen? Ehrliche Antworten zu diesen Fragen mussten wir durchkämpfen. Solange ich den Beruf, der mit umfassenden materiellen Vorzügen ausgestattet war, ausübte, würde es für uns schwer sein, unseren Lebenswandel zum Positiven zu lenken. Die Wochenendbeziehung und die daraus resultierende Unzufriedenheit waren nicht nur nicht weiter ertragbar, sondern stellten potenzielle Konfliktsituationen dar. Die Frage: Um mich wieder frei zu fühlen und Zeit für meine Familie zu finden, sollte ich meinen Beruf wechseln?

Genau das habe ich getan; nach sorgfältiger Abwägung bin ich ausstieg aus dem gut behüteten Schiff der Wohlstandsgesellschaft. Wie damals bei der Entscheidung, ob ich nach Deutschland komme, war die Option, mich beruflich umzuorientieren, ein gewagtes Unterfangen. Mein berufliches Ziel war nun eine Lehrtätigkeit in der Erwachsenenbildung und Berufsbildung. Als Voraussetzung für die Übernahme in einen pädagogischen Beruf studierte ich zunächst für ein Jahr Erziehungswissenschaft und legte mit Erfolg eine besondere Prüfung des Landes NRW ab.

Von 1975 bis zur meiner Pensionierung im Jahre 2003 unterrichtete ich Informatik, Organisationslehre sowie Rechnungswesen in den Berufssparten Großhandel, Außenhandel und Werbekaufmannswesen. In den VHS-Kursen lehrte ich Bilanz und Kostenrechnung. Die Industrie- und Handelskammer zu Düsseldorf berief mich als ordentliches Mitglied in den Prüfungsausschuss für die Kaufleute des Groß- und Außenhandels. Diese Zusammenarbeit mit der Kammer währte vierundzwanzig Jahre. Als Dank für das ehrenamtliche Engagement in der beruflichen Bildung verlieh mir die IHK erst die silberne und danach die goldene Ehrennadel.

Resümierend will ich das Fazit ziehen: Das deutsche Berufsbildungssystem, das manche europäische Länder nachahmen, ist einmalig in der Welt. Ein durchschnittlich intelligenter Schulabgänger wird, meiner Erfahrung nach, dadurch ein wertvoller Mitarbeiter. Nicht wenige Absolventen eines kaufmännischen Berufskollegs übernehmen Führungsaufgaben im „Middle Management“ in mittelständischen Unternehmen. Die Absolventen der sog. Abiturklassen (eigens für Schüler mit Hochschulreife oder Studenten mit abgebrochenem Studium) übernehmen verantwortungsvolle Positionen in den kaufmännischen Abteilungen der Konzerne.

Die Dozenten und die Lehrer sind in einem Berufskolleg „Einzelgänger“, das heißt ein Lehrer trägt Inhalte seines Faches vor, die vom Ministerium festgelegt worden sind. Die Methode, die er dabei bevorzugt, ist normalerweise die „Frontalunterrichtsmethode“. Der Lehrer verkörpert zugleich den Darsteller, Produzenten und Regisseur des Unterrichtsschauspiels und die Schüler sind meistens kritikunfähige, teilnahmslose Zuschauer und -hörer. Für so ein Trauerspiel gibt es natürlich keinen Applaus von den Zuhörern. Teamunterricht wird nicht praktiziert, obwohl er für die Lernenden manches Mal vom Vorteil wäre. Die gegenseitige Abhängigkeit mancher Fächer bleibt dadurch den Schülern unbekannt. Ein Teamunterricht macht die Verwobenheit der Fächer, z.B. Rechnungswesen und Informatik, Informatik und Mathematik, Werbung und Sprachen, deutlich. Die Lernerkenntnisse aus dem Unterricht sind dann effektiv in die Praxis übertragbar.

Die Beziehung unter uns Pädagogen, Dozenten und Ausbildern war kollegial. Freundschaftliche Verhältnisse waren auch hier, wie bei der Unternehmensberatung, nur Ausnahmen; die Deutschen schätzen allgemein engere Kontakte mit den Arbeitskollegen nicht sehr. Berührungssängste hatten sie mit mir nicht, aber eine Distanziertheit in der Beziehung war bemerkbar. Es ist schwer nachweisbar, ich bin mir aber mehr oder minder sicher, dass ich mit meiner erstklassigen Erfahrung aus der Praxis und guten akademischen Qualifikationen eine höhere Dienststufe innehaben müsste, wenn ich kein Immigrant wäre. Vorsicht, es ist lediglich eine Hypothese.

Die Schüler, die in einem Kaufmännischen Berufskolleg studieren, kommen aus unterschiedlichen Schultypen: Gymnasium, Gesamtschule, Realschule, Höhere Handelsschule; und Studenten aus Universitäten, die nicht weiter studieren möchten, weil sie nach einer zweijährigen Berufsausbildung Geld verdienen möchten. Die ausländischen Schüler mit ungenügender Sprachkenntnis stellen ein unlösbares Problem dar. Eine qualifizierte Unterrichtserteilung ist äußerst schwierig. Die Lehrer-Schüler-Beziehung ist wegen der Erwartung der Schüler, von den Lehrern bedient zu werden, nicht immer optimal. Die Lehrer ihrerseits halten die meisten der Schüler für undiszipliniert oder manchmal auch arrogant, besonders wenn sie Studienabbrecher oder zur Fach- bzw. Hochschulreife berechtigt sind. Gleichgültig aus welchem Schultyp sie kommen haben sie es schwer mit den betriebswirtschaftlichen Fächern. Summa summarum muss man festhalten, dass das Wissensniveau der Schüler eher schlechter als gut ist.

Familie, Verbindung zur Heimat und Identität

Auswanderer wie ich haben zwei Familien und zwei Orte der Heimat. Auch jetzt nach sechsundvierzig Jahren habe ich eine starke emotionale Bindung an meine Angehörigen in Kalkutta. Die dahingeschiedenen Eltern, die in meinen Gedanken noch am Leben sind, und die Verwandtschaft machen die Familie in Indien aus. Und dort, wo meine Geschwister und Freunde noch leben, ist mein indisches Heimatland. Zweifelsfrei ist diese Verbundenheit mit meiner alten Welt nach so vielen kalten deutschen Wintern konturloser geworden. Nicht weg zu denken sind trotzdem meine wunderschöne Kindheit in Ostbengalen, die Zeit der Pubertät am Ganges und die Jugend in Kalkutta. Die Erinnerungen sind lebendig. Diese ist meine imaginäre Heimat, geographisch beheimatet in einem fernen Land, das ich hin und wieder besuche. Gefühlsmäßig ist die Heimat mir ganz nah, ich kann hören, wie sie mich ruft. Die Brise, die dort weht, streicht über mein Antlitz. Nicht ohne Grund war Romain Rolland ein Schwarmgeist von Indien. Er rühmte: „Wenn es einen Ort gibt, wo alle Träume eine Heimat gefunden haben, dann ist es Indien.“ Diese überschwängliche Einstellung teilte auch Hermann Hesse. In den Momenten der Vereinsamung berührt mich meine alte Heimat ungeheuer schmerzlich. Die Illusionen und Desillusionen liegen so dicht beieinander. Wenn man in Indien geboren und groß geworden ist, hat man eine einzigartige Innigkeit und Wertschätzung für die Freunde und Familie. Die Mentalität der Menschen, die gesellschaftliche Einstellung zueinander und die Familienbindung in Indien lassen keine isolierte Lebensführung zu.

Und meine eigene Familie, die ich in meinem Land der Immigration aufgebaut habe, ist mein Ein und Alles, sie ist für mich das Unübertreffbare. Sie gibt mir die Lebenskraft und sie ist bestimmend für das ausgeglichene Innenleben. Entwurzelt vom Ursprung fehlt mir trotzdem die heimatliche Geborgenheit hier nicht so sehr. Sich vollends mit dieser Weltgegend, wo ich nun lebe, anzufreunden, fällt mir offen zugegeben manches Mal schwer. Ich führe in meiner zweiten Wahlheimat ein „symbiotisches“ Leben.

Der Immigrant wird zwischen Vergangenheit und Gegenwart hin- und hergerissen, denn Gegenwarts- und Vergangenheitspathos halten sich obligatorisch nicht die Waage. Immigration bedeutet für ihn einen Riss durchs Leben. Das Leben in einem Immigrationsland kann einem vorkommen wie schräge Musik.

Sowohl für Indien als auch für Deutschland habe ich das Gefühl der Wärme; ich fühle mich hier wie dort in Indien „heimisch“. Mein Heimatgefühl ist, dass ich mich nirgends „entwurzelt“ empfinde. „Wahlverwandtschaft“ (Goethe) ist die adäquate Bezeichnung meiner Gefühle für Indien und Deutschland. Meine Heimatländer sind Indien und Deutschland, aber „Heimatgefühl“, „Nationalgefühl“, „Patriotismus“, oder „Vaterlandsliebe“ im traditionellen Sinne habe ich nicht. Es gibt keine großen Widersprüche zwischen dem, was ich tue, und dem, was das Umfeld tut. Meine eigenen Grundwerte unterscheiden sich nicht von denen der Mehrheit. Meine

Wahrnehmung suggeriert jedoch, dass der deutsche Staat keine Integrationsgemeinschaft ist. Es wird von uns verlangt, dass wir uns in die Wertordnung der Einheimischen einfügen. Aber was sind diese Werte der deutschen „Leitkultur“ und wo finde ich sie verständlich ausformuliert? Meint man mit der „Leitkultur“ die nationale Identität der Deutschen wie Demokratie, Solidarität, Gerechtigkeit und Humanität? Das sind auch meine eigenen Identitätsmerkmale, darüber habe ich nichts zu klagen. Vorschriften des Staates sind nicht erwünscht, sondern Toleranz des Staates und seiner Bürger. Der Fernsehmoderator Ulrich Wickert hat im Zuge des Prozesses gegen Klaus Barbie für „Monitor“ über die Untaten des Schlächters von Lyon berichtet. Das Versteck der Kinder in einem Waisenhaus wurde verraten, und Barbie ließ alle Kinder ermorden. Wickert schämt sich, dass so etwas passieren konnte. Das ist für ihn dann ein Umstand, da will er lieber kein Deutscher sein (Ulrich Wickert, „Gauner muss man Gauner nennen – von der Sehnsucht nach verlässlichen Werten“). Ich frage mich: Ist eine Flucht vor der eigenen Nationalität möglich und wünschenswert? Ich glaube kaum.

Heimat ist für mich die Liebe, die Sehnsucht. Heimat ist für mich mein Freundeskreis, die Familie. Was mir fehlt ist nicht Indien, sondern ein Landstrich, wo ich geboren bin, Menschen und Freunde. Was mir fehlt, sind die gewachsene Kultur der Region, die ich einmal kannte, ihre Sprachmelodie und Landschaft. Mir kommt es des Öfteren vor, als ob ich auf vielen Jahren gelebter Biographie herumtrampelte, die ich nicht wegschmeißen kann. Bin ich ein identitätsloser nichtsesshafter Inder? Ich wage es zu sagen, wie die französische Autorin Brigitte Giraud auf der Suche nach der eigenen Herkunft das tut: Ich gehöre zu einem Ganzen, vergesse, woher ich komme.

Nalini Bhat-Sperling

**Dreimal Heimat:
Wahlheimat, Heimat und geheime Heimat**



***Nalini Bhat-Sperling**, geboren 1940 in Pune, Maharashtra, Indien. Verheiratet. Ankunft in Deutschland: 1973. Studium/Ausbildung: Mathematik (M. A. Science) an der Pune Universität in Indien. Weiter- und Fortbildung in Deutschland. Ausgeübter Beruf: Informatikerin. 6 Berufsjahre in Indien, 3 in England und 30 in Deutschland. Seit 2000 im Ruhestand. Wohnort: Ritterhude bei Bremen.*

Wichtige Veröffentlichungen: Zwei Gedichten in der Anthologie „Heimatsworte“, herausgegeben vom Literaturbüro NRW-Süd in Verbindung mit West-Ost-Kulturwerk e.V., Horlemann Verlag, 1995.

Auszeichnungen: Bremer Autorenstipendium 2005.

Mitgliedschaft in Vereinen: 2. Vorsitzende des Forums *Städtesolidarität Bremen-Pune e.V.*

Heimat ist für mich ein Ort, wo ich einige Zeit meines Lebens verbracht und mich dabei wohl gefühlt habe. Zu diesem Ort kehre ich immer wieder mit Freude zurück, wenn nicht physisch, dann in Gedanken. Ich habe manchmal Sehnsucht nach diesem Ort, wenn ich mich woanders befinde. Seit ich in Deutschland lebe, empfinde ich sehr oft Heimweh nach Indien, meinem Geburtsland, wo ich fast die Hälfte meines Lebens verbracht habe. Aber schon nach ein paar Wochen Aufenthalt in Indien habe ich Heimweh nach Deutschland, wo ich seit 1973 lebe und arbeite.

In Deutschland erzähle ich, dass meine Heimat Indien ist. Wenn ich auf einem indischen Flughafen gelandet bin, habe ich aber Heimweh nach Pune, meinem Geburtsort. Schon auf dem Weg nach Pune bin ich sehr aufgeregt. Ich schaue links und rechts, prüfe, was sich verändert hat. Wenn ich unterwegs am Straßenrand Geschäfte, die spielenden Kinder, in Lonawala die markanten Berggipfel sehe, werden viele alte Erinnerungen wach. In Pune, in meinem Elternhaus, in dem ich 1940 geboren wurde, suche ich dann mein Zimmer auf. Mein Zimmer ist für mich etwas Besonderes. Es ist eigentlich nicht nur mein Zimmer, es ist unser Zimmer. Mit meiner Schwester musste ich es teilen. Trotzdem liegt dieses Zimmer mir besonders am Herzen. Die Wände dieses Zimmers kennen alle meine Sorgen und Freuden. Ich hatte die Wände mit Blumen und Bildern geschmückt. Das Zimmer hat durch mich aber auch gelitten. Wenn ich mich über etwas geärgert habe, zog ich mich in mein Zimmer zurück. Ich stampfte mit den Füßen auf den Boden oder trommelte mit den Fäusten gegen die Wände. Wenn ich mich allerdings gefreut habe, „umarmte“ ich die Wände.

Aber auch in diesem Zimmer hatte ich meinen Lieblingsplatz, meine Holztruhe. Auf dem Deckel war unser Familienname eingeschnitzt. Ich weiß nicht, seit wann wir diese Truhe besaßen, keiner wusste es. Sie stand schon immer in meinem Zimmer am Fenster. Es war ein wunderschöner Platz zum Sitzen. Von dort aus konnte ich alles sehen, was im Garten geschah. Vor meinem Fenster stand ein majestätischer Baum. Eine Jasminranke wand sich den Stamm empor. Abends, wenn sich die Blüten öffneten, wehte mit jeder Brise herrlicher Duft in mein Zimmer herein. Auf meiner Truhe sitzend las ich Bücher, sang Gedichte, machte Handarbeiten oder hörte den Vögeln zu. Diese Truhe war meine geheime Heimat.

Deutschland als Wahlheimat

Mittlerweile ist Deutschland zu meiner Wahlheimat geworden. Schon als junges Mädchen hatte ich den Wunsch, andere Länder zu besuchen. Sicherlich war es mir auch klar, dass ich es als Mädchen schwer haben würde, alleine zu reisen. Sogar innerhalb Indiens bin ich nur mit den Eltern und Großeltern unterwegs gewesen. Einerseits hatten meine Eltern mir nur das erlaubt, was einem Mädchen gestattet war. Andererseits haben sie mich ermutigt, das zu machen, was ich wollte, auch wenn es unüblich für Mäd-

chen war. Als ich nach der Schule weiter studieren wollte, haben sie keine Einwände gehabt, zumal ich auch ein Stipendium bekam. Allerdings wurde von mir erwartet, dass ich zuerst meiner Mutter bei der Hausarbeit half. Mein Mathematikstudium war auch unüblich für Mädchen. Meine Freundinnen lernten Sprachen. In unserer Klasse waren nur ein paar Mädchen und ich durfte nur mit ihnen etwas unternehmen, ein Ausflug mit Jungen war undenkbar. Meine Liebe zum Bergsteigen und Wandern haben meine Eltern akzeptiert, aber Wanderungen waren nur in einer gemischten Gruppe gestattet.

Nach meinem Studium an der Universität Pune durfte ich auch arbeiten. Durch einen Zufall bekam ich die Möglichkeit, als Programmiererin zu arbeiten. Am Computer zu arbeiten war damals etwas Besonderes. Zu einem Fachlehrgang war ein Engländer aus der Mutterfirma angereist, um uns zu unterrichten. Wir unterhielten uns, und ich sagte, es würde mich sehr freuen, wenn ich die Gelegenheit bekäme, nach England zu gehen. Ein paar Monate später erhielt ich das Angebot, in England in der Mutterfirma zu arbeiten. Für mich gab es kein Halten mehr. Meine Eltern brauchte ich nicht zu überzeugen, sie waren ganz stolz auf mich. Die Großeltern, die auch ein Wort mitzureden hatten, fanden es jedoch nicht gut, dass die noch ledige Enkelin alleine nach Europa ging. Ich überließ meinen Eltern die Überzeugungsarbeit.

Am 31. Oktober des Jahres 1969 um 19 Uhr landete ich in London. Es regnete. Es war dunkel, kalt und windig. Meine Aufregung war so groß, dass es mir wenig Probleme machte, mich mit dem Wetter zurechtzufinden. Ein Bekannter von einem Bekannten von einem Bekannten von ... hatte mir ein Zimmer besorgt und mich vom Flughafen abgeholt. Mein erster Einkauf waren ein Mantel, ein Pullover und Schuhe. In Indien trugen wir offene Sandalen, und kein Geschäft in Pune hatte einen Pullover oder Mantel im Sortiment.

Mitte November erlebte ich den ersten Schnee, und ich konnte mich nicht mehr zurück halten, auch nach dem Abendbrot noch einmal spazieren zu gehen. Ich ging alleine, die Engländer wunderten sich. Kennst du denn Schnee nicht? Ihr habt doch den Himalaya. Dann erklärte ich, dass wir in Indien Schnee, tropische Wälder, Wüste, Steppe, das große Gangesdelta und alle denkbaren Landschaften haben. Ich kannte den Schnee nicht, da ich in subtropischer Gegend aufgewachsen war.

Ich war ganz beeindruckt von den Weihnachtsvorbereitungen. Die Straßen und die Geschäfte wurden mit Lichterketten dekoriert. An jeder Ecke standen Weihnachtsmänner in ihren roten Roben. Immer wieder blieb ich vor den Schaufenstern stehen und bewunderte das Spielzeug, die Puppen und vor allem die Modelleisenbahnen, die durch die Spiellandschaften fuhren. Das erinnerte mich sehr an unser Deepawali-Fest, das wir in Indien feierten. Ich hatte vor einigen Wochen Deepawali gefeiert und hatte absolut keinen Bedarf, Weihnachten zu feiern. Ich kannte dieses Fest nur vom Hörsagen. In Pune waren wenige Christen, und auch sie feierten Deepawali

mehr als Weihnachten.

Ende November bekam ich mein erstes Gehalt. Mein Chef kam zu mir und fragte, ob ich für das bevorstehende Fest mehr Geld benötige. „Sei nicht scheu, du hast nur ein Gehalt bekommen, hast sicherlich nicht viel sparen können. Sag mir Bescheid, ich werde dir einen Vorschuss auszahlen lassen“, sagte er mir zwei oder drei Mal in einem sorgenvollen Ton. Das stimmte auch, aus Indien durfte man damals nur 75 £ mitbringen. Ich hatte aber keine Verwandten in London, kaum Freunde, und ich wohnte in einem kleinen Zimmer. Ich hatte keine Vorstellung, wofür eine Vorauszahlung nötig sein könnte. Ich war überrascht, dass mein Chef mich fast drängte, Geld anzunehmen.

Meine Kollegen erzählten mir, dass Weihnachten ein Familienfest sei. Aber ich saß an den Weihnachtstagen alleine in meinem Zimmer und hörte die Musikkassetten, die ich aus Indien mitgebracht hatte. Erstaunt war ich allerdings darüber, dass keiner der Kollegen oder Kolleginnen, auch nicht mein besorgter Chef, mich zum Fest eingeladen hatte. Bei uns in Indien werden an Festtagen immer Freunde eingeladen, besonders die, die sonst einsam sein würden. „*Vasudhaiva kutumbakam*“ – „die ganze Welt ist meine Familie“, sagt ein Sanskrit-Spruch. Danach handeln wir auch. Zu Weihnachten spürte ich erstmals, wie unterschiedlich der Begriff „Familie“ definiert wird. Zur Ehrenrettung der Engländer muss ich allerdings auch erwähnen, dass mein Lehrer und seine Familie mir ein Geschenk überreicht haben. Mein deutscher Mann und ich haben gerade mit solchen weit auseinander liegenden Begriffsinterpretationen manche Schwierigkeiten. Wir haben aber einen Weg gefunden. Oft haben wir über Weihnachten Gäste bei uns, die sonst einsam sein würden.

Im ersten Jahr in London beobachtete ich die Weihnachtsfeier im Fernsehen. Wenn ich „*Virgin Mary has a baby boy*“ hörte, sang ich dazu das Gedicht „*Rama janmala*“, das die Geburt des Gottes Rama besingt. Eigentlich sind die Umstände bei der Geburt des Gottes Krishna sehr ähnlich wie bei der Geburt Jesu. Aber ich kannte eben nur dieses Lied. Es war sowieso egal, was ich sang. Mag sein, dachte ich, das Wort Familie wird in England und in Indien anders verstanden, aber die Freude über die Geburt des göttlichen Wesens ist überall die gleiche.

Freundschaft und Frieden

In meiner Nachbarschaft gibt es einen Brauch: Jede Familie geht am Vormittag des 24. Dezember zu den Nachbarfamilien, bringt ein kleines Geschenk und wünscht „Frohes Fest“. Ich habe diesen Brauch etwas geändert. Ich gehe nicht am 24. Dezember zu den Nachbarn, ich besuche sie am 14. Januar, überreiche „*Tilgul*-Plätzchen“, eine Süßigkeit aus Sesam und Zucker, und wünsche „Freundschaft und Frieden“. In Indien feiern wir am 14. Januar *Makarsankranti*. An diesem Tag und an den folgenden Tagen tauschen wir

mit unseren Verwandten, Freunden, Bekannten gegenseitig „Tilgul-Plätzchen“ aus und sagen „Tilgul ghya, God bola“ – „nehmt Tilgul, lasst uns Freunde sein.“ Auch wenn meine Nachbarn noch nicht angefangen haben, Tilgul-Plätzchen zu backen, freuen sie sich auf *Makarsankranti* und wünschen uns „Freundschaft und Frieden“.

Indische Gewürze, Gemüse, Früchte oder Süßigkeiten konnte man ohne Probleme im Londoner Stadtteil Southhall kaufen. Wo ich wohnte, waren keine indischen Geschäfte, keine Möglichkeit also, Gewürze zu kaufen. Ich hatte einige Gewürzmischungen aus Indien mitgebracht, womit ich indische Gerichte zubereitete. Meine Freunde oder Kolleginnen fanden die Gerichte sehr lecker, und nach dem Sanskrit-Spruch „*Atithi Devo Bhava*“ – „Ein Gast ist ein Gott“ und entsprechend unserer Tradition lud ich sie oft ein. So war mein Gewürzschatz schnell zu Ende. In London kannte ich ein Reformhaus in meiner Nähe, das vegetarische Gerichte anbot. Die Knospen meiner Zunge waren aber noch so an indische Gewürze gewöhnt, dass das Essen aus dem Reformhaus keine echte Alternative für mich war.

Eines Tages kam ich an einem indischen Geschäft vorbei. Das war ein Eldorado für mich. Ich packte Tüten mit leckeren Sachen ein, und ein paar Wochen lang kochte ich wieder indische Gerichte. Auch einige Curryblätter hatte ich gekauft. Currypulver wird nicht aus Curryblättern gemacht. Curryblätter werden nur in Joghurtgerichten verwendet. Auch getrocknet halten sie ewig und verlieren den Duft nicht. Ich hatte die Blätter lange in meiner Jackentasche gelassen, und wenn ich Heimweh hatte, rieb ich sie zwischen den Fingern und roch daran.

Schneeballschlachten, die weiße Landschaft, die schneebedeckten Bäume, die aus dem Schnee lugenden, rot leuchtende Beeren, die Spuren der Vögel im Schnee, das war mir alles neu, und ich fand den Winter gar nicht so schlecht. Langsam wurden die Tage länger, dann kamen März, April, Mai, aber es wurde nicht warm. In Indien kannte ich es anders. Der März war ziemlich warm und der Mai richtig heiß. Hier in England musste ich im Mai weiterhin einen Mantel tragen, der Himmel war meistens grau, die Bäume noch kahl. Ich dachte: „Wird es überhaupt jemals warm werden?“ Der Mai war recht hart für mich. Auf meine Klage: „Es ist schon Mai“ bekam ich zu hören: „Es ist erst Mai“. Hier und da Nistmaterial suchende Vögel oder die Krokusse und die Tulpen in den Vorgärten gaben mir den Mut, die Hoffnung auf warme Tage nicht aufzugeben. Ich erinnerte mich daran, wie wir im Mai abends in Pune im Garten saßen, in der Mitte ein Korb voller Mangos, die wir genüsslich vertilgten. Hier hatte ich nicht eine Mango, und draußen im Garten zu sitzen, war auch undenkbar. Das hat mich Heimweh spüren lassen. Meinen Geschwistern hatte ich die strikte Anweisung erteilt: Schreibt alles, nur nicht, was ihr gegessen habt.

Im Mai kam auch der Muttertag, die Geschäfte waren voll mit Geschenken und Grußkarten. Ich ging oft in die Geschäfte und las die Karten. Ich habe immer geweint, wenn ich die an die Mutter gerichteten Worte las. Ich bastelte eine schöne Karte für meine Mutter, schrieb aber kein langes

Gedicht hinein, nur einfach einen Satz: Liebe Mutter, ich vermisse dich sehr. Dann überklebte ich das Wort „vermisse“ mit einer Blume und schrieb „liebe“ darunter. Ich dachte, wenn ich den Satz so belasse, würde auch meine Mutter anfangen zu weinen. Das wollte ich nicht.

Langsam kam der Sommer doch noch und ich bereitete mich auf den Urlaub vor. Ich wollte klettern gehen. Zwei Hosen hatte ich schon gekauft, denn ich lief sonst im Sari herum. Auch gute, feste Kletterschuhe und einen Rucksack kaufte ich. Den ersten Schock erlitten die Passanten, als ich im Sari, in dicken Wanderschuhen und mit Rucksack auf dem Rücken zum Bahnhof ging. Die diskreten Engländer schauten mich aus den Augenwinkeln an, und wenn ein Kind in meine Richtung zeigte, bekam es einen Klaps auf die Finger. In der Jugendherberge schaute mich die Herbergsmutter mit offenem Mund an, und bis sie in der Lage war, mich nach meinem Ausweis zu fragen, dauerte es einige Sekunden. „So gehst du nicht klettern, oder?“, fragte sie mich. Mein „Nein“ tröstete sie. Ich hatte schon bei der Buchung der Reise geschrieben, dass ich Vegetarierin bin. An diesem Abend bekam ich einen Würfel Käse und einige Scheiben Brot auf einem Teller. Nach der langen Reise war ich müde, musste mich aber mit heißem Tee begnügen. Suppe konnte ich nicht essen, da Fleischklößchen darin schwammen. Die Herbergsmutter ließ mir in der Küche Bratkartoffeln zubereiten. Als sie neben mir stehend Speckwürfel schnitt, dachte ich mir nichts dabei. Als sie aber die Würfel in meine Pfanne schob, war ich wirklich verzweifelt. Sie verstand ihr Missgeschick und wir mussten beide lachen. Wir bereiteten in einer neuen Pfanne neue Bratkartoffeln. Danach ging es aber besser und die Herbergsmutter bereitete immer etwas Gutes, Vegetarisches für mich zu. Mit dieser Frau hatte ich lange Kontakt und wir sind gute Freundinnen geworden.

Klischeehaftes Denken

Aus meinem Urlaub schickte ich eine Karte an die Kolleginnen und Kollegen und beschrieb, was ich alles erlebt hatte. Auch sie waren geschockt, als sie erfuhren, wo ich mich im Urlaub befand. Eine Inderin verbringt ihren Urlaub zu Hause, am Kamin sitzend, handarbeitend, hatten sie gedacht.

Dieses klischeehafte Denken habe ich oft erlebt, fast überall, wo ich gewesen bin. In den 70er Jahren kamen viele Tamilen aus Sri Lanka nach Europa. Wir Inder, Pakistanis und Sri Lankesen sind für die Europäer wahrlich schwer zu unterscheiden. Man hielt mich manchmal für eine Pakistani, mal für einen Bürgerkriegsflüchtling aus Sri Lanka. Sehr oft wurde mir allerdings die Frage gestellt, ob ich eine Krankenschwester sei, da zu dieser Zeit viele Krankenschwestern aus Indien nach Deutschland kamen. Wenn ich die Frage verneinte, war die nächste Frage, ob ich eine Botschaftsangehörige sei. Heute fragt man mich, ob ich eine IT-Spezialistin sei.

Im August 1973 kam ich nach Deutschland. Ich reise sehr gern. Ich könnte auf dem Festland leben und arbeiten, eine neue Sprache lernen und

andere Länder bereisen, ohne jedes Mal fliegen zu müssen. Das war meine Absicht. Mit meinem Beruf war es nicht so schwer, in Deutschland eine Stelle zu finden, zumal meine damalige englische Firma eine Niederlassung in Deutschland unterhielt. Ich hatte in England etwas Deutsch gelernt, aber bald stellte ich fest, dass die Deutschen ein anderes Deutsch sprechen als das, das ich in der Abendschule gelernt hatte. Wenn ich zu der Eisverkäuferin „ein Eis bitte“ sagte, kam immer die Frage zurück: „Einmal?“ Ich verstand diese Frage nicht und wiederholte „ein Eis bitte“. Dabei zeigte ich meinen Zeigefinger, so wie ich es von zu Hause kannte. Das verstand die Eisverkäuferin als erhobenen Finger, und das kam bei ihr nicht gut an. Sie ignorierte mich, vor allem, wenn neben mir eine Traube wartender Menschen stand. Jemand drängelte von hinten und sagte: „Einmal Eis bitte“ und hielt dabei seinen Daumen nach oben. So lernte ich, dass es auf Deutsch nicht „ein Eis“, sondern „einmal Eis“ heißt. Ich lernte auch, dass das Zählen mit dem Daumen und nicht beim Zeigefinger beginnt wie zu Hause in Indien.

Die meisten Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache bereiteten mir die reflexiven Verben. So sagte ich oft: „Ich freue.“ Meiner Meinung nach hatte ich gesagt, was ich sagen wollte, und die höflichen Deutschen warteten darauf, dass ich meinen Satz beendete. Die diversen Formen der Verben waren ein Graus für mich. Ich lernte das Verb „übereinstimmen“ zu konjugieren. Ich stimme überein, du stimmst überein usw. Nach diesem Muster sagte ich einmal: „Ich ziehe nachvoll.“ Warum die Deutschen schmunzelten, konnte ich in dem Moment nicht verstehen. Ich könnte ein Buch über solche Pannen schreiben, aber gerade das half mir, die Sprache schnell zu erlernen. Auch heute, nach mehr als 30 Jahren in Deutschland, mache ich viele Fehler, nur werde ich nicht mehr rot im Gesicht.

Nachdem ich einige Jahre in England verbracht und dort gelernt hatte, immer und überall Warteschlangen zu bilden, fand ich es sehr schwer, in Deutschland in einen Bus oder in eine Straßenbahn einzusteigen. Ich war sehr scheu, und in Indien versucht man, den Körperkontakt zum anderen Geschlecht so weit wie möglich zu vermeiden. Ich konnte mir meinen Weg zu der Bahn oder zum Bus nicht mit den Ellenbogen freikämpfen. Auch heute kann ich es nicht, ich warte lieber und lasse die eine oder andere Bahn abfahren. Ich stelle mittlerweile fest, dass nicht alle Deutschen drängeln, und manchmal treffe ich Frauen und Männer, die wie ich die nächste Bahn abwarten. Dann kommt man ins Gespräch, erzählt von den diversen Erfahrungen, dass zum Beispiel die heutige Jugend keine Rücksicht auf die Älteren nimmt, oder wie Männer sich nach vorne schieben und Ähnliches. Ich denke inzwischen, dass solche Vorkommnisse und solche Gespräche in jedem Land zu jeder Zeit stattfinden und stattgefunden haben. Nirgendwo sind die Älteren mit der Jugend, die Frauen mit den drängelnden Männern und die Männer mit den ewig ‚langsamen‘ Frauen zufrieden. Ich wollte einige Jahre in Deutschland leben und dann weiter nach Australien oder nach Kanada gehen. Aber wie das Schicksal es bestimmt hatte, lernte ich meinen heutigen Mann kennen und blieb hier.

Veränderte Denkweise

Unabhängig davon, wo ich bin, habe ich einen sehr intensiven Kontakt mit meinen Verwandten in Indien. Meine Eltern, später auch meine Geschwister, besuchten mich. Ich fahre ebenfalls regelmäßig nach Indien. Jedes Mal stelle ich aber fest, dass meine Denkweise sich verändert. Manchmal fürchte ich sogar, dass ich etwas von der freundlichen, helfenden Natur der Inder verloren und mir die europäische berechnende, distanzierte Einstellung angeeignet habe. Wäre ich jedes Jahr nach Indien gefahren, hätte ich mich vielleicht nicht so verändert, aber dann hätte mir weniger Urlaub und weniger Geld zur Verfügung gestanden, um die Welt zu erkunden. Mein Kontakt zu Indien, zu der indischen Kultur, Literatur, Sprache, zu den indischen Bräuchen ist trotzdem intensiv. Meine Entscheidung, ins Ausland zu gehen, die Welt zu sehen, habe ich nie bereut. Ich habe viele Länder bereist, habe unterschiedliche Menschen getroffen, neue Sprachen gelernt und viele verschiedene Erfahrungen gemacht. Dabei habe ich mein Heimatland nicht vergessen. Ich versuche mein Bestes, eine gute Vermittlerin zwischen meiner Heimat und meiner Wahlheimat zu sein.

Durch das World Wide Web ist die Welt kleiner geworden. Ich kann jeden Tag meine heimatliche Zeitung im Internet lesen. Die Kommunikationswege sind kürzer geworden. Früher waren die Briefe etwa eine Woche in eine Richtung unterwegs, heute bekomme ich innerhalb einiger Sekunden die Antwort auf meine Frage. Durch eine Webcam habe ich die Möglichkeit, die Menschen zu sehen, mit denen ich mich gerade unterhalte. Einerseits ist es nicht mehr notwendig, in Indien vor Ort zu sein, um Gespräche zu führen, andererseits bekomme ich gerade dadurch den Wunsch, vor den Leuten zu stehen, sie zu berühren. Ob ich meine letzten Tage in Indien oder hier verbringen möchte, weiß ich noch nicht. Am besten wäre es, etwas öfter nach Indien zu fahren. Pläne für die nächste Zeit habe ich genug.

Ich mache mir allerdings Gedanken darüber, ob in Deutschland die Fremdenfeindlichkeit zunimmt. Gott sei Dank habe ich bisher keine schlechten Erfahrungen gemacht. Ich habe auch die Zuversicht, dass viele Menschen gegen die rechten Tendenzen protestieren werden. Ich denke trotzdem, dass ich wachsam bleiben muss.

Eines weiß ich, egal wo ich lebe, nach meinem Tod möchte ich nach hinduistischem Brauch feuerbestattet werden.

Jolly Thadathil

Wie die Fremde zur Heimat wurde



Jolly Thadathil, geboren 1951 in Thottakkara, Kerala, Indien. Verheiratet, drei Kinder. Ankunft in Deutschland 1980. Studium/Ausbildung: MA in Botanik, MA in Soziologie und Bankier Examen CAIB (Certified Associate of Indian Institute of Bankers) in Indien; Ausbildung als Krankenpfleger und als Pflegedienstleiter in Deutschland. Beruf: Bankier, Krankenpfleger, Pflegedienstleiter und Unternehmer. Berufsjahre: 5 Jahre in Indien, 23 Jahre in Deutschland. Noch berufstätig. Wohnort in Deutschland: Schwelm.

Mitgliedschaft in Vereinen/Ehrenamtliche Tätigkeiten: Mitbegründer (1987) und Vorsitzender (bis 1996) des „Indischen Kulturvereins“, Schwelm; Vorsitzender von „World Malayalee Council“ (1998-2006); Vize-Vorsitzender von „World Malayalee Council“ (seit 2006); Mitglied des Ausländerbeirats der Stadt Schwelm; Mitglied im Pfarrgemeinderat der Marienkirche in Schwelm.

Unbekümmerte Kindheit

Ich bin als fünftes von sechs Kindern von Elikutty und Kuriakose Thadathil geboren. Aufgewachsen bin ich in Thottakara in Kerala. Kerala liegt an der Westküste ganz im Süden Indiens. Es ist umgeben vom indischen Ozean auf der einen und von Bergen auf der anderen Seite. Es wird das „God's own country“ genannt. Es ist der Staat, aus dem Ayurveda und das klassische Tanztheater *Kathakali* kommen. Ein Staat, in dem überall Kokospalmen und Bananenplantagen zu bewundern sind. Thottakara ist ein kleines Dorf in der Mitte von Kerala. Es hat nur eine große Dorfkirche, ein Kloster, eine Grundschule und einen kleinen „Tante-Emma-Laden“. Unser großes Farmhaus stand mitten in unserer Plantage, und dort bin ich wohlbehütet aufgewachsen. Mein Vater besaß mehrere Plantagen, und obwohl andere Bauern für ihn arbeiteten, hat er immer selbst mit Hand angelegt. Das hat mich damals sehr geprägt. Er hat mir gezeigt, dass man für sein Geld hart schuftet muss. Meine Mutter war Hausfrau und hat sich liebevoll um uns gekümmert. Meine älteste Schwester hat auch eine Art Mutterrolle eingenommen. Sie verfolgte jeden Schritt und Tritt von mir, ihr verdanke ich auch meine gute Ausbildung.

Meine Grundschule ist in Thottakara, direkt neben unserer Kirche. Bevor der Unterricht anfang, ging ich mit meinen Schulkameraden erst in die Kirche und betete, dass es ein schöner Tag werden solle. Die weiterführende Schule war 3 km entfernt und wir sind jeden Morgen zu Fuß gelaufen. Es hat mir nichts ausgemacht, in der Mittagssonne auf dem heißen Steinboden so weite Strecken zurückzulegen, im Gegenteil, es hat mir sogar Spaß gemacht, wie den anderen Kindern auch. Die Schule hat mir nach einer gewissen Zeit auch viel Freude bereitet, und für mich galt der Grundsatz: „Lernen ist wie Rudern gegen den Strom, sobald man aufhört, treibt man zurück.“ Schnell packte mich der Ehrgeiz, und ich wollte alles mitnehmen und alles Mögliche erreichen.

Mein *Bachelor*-Studium erfolgte am *Nirmala College Muvattupuzha* in den Fächern Botanik, Chemie und Zoologie. Das *Master*-Studium erfolgte am *St. Thomas College Pala*, in Botanik. Während meiner Studentenzeit habe ich auch an vielen außeruniversitären Aktivitäten teilgenommen. Ich habe leidenschaftlich gerne Sport getrieben, mit meinem Volleyballteam war ich sogar auf Turnieren. Ich war auch in einer Theatergruppe aktiv.

Mein Traumberuf war es, Dozent an einer Universität zu werden. Aber das Schicksal hat etwas anderes für mich bestimmt. Ich habe ein lukratives Angebot von einer großen Bank – *The Federal Bank* – erhalten. Ich musste das Angebot ohne Wenn und Aber annehmen, da die Arbeitslosigkeit unter den Akademikern in Kerala enorm groß war. In der neuen Branche konnte ich schnell Fuß fassen und mein Beruf hat mir sehr viel Spaß gemacht. Später habe ich auch nie bereut, diesen Werdegang beschritten zu haben. Im Gegenteil, es hat mir in meinem späteren Berufs- und Geschäftsleben viel genutzt. Während meiner 5-jährigen Arbeit bei der *Federal Bank* konnte ich das

renommierte Banker-Examen *CAIIB* (*Certified Associate of Indian Institute of Bankers*) absolvieren. Ich habe mich damals außerdem für ein Zusatzstudium in Soziologie an der Universität Kerala eingeschrieben und mit einem *Master* abgeschlossen.

Der Sprung ins kalte Wasser

Eines Tages stellte mir ein Bekannter ganz unerwartet eine Frau vor, es war für mich Liebe auf den ersten Blick. Eigentlich hatte ich noch nicht ans Heiraten gedacht, aber ich sah sie und fand sie bezaubernd. Sie hatte ein gewisses Flair, das ich bei den Frauen hier vermisste. Ihr selbstbewusstes Auftreten und ihr eleganter Gang faszinierten mich. Auch das dezente Make-up hat mich sehr angesprochen. Sie war irgendwie anders. Dann wurde mir gesagt, dass sie Lehrerin an einer High School ist, aber sich zurzeit in Deutschland als Krankenschwester ein neues Leben aufbaut. Da wusste ich, dass das der Grund sein musste, warum sie so anders ist. Wir verlobten uns schnell und heirateten auch schon eine Woche später. Aber dann musste meine Frau, Mercy – ihr Name war auch ein Wohlklang in meinen Ohren – wieder nach Deutschland zurück. Ich musste mich nun auch entscheiden. Sollte ich meine geliebte Heimat verlassen? Meinen angesehenen und sicheren Job kündigen? Meine Freunde und Familie hinter mir lassen? Sollte ich mit 28 Jahren versuchen, ein neues Leben anzufangen in einem Land, über das ich mir vorher noch nie Gedanken gemacht hatte, in einem Land, von dem ich die Sprache und Kultur nicht kenne? Man muss auch bedenken, dass vor 30 Jahren Fernsehen und Internet noch nicht so üblich waren und man kaum Bilder oder Berichte aus Europa gesehen hatte. Es war also ein richtiger Sprung ins kalte Wasser. Aber ich wollte ja etwas erleben, ich wollte die weite Welt erkunden und ich wusste, dass meine Chance gekommen war. Ich habe mich erst einmal für ein Jahr von meinem Job beurlauben lassen. Ich fing an, davon zu träumen, wie es wohl in Deutschland sei, bestimmt alles viel besser als in Indien. Sehr sauber sei es dort, hatte ich gehört, und dass dort alle ein Auto haben, und natürlich, dass man viel Geld machen kann. Also kümmerte ich mich um das Visum.

Spannende Reisevorbereitungen

Als ich dann dabei war, ein Flugticket zu buchen, kam eine elegante Dame – Frau Alphonsa Chiramel – in mein Büro in der Bank und wollte mich sprechen. Ich fragte mich, was sie wohl von mir wollte. Sie kam aus Trichur und hatte meine Adresse vom Reisebüro. Sie wohnte auch in Deutschland. Sie hatte zwei Kinder und zu viel Gepäck, um zurückzureisen. Das war ihr Problem. Sie müsste viel hinzubezahlen, um ihr ganzes Gepäck mitnehmen zu können. Ich wunderte mich immer noch, was ich dagegen tun könnte.

Und dann kam es, sie fragte mich, ob ich ein Kind und etwas Gepäck auf mein Ticket mitnehmen könnte. Ich war überrascht. Sollte ich das machen? Würde das zu Komplikationen führen? Ich musste eigentlich nicht lange überlegen, es wäre doch gut, wenn ich einen erfahrenen Begleiter auf meinem Jungfernflug hatte. Und die hübsche Dame sah sehr anständig aus, ich verstand ihr Problem und wir buchten die Tickets zusammen. Ein Kind und ein Koffer von ihr auf meinen Namen. Ich hatte ja sowieso nicht viel mitzunehmen.

Nun war ich startklar. Ich konnte es kaum erwarten. Ich würde zum ersten Mal fliegen und dann auch noch so weit. 12 Stunden dauerte der Flug, von Kerala über Mumbai nach Frankfurt. Ich war aufgeregt wie eine Katze auf dem Riesenrad. Ich würde die weite Welt erkunden und große Dinge vollbringen, ich freute mich riesig. In Schwelm wohnte meine Frau, ich hatte noch nie davon gehört, aber es würde dort sicher ganz viele Hochhäuser und Schnellstraßen geben. Bestimmt hätte sie auch ein großes Haus, vielleicht mit Garten, und ein großes Auto, vielleicht einen Mercedes. Am 29.11.1980 landete ich dann endlich in Deutschland. Einen Tag vor meinem Geburtstag, wenn das kein Glück bedeutete! Beginn eines neuen Lebensjahres und eines ganz neuen Lebensabschnittes. Wir konnten erst als Letzte aussteigen, da wir mit den beiden kleinen Kindern nicht durch das Gedrängel wollten. Also musste ich mich noch etwas gedulden. Ich dachte an meine Frau, sie wartete sicher sehnsüchtig. Endlich ausgestiegen, war ich sehr begeistert, so einen großen Flughafen hatte ich noch nie gesehen. Und es stimmte, es sah alles so sauber und ordentlich aus. Auch die ganzen weißen Leute, so viele hatte ich noch nie auf einmal gesehen. Die Art und Weise, wie sie gingen und sprachen, beeindruckte mich. Nun werde ich bald auch zu ihnen gehören, dachte ich mir. Jetzt nur noch schnell durch die Passkontrolle und zu meiner Frau. Ich sah sie schon von weitem, sie hatte bestimmt lange gewartet, wie gesagt waren wir die letzten, die ausstiegen. Aber als ich das Gesicht meiner Frau erkannte, sah sie gar nicht glücklich aus. Ich zweifelte. Aber schnell erkannte ich, wieso. Wer wäre nicht betrübt, seinen eigenen Ehemann mit einer anderen schönen Frau und zwei Kindern im Arm zu sehen. Sie musste erschrocken sein. Ich rannte zu ihr und klärte sie schnell auf, und schon sah ich das hübsche Lächeln wieder in ihrem Gesicht. Das war lustig. Schon kam auch der Ehemann meiner Begleiterin. Wir tauschten Adressen aus und wurden später auch Freunde.

Konfrontation mit einer emanzipierten Welt

Mercy stellte mir ihre Arbeitskollegin vor. Sie würde uns zurückfahren. „Was?! Eine Frau am Steuer!! Gibt's doch gar nicht“, dachte ich mir. Aber ich musste gestehen, sie fuhr nicht schlecht. Und ich sah übrigens, dass alle Autofahrer sich unheimlich beherrschten beim Autofahren. Kein Gehupe und kein Gedränge. Dann könnten wohl auch Frauen sicher fahren. Ich

bewunderte auch ihr Können im Rauchen, in Kerala ist das Rauchen nämlich eine reine Männersache.

Ich war sehr müde von der ganzen Reise, aber so gespannt auf Deutschland, dass ich während der ganzen Autofahrt kein Auge zu tat und nur aus dem Fenster sah. Es schneite damals. Richtiger Schnee, das hatte ich noch nie gesehen. Es sah so schön aus, wie Seifenblasen. Es fühlte sich auch so sanft an, und jede Schneeflocke hatte ein anderes feines Muster. Und wie wunderbar der Schnee sich auf die Landschaft legte, es war so faszinierend. Die Bäume sahen so anders aus, auch Tannen hatte ich noch nie gesehen und Palmen konnte ich weit und breit nicht entdecken. Bäume ohne Blätter konnte ich auch bewundern. Und was es für tolle bunte Autos gab! In Indien waren zu dieser Zeit die meisten Autos weiß oder schwarz. Aber hier fuhren die Autos in Blau, Rot, Silber und so weiter herum. Und die Fahrer hielten tatsächlich auch an roten Ampeln an, selbst wenn kein Auto entgegenkam. Das war schon sehr ordentlich. Ich konnte die ganzen Eindrücke gar nicht begreifen, so schnell glitten die Bilder an meinem Fenster vorbei. Ich fühlte mich wie in einer anderen Welt. Einfach alles war so anders und unbeschreiblich schön in meinen Augen.

Die erste große Enttäuschung

Wir waren angekommen in Schwelm. Wir parkten vor einem hohen, heruntergekommenen Gebäude. Erst dachte ich, das ganze Haus samt Garten gehöre Mercy. Aber wir stiegen das enge Treppenhaus hoch und kamen in unserem kleinen Appartement im Schwesternwohnheim an. Es war ein sehr altes Gebäude. Ich war schon sehr enttäuscht, eine sehr kleine Wohnung, knapp 40 qm. In meinen Träumen hatte ich mir doch ein großes gepflegtes Einfamilienhaus mit Garten vorgestellt. Im Vergleich zu unserem Farmhaus in Thottakara war diese Wohnung kleiner als unser Dachboden, wo wir Platz für unsere ganze Ernte wie Kokosnüsse, Pfeffer, Reis, Kautschuk und so weiter hatten.

In den benachbarten Appartements wohnten noch weitere Inderinnen, die auch mit Mercy ihre Ausbildung absolviert haben – Ammini, Annie, Madonna, Betty und Molly. Ammini und Molly hatten nur einen Monat vor uns geheiratet und ihre Männer Josy und Joy waren auch schon da. Wir freundeten uns alle sehr schnell an, wir machten alles zusammen, einkaufen, kochen, weggehen, einfach alles. So konnte ich auch mein großes Trauma über meine Unterkunft überwinden. Wir saßen ja alle im selben Boot. Und mit dem kleinen Örtchen Schwelm freundete ich mich auch noch an, in einer hektischen Großstadt zu wohnen, wo man seinen eigenen Nachbarn nicht kennt, wäre schon ein Albtraum.

Kulturschock

Durch meine indischen Freunde hatte ich viel Ablenkung, und die brauchte ich auch. Denn alleine wenn ich vor die Tür trat, war mir schnell bewusst, was für eine andere Kultur und Tradition hier herrschten. Es war schon ein großer Kulturschock. Ich sah Menschen, ja sogar Kinder in meinen Augen, sich auf der Straße umarmten und küssten. In Indien war das sogar in Filmen ab 18 verboten. Es hat mich wirklich viel Überwindung gekostet, dort überhaupt hinzusehen. Auch das Wegziehen aus dem Elternhaus und das unverheiratete Zusammenleben konnte ich nicht fassen. Die Freizügigkeit in der Kleidung war mir auch zu viel und auch die ganzen Liebesbeziehungen haben mich sehr schockiert. Auch die steigende Zahl der allein erziehenden Mütter und Väter irritierte mich. Die Zahl der Ehescheidungen und der Kinder, die darunter leiden mussten, war schrecklich für mich. Es war auch eine bittere Erfahrung, zu sehen, dass zahlreiche hilflose, ältere Menschen einfach von ihren Kindern oder Angehörigen in Heime abgeschoben wurden.

Barriere zum Reichtum

Der Reichtum und die Technologien Deutschlands haben mich sehr beeindruckt. Ich wollte schnell daran teilhaben. Aber gewiss verstand ich mittlerweile auch, dass das Geld hier nicht auf der Straße herumliegt. Harte Arbeit, großer Fleiß und enorme Disziplin standen hinter dem Reichtum in Deutschland. Und auch den Wohlstand zu erhalten forderte hohen Einsatz. Jeder Angestellte arbeitete, als wäre es sein eigenes Unternehmen, mit viel Bestrebung und Hingabe. Das begeisterte mich. Ich musste mich einfach nur anstrengen.

Aber einen anderen Haken gab es doch, ich dachte, mit gutem Englisch käme man überall auf der Welt zurecht. Aber das traf wohl nur auf Deutschland nicht zu. Viele Deutsche konnten oder wollten kein Englisch sprechen. Ich fühlte mich überhaupt nicht wohl, ich sprach die Sprache nicht, ich verstand die Leute nicht und alles erschien mir so fremd. Um zu kommunizieren, musste ich immer meine Frau als Dolmetscherin dabei haben. Das machte mich als einen Akademiker wirklich traurig. Diese unangenehme Situation war meiner Frau auch bewusst, deshalb hat sie mich für einen Sprachkurs beim Goethe-Institut angemeldet – Gott sei Dank, denn damals hatten nicht alle Ausländer das Glück, an einem solchen Kurs teilnehmen zu können. Ich fand den Sprachkurs sehr hilfreich, dort habe ich auch schnell Freunde gefunden, Ausländer aus aller Welt, die sich wie ich ganz fremd in Deutschland fühlten. Hier habe ich auch meine ersten Einblicke in das Leben der vielen Asylbewerber und Flüchtlinge, die nach Deutschland gekommen sind, erhalten. Sehr motiviert lernte ich die Sprache, und nach neun Monaten konnte ich die Deutschprüfung für ausländische Studenten an der Ruhr-Universität Bochum bestehen. Aber dann kam der

nächste Schock: Weder das Studium in Botanik noch mein *Master* in Soziologie noch meine Bankerausbildung wurden hier anerkannt. Jetzt hatte ich schon so viele Abschlüsse und konnte nichts damit anfangen. Ich war sehr enttäuscht und betrübt. Das Schlimmste von allem war: Falls ich irgendwo doch eine Arbeitsstelle gefunden hätte, hätte ich so oder so keine Arbeitserlaubnis bekommen. In Deutschland mussten alle Ausländer, die auf dem Wege der Familienzusammenführung hergekommen waren, vier Jahre Wartezeit erfüllen, um überhaupt eine Arbeitserlaubnis beantragen zu können.

Ich hatte keine andere Wahl als wieder zu studieren, um diese Zeit zu überbrücken. So habe ich mich an der Universität Düsseldorf für das Aufbaustudium in Sozialwissenschaften immatrikuliert. Das Studieren an der deutschen Uni war für mich auch eine ganz eigene Erfahrung. Es war nicht wie das College in Indien, wo in Klassensystemen unterrichtet wurde. Dort bekamen wir in den Vorlesungen immer alles diktiert. Hier aber musste man selbständig seine Fächer und Dozenten wählen, die Vorlesungszeiten bestimmen und sich sogar die Klausuren selbst einteilen. So verstand ich auch, warum es so viele Langzeitstudenten gab, es gab ja die Möglichkeit, Klausuren zu verschieben. Aber auch bei mir würde es wohl länger dauern, denn die Sprache war immer noch ein großes Hindernis für mich. Die ganzen Fachbegriffe mussten erst einmal gelernt werden.

Kinderwunsch

Schon kurze Zeit später hatten Mercy und ich einen festen Kinderwunsch. Wir wussten aber, dass es mit nur *einem* Gehalt sehr schwer sein würde, mein Studium zu finanzieren und für das Kind zu sorgen. Die Entscheidung kam aber schnell, wir entschlossen uns, mein Studium erstmal abzubrechen. Mehrere Versuche, einen festen Job zu erhalten, scheiterten wegen der Arbeitserlaubnis. So musste ich mich mit einigen Studentenjobs in Firmen und Restaurants zufrieden geben, und wir konnten uns erstmal über Wasser halten.

Wir freuten uns auf unser erstes Kind. Es sollte eine Tochter werden und sie sollte zu Weihnachten auf die Welt kommen. Wir zogen in eine größere Wohnung und sparten für eine tolle Kinderwiege, es war eine Prinzessinnen-Wiege. Unsere Tochter sollte aufwachsen wie eine Prinzessin. Wir wollten ihr alles bieten können. Ich weiß nicht, wer ungeduldiger war, unsere Tochter oder wir, aber wie auch immer erblickte sie das Licht der Welt schon zehn Tage früher als erwartet. Ich hatte unheimliche Glücksgefühle, als ich meine Tochter Nicole das erste Mal in den Händen halten durfte. Sechs Monate nach ihrer Geburt flogen wir nach Indien, das erste Mal für unsere Tochter und das erste Mal wieder zurück für mich. Schon als ich ankam, merkte ich, dass ich mich, ohne selbst davon zu wissen, geändert hatte. Ich sah meine Heimat plötzlich mit anderen Augen. Ich hatte Vergleichsmöglichkeiten, die ich vorher nicht hatte. Mir wurde klar, was es für

Möglichkeiten in Deutschland gab, die mir noch nicht offen standen. Ich merkte auch, dass die Sprache ein sehr wichtiges Element ist, um sich wohl zu fühlen. Mir war plötzlich bewusst, wie sicher ich in Indien auftreten konnte und wie gut ich mich auskannte. Nach der Taufe unserer Kleinen waren wir wieder zurück in Deutschland, ich legte mich nun richtig ins Zeug und versuchte, die Sprache optimal zu beherrschen.

Wir wünschten uns noch einen Sohn. Aber zurück aus Indien plagten mich andere Zweifel. Trotz des Wohlstandes in Deutschland und dem allmählichen Wohlfühlen kreisten meine Gedanken immer noch um Indien. Eines Tages, dachte ich mir, eines Tages werden wir nach Indien zurückkehren und mit unserem ersparten Geld dort wie Maharadschas leben. Dafür würden wir jetzt einfach etwas sparen, und mit dem Geld könnten wir uns in Indien ein prunkvolles Leben aufbauen. So habe ich auch meinen Stolz als Akademiker abgelegt und begann eine Krankenpflege-Ausbildung, das war die einzige Ausbildung, die mir damals offen stand. Ich musste mich schon überwinden, denn das war nicht das, was ich mir vorgestellt hatte. Ich hatte mehrere höhere Abschlüsse und hatte eine bessere Arbeit verdient. Jetzt musste ich sozusagen wieder von vorn anfangen und dann auch noch mit einem „Blue Collar Job“. Aber ich tat es für unsere Zukunft. Ich dachte mir, dass das alles bestimmt noch einen Sinn ergeben würde, warum jetzt alles so kommen musste.

Unser zweites Kind sollte wirklich ein Junge werden. Gleichzeitig mit der zweiten Schwangerschaft bereiteten wir unseren Umzug von Deutschland zurück nach Indien vor. So haben wir entschieden, die Entbindung unseres Sohnes in Indien vorzunehmen. Wir freuten uns riesig über Nelson – das kleine Brüderchen für Nicole. Unser Plan war nun, unsere Kinder bei ihren Großeltern aufwachsen zu lassen. Wir würden ja nur noch ein paar Jahre in Deutschland bleiben und dann wieder zurückkehren. Das hört sich jetzt im Nachhinein vielleicht grausam an, aber das haben damals auch andere Paare gemacht; die Kinder in Indien gelassen, damit es später keine zu große Umstellung für sie wird. Es war also alles im Sinne der Kinder gedacht. Viele Paare haben damals geplant, dass sie nur ein paar Jahre in Deutschland bleiben und dann wieder zurückgehen. Aber nur einige wenige haben es auch eingehalten. Schon nach neun Monaten haben wir gemerkt, dass das für uns auch nicht der richtige Weg ist. Wir vermissten unsere Kinder sehr und konnten keinen Augenblick unseres Lebens genießen. Ich hatte meine Ausbildung beendet und auch einen Job in der städtischen Klinik in Wuppertal gefunden. Egal, was jetzt kommen würde, wir wollten alles zusammen erleben. Wie eine Familie. Also haben wir unsere Kinder schnell wieder aus Indien zurückgeholt.

1992 bekamen wir noch ein Kind – Nancy. Und unser Familienglück war komplett. Wir unternahmen immer alles zusammen, frühstücken, in die Kirche gehen, in den Urlaub fahren, wir hielten immer zusammen.

Gesellschaft in Deutschland

Wir versuchten schon immer, Freundschaften mit Deutschen zu pflegen. Wir beteiligten uns auch an deutschen Aktivitäten. Unter anderem wurde ich zweimal zum Ausländerbeirat der Stadt Schwelm gewählt. Ich war auch Mitglied des Pfarrgemeinderats der Marienkirche in Schwelm. Auch in verschiedenen Sportvereinen habe ich aktiv mitgewirkt und sogar einen Sport-Übungsleiterschein und eine Schiedsrichterlizenz für Volleyball erworben. Mercy und ich haben auch Tanzunterricht genommen, um den Integrationsprozess zu beschleunigen, so lernten wir alle Standardtänze für jeden gesellschaftlichen Anlass.

Mich begeisterten viele Sachen in Deutschland, die Ordnung und Disziplin der Leute, das Einhalten der Gesetze und die Fairness. Ich schätzte viele meiner deutschen Freunde für ihre Höflichkeit, ihren Fleiß und ihre Ehrlichkeit. Auch die Sorgfalt in ihrem Leben und die Eigenverantwortung für ihr Tun waren gute Tugenden, von denen man lernen konnte. Aber so sehr ich auch versuchte, alles nachzuvollziehen, ergaben für mich einige Sachen keinen Sinn. Und vom Kulturschock am Anfang habe ich mich nie erholt. Das Thema „Familie“ empfand ich als einen großen Widerspruch. Es war für mich unerklärlich, warum Kinder schon mit 18 Jahren aus dem Elternhaus ausziehen sollten. Es ist doch viel schöner, im Kreise der Familie zu Mittag zu essen. Andererseits kümmern sich die Eltern die ganze Zeit um das Kind, aber wenn sie dann selber alt werden, gehen die Kinder einfach aus dem Haus und stecken die Eltern ins Altersheim. Eigenes Leben schön und gut, aber es sollte schon noch Platz für die eigenen Eltern da sein. Das war unerklärlich für mich, wo ich meine Eltern doch aus besten Kräften finanziell unterstützte. Auch das Verhältnis zu den Schwiegereltern ist nicht akzeptabel. In Indien muss man die Schwiegereltern wie die eigenen Eltern ansehen und akzeptieren, ja sie sogar Vater und Mutter nennen. Schließlich sind Mann und Frau nun eins, und was ihr gehört, gehört auch mir. Dass man sie einfach beim Namen rief, war in meinen Augen respektlos. Es ist auch merkwürdig, dass man schon vor der Ehe zusammenlebt. Da verstand ich einfach nicht mehr den Sinn der Heirat. Ich verstand, dass die Kultur in Deutschland geprägt durch Kriege, Tod und Trauer sich sicherlich anders entwickeln musste als in Indien. Natürlich war mir auch bewusst, dass nicht jede Ehe geschieden wird und nicht jeder alte Mensch im Altenheim landet, aber die Tendenz steigt. Die Kultur Indiens, wo die Familie das Heiligste ist, war hier so weit entfernt.

Trotz des intensiven Versuchs, sich voll und ganz in die deutsche Gesellschaft zu integrieren, haben das Heimweh und die Sehnsucht nach indischer Kultur immer Übergewicht gehabt. So haben wir immer sehr engen Kontakt zu unseren Freunden aus Kerala gesucht. Ganz besonders eng waren wir mit zwei anderen Familien in Schwelm befreundet, mit Josy und Ammini Manamayil und Joy und Molly Ittankulangara, die wir jetzt ja schon sehr lange kannten. Annie und Madonna, die am Anfang noch in

Schwelm gewohnt hatten, zogen in die Schweiz. Wir drei Familien verstanden uns sehr gut, wir waren alle im gleichen Alter, unsere Kinder waren auch ungefähr gleichaltrig, und wir waren in der gleichen Situation. Natürlich hatten Mercy und ich auch unsere deutschen Freunde und Arbeitskollegen, aber wir haben uns im Kreise mit *Keralites* wohler gefühlt. Wir konnten in unserer Sprache reden, über unsere Heimat, über dieselben Sorgen.

Indien in Deutschland

Mir fehlte aber vor allem die Kultur Indiens, sie bestand nicht aus Discobesuchen oder Trinkfesten, selbst Jugendliche interessierten sich für klassischen Tanz und Gesang. Ich wollte, dass meine Kinder das auch mitbekamen. Am liebsten wollten wir auch jede Sommerferien nach Indien fliegen, damit unsere Kinder sich der indischen Kultur nicht entfremdeten, aber auch, damit sie die Bindung zu ihren Großeltern, Tanten, Onkeln und Cousins festigen konnten. Natürlich war das aus Kosten- und arbeitstechnischen Gründen nicht möglich.

Ich überlegte also, wie ich Indien nach Deutschland holen könnte, und so kam mir die Idee, einen indischen Treffpunkt zu schaffen für Inder in Deutschland, die ihre Heimat vermissten. Daraufhin gründete ich im Jahr 1987 mit weiteren Freuden einen indischen eingetragenen Kulturverein in Schwelm. Wir luden eine indische Tanzlehrerin aus Hamm und später aus Dortmund ein, die einmal in der Woche unseren Kindern in einem Klassenraum einer Schule Tanzunterricht gab. Später organisierten wir auch indischen klassischen Gesangsunterricht. Bald darauf folgten auch schon indische Veranstaltungen, wo die Kinder ihr Können unter Beweis stellen konnten, es war aber auch eine Gelegenheit, unseren deutschen Freunden unsere Kultur zu zeigen.

Es kam sehr gut an beim deutschen Publikum. Wir organisierten jedes Jahr einen Tanzabend mit Musik und Trachtenschauen. Der Zuschauerkreis wuchs von Jahr zu Jahr. Die Veranstaltungen wurden immer professioneller, und Bürgermeister, Botschafter, Landesminister aus Kerala, Schauspieler, Sänger etc. standen auf der Liste der Ehrengäste. Meine Kinder fühlten sich auch wohl in der indischen Kultur. Meine Tochter fand besonderen Gefallen am Tanzen, und mein Sohn schien musikalisch begabt zu sein. Die ganzen *Keralites* in Deutschland haben sich so durch diese Feste kennen gelernt. Es gab Veranstaltungen in Schwelm, Bochum, Köln, Düsseldorf, Frankfurt etc. Man fuhr gerne jedes Wochenende woanders hin, um neue Leute kennen zu lernen, um wieder ein Stück Kultur zu erleben und um zu sehen, wie andere ihre Veranstaltungen organisierten. So bauten wir uns eine riesige Bekanntschaft auf. Dies dehnte sich später sogar auf die ganze Welt aus. Der Verein *World Malayalee Council* wurde 1995 in den USA gegründet. Ich habe für die Umsetzung des *WMC* in Deutschland mitgewirkt. In jedem Land, USA, Großbritannien, Schweiz, Vereinigte Arabische Emirate etc. hatten wir unse-

re Botschafter. Jeder sollte in seinem Land eine Plattform für Inder aufbauen, eine Plattform für Meinungsaustausch, Kulturpflege, Traditionsweitergabe. Als Vorsitzender und Chairman des *World Malayalee Council Europe* habe ich acht Jahre gewirkt. Zurzeit bin ich Vize-Vorsitzender vom Weltverband des *World Malayalee Council*. So baute ich mir ein Netzwerk mit *Malayalees* (Malayalam-Sprechende) auf. In jeder Stadt in jeder Ecke kannten wir einen *Malayalee*, der einem helfen würde, den man besuchen konnte. So machten wir auch viele Reisen durch die Welt und hatten überall Bekannte und eigene Reiseführer. Aber auch meine Frau und ich spielten oft genug Gastgeber und Reiseführer für viele *Malayalees* aus aller Welt.

Ein besonderes Kulturerlebnis für uns war die jährlich stattfindende *Kerala Mela* in Hopsten. Hopsten ist ein kleines Dorf bei Münster. Herr Dr. Matthew Mandapathil, ein *Malayalee* und Ausländer-Referent des *Diözesan Bildungswerks Münster*, war zuständig für die Organisation. Ein bis drei Wochen wurde das Tagungshaus, das *Bernad-Otto-Haus*, dann zu einem kleinen Kerala. Viele Familien kamen dort hin, um an dem Kulturleben teil zu haben. Wir hatten immer ein kunterbuntes und vielfältiges Programm auf der Tagesordnung. Die Kinder lernten die indische Schrift, die jungen Mädchen lernten ihre ersten Tanzschritte, die Frauen tanzten traditionelle Volkstänze, die Männer veranstalteten Sportturniere. Volleyball und Badminton waren am beliebtesten. Vormittags gab es auch Seminare und Diskussionsrunden zu ernstesten Themen wie „Culture Clash – Erziehung in Deutschland“, „Weiterbildungsmöglichkeiten für Ausländer“ etc. Wir aßen, sangen und tanzten zusammen. Es war wirklich wie ein Ersatz für den Indienurlaub. Wer diesen Sommer nicht nach Indien flog, für den war klar, dass man sich dann in Hopsten traf. Statt ein Ferienhaus an der Nordsee war die *Kerala Mela* in Hopsten unser Traum. Die Kinder freuten sich auch immer darauf, nach Hopsten zu fahren. Denn auch sie schlossen dort schnell Freundschaften mit anderen indischen Kindern aus verschiedenen Städten. Dort sah ich auch, wie viele *Malayalees* es in Deutschland gab, und ich lernte sehr viele Freunde kennen.

Unsere Zusammentreffen hatten aber auch einen anderen Hintergrund. Unsere Kinder sollten sich in der indischen Kultur und Tradition nicht fremd vorkommen. Die größte Sorge für mich war, dass sich meine Kinder voll und ganz den deutschen Sitten hingeben würden. Ich hatte nichts dagegen, dass sie deutsche Freunde hatten. Nein, im Gegenteil, Integration war mir und meiner Frau sehr wichtig. Wir veranstalteten immer Kindergeburtstage und luden alle Freunde aus der Klasse ein, wir gingen ins Kino und sahen deutsche Filme, wir machten Grillabende mit den Nachbarn. Unsere Kinder sprachen gut deutsch und gingen aufs Gymnasium, wir versuchten ihnen auch deutsche Disziplin und Ordnung beizubringen. Aber die eigene Identität sollte bewahrt werden und die indische Abstammung durfte nicht verneint werden. Niemals aber haben wir das unseren Kindern aufgedrängt. Niemals haben wir ihnen gedroht oder sie gezwungen. Niemals haben wir eine Kultur der anderen vorgezogen. Wir haben es einfach

nur vorgelebt. Sie konnten sich das Beste aus beiden Kulturen zusammensuchen. Und so entschieden sie sich auch dafür, beide Kulturen anzunehmen, ohne ihre Wurzeln zu vergessen.

Schritt in die Selbstständigkeit

1992, als unsere jüngste Tochter Nancy zur Welt kam, mussten wir alles neu anfangen. So haben wir gedacht, dass die Zeit gekommen ist, etwas Neues zu versuchen. Ich hatte mich ja schon lange unwohl gefühlt in meinem Job als Krankenpfleger. Tatsächlich fühlte ich auch die seelische Belastung, auf einer niedriger gestuften Arbeitsstelle verweilen zu müssen, obwohl ich doch besser qualifiziert war. Ich fühlte mich einfach unterfordert und erinnerte mich daran, dass ich andere Ziele verfolgt hatte, als ich den ersten Schritt hierher gemacht hatte. Mich packte einfach der Drang, selbstständig zu werden. Wir hatten schon eine kleine Basis aufgebaut, und ich wollte es nun endlich wagen. Ich war erst seit zehn Jahren hier, das war nicht besonders lang, aber ich wollte einfach etwas Neues probieren. Mir war auch bewusst, dass Ausländer es schwer haben werden in Deutschland, ihre eigene Existenz aufzubauen. Sie werden von allen übers Ohr gehauen, hieß es. Mercy vertraute mir, und das gab mir Kraft. Ich hatte auch von meinen Eltern gelernt, mutig zu sein und nicht nur zu träumen, sondern etwas zu wagen und es mit den eigenen Händen anzupacken. Wir hatten verschiedene Ideen, vielleicht ein Reisebüro mit speziellen Angeboten nach Indien oder einen asiatischen Lebensmittelladen. Nein! Schließlich haben wir beide lange in der Pflege gearbeitet, auch wenn das nicht unser Traumberuf war, kannten wir uns in diesem Gebiet aus, sogar sehr gut. Wir könnten also ein Altenheim eröffnen, aber da hätte man schon eine große Investition benötigt.

Wir entschieden uns nach gründlicher Überlegung dafür, einen ambulanten Pflegedienst zu eröffnen. Das konnten wir gut, wir waren gute Dienstleister. Nach sorgfältiger Planung, Information über alle rechtlichen Gesichtspunkte und das nötige gesparte Kapital, kündigten Mercy und ich gleichzeitig unsere sicheren Jobs. Das war schon sehr riskant. Viel Zuschuss für Unternehmensgründer gab es damals noch nicht. Und einen festen Job aufzugeben haben sich damals wenige getraut. Mercy war eine sehr beliebte Krankenschwester in ihrem Krankenhaus. Sie hatte auch noch mit vielen Patienten nach deren Entlassung Kontakt. Viele Deutsche begrüßten ihre Herzlichkeit und Wärme sehr. Das war eigentlich unser einziges Kapital, unsere Herzlichkeit und Wärme. 1993 gründeten wir unseren eigenen Krankenpflegedienst. Aber die Probleme fingen schon bei der Namensgebung an. Viele haben uns geraten, einen deutschen Namen zu wählen. Vielleicht würde es dann nicht auffallen, dass Ausländer hinter dem Krankenpflegedienst steckten.

Beinahe wären wir dem Rat gefolgt, aber ich dachte mir dann: „Moment! Warum sollte ich mich verstecken? Warum sollte ich meinen Namen

und meine Heimat verleugnen?“ Hatte ich meine Kinder nicht genau vom Gegenteil überzeugt? Ich sah darin keinen Sinn, entweder würden wir so akzeptiert werden oder wir gäben das Ganze wieder auf. Schließlich entschieden wir uns für „Häuslicher Krankenpflegedienst Thadathil“. Es war nicht gerade ein sehr kreativer Name, aber das reichte für den Anfang. Wir hofften, dass Patienten aus dem Marienkrankenhaus den Namen meiner Frau erkannten und sich gerne weiter von ihr pflegen lassen wollten. Und so geschah es auch. Schnell mussten wir auch andere Schwestern einstellen. Das Büro in unserem Wohnzimmer wurde auch zu klein. Wir hatten so viele Patienten, so dass ich aufhörte, selbst zu Patienten zu gehen, und mich nur noch um die Verwaltungssachen kümmerte. Das gefiel mir schon viel besser. Wir zogen in ein großes Haus und bauten unseren Keller in ein modernes Büro um. Wir eröffneten Filialen in Hagen und Gevelsberg, und meine Frau sollte auch nicht mehr pflegen gehen, sie erledigte nun auch nur noch den Bürokrampf.

Plötzlich lief alles wie im Bilderbuch. Unser Risiko und der Aufwand hatten sich gelohnt. Unser Geschäft wurde sehr erfolgreich. Ich nehme an, das Geheimnis unseres Erfolges war, dass wir es den Deutschen und Indern nachgemacht haben. Wir haben uns bemüht, hart und fleißig wie die Deutschen zu arbeiten. Oft arbeiteten wir gemeinsam die Nächte durch, um Verwaltungsarbeiten und Rechnungen zu erledigen. Wir blieben stets sachlich und erledigten lückenlos alle Formalitäten. Aber wir kopierten auch die Inder, wir waren sehr herzlich und offen zu unseren Patienten und behandelten die Älteren mit dem nötigen Respekt. Ja, ich denke, das Zusammenspiel der beiden Kulturen ist der Schlüssel zum Aufstieg. Alle Mühe, Sorge und Unsicherheit, die ich in all den Jahren in Deutschland empfunden hatte, verflogen schon bald. Und endlich konnte ich mir ein großes Haus mit Garten, ein tolles Auto und alles, von dem ich geträumt hatte, seitdem ich in Deutschland war, leisten.

Es gab allerdings auch schlechte Erfahrungen. Mercy sprach sehr gut deutsch. Am Telefon erkannte man nicht unbedingt, dass es sich um eine Ausländerin handelte. Ich kann mich daran erinnern, dass wir eine Patientin hatten, die sehr freundlich am Telefon wirkte und die gerne unsere Hilfe annehmen wollte. Meine Frau und ich machten also den Erstbesuch. Als die Patientin uns aber sah, war sie geschockt. Sie fragte, ob sie denn mit uns telefoniert hätte und dass da wohl ein Missverständnis vorliege und dass sie sich nicht gerne von uns pflegen lasse. Wir waren gekränkt und enttäuscht, aber wir gaben nicht auf. Es gab auch Angestellte, die Probleme hatten, unter einem Ausländer arbeiten zu müssen. Eine Schwester ließ es sich überhaupt nicht gefallen, Aufgaben von uns erteilt zu bekommen, und kündigte. Wir ließen uns aber nie entmutigen. Wir haben viele Menschen mit fremdenfeindlichen Gedanken kennen gelernt. Aber Gott sei Dank blieben sie die Ausnahmen. Auf der anderen Seite haben wir natürlich auch viele Menschen kennen gelernt, die uns immer zur Seite standen, die sehr hilfsbereit waren, sich um uns kümmerten und uns Beistand leisteten. Diskriminierung

und Fremdenfeindlichkeit ist nicht nur ein Problem in Deutschland, das gibt es überall auf der Welt. Ich habe gelernt, damit umzugehen. Und ich kann sagen, negative Erfahrungen habe ich in Deutschland wirklich nur sehr selten gemacht. Im Gegenteil, viele deutsche Freunde zeigen großes Interesse an der indischen Kultur und Tradition.

Einstieg in die Immobilienwirtschaft

Mittlerweile erreichte das Unternehmen Dimensionen, von denen ich nicht geträumt hätte. Durch meine Arbeit sah ich jedoch auch das Leiden der vielen alten Menschen in Deutschland unverhüllt. Durch die bessere medizinische Versorgung und wegen dem andauernd schrumpfenden Nachwuchs gibt es immer mehr alte Menschen und weniger Kinder. Ich weiß, wie gut es den alten Menschen in Indien geht. Klar haben sie vielleicht nicht so viel Geld, da die meisten keine Rente bekommen, aber sie haben ihre Kinder und Enkel immer bei sich. Das kann man hier nicht erwarten. Viele kommen nicht einmal aus ihren Wohnungen, weil sie keine Stufen steigen können oder ähnliches. Ich kaufte vier Wohnungen und baute sie altengerecht und ohne Treppen um. Die älteren Mieter fühlten sich schon sichtlich wohl in so einer Umgebung. Daraufhin plante ich, mehr altengerechte Wohnungen zu bauen, und nahm mein erstes großes Projekt in Angriff. Und das war dann mein nächstes Unternehmen, ich tat mich mit Architekten und Technikern zusammen und baute den ersten Wohnkomplex in Schwelm. Die Wohnungen wurden alle schon gemietet, bevor das Gebäude fertig gebaut war. Aufgrund der hohen Nachfrage baute ich weitere Wohnkomplexe, diesmal in Hagen. Heute sind es etwa 200 Wohnungen, in denen glückliche alte Mieter wohnen, die nicht nur eine barrierefreie und gemütliche Wohnung haben, sondern sich auch direkt von unserem Pflegedienst pflegen lassen können.

Eine lohnende Migration

Ich habe meine Migration nach Deutschland nie bereut. Es hat sich für mich sehr gelohnt. Ich konnte hier so viele wertvolle Erfahrungen sammeln, die ich in Indien nie bekommen hätte. Ich habe nicht nur Deutschland kennen gelernt, sondern habe viele Länder bereist. Weltoffenheit und Aufklärung erlangt man nicht, wenn man nur einen Ort kennt. Von einem Land, in dem Nahrungsmittel, Kleidung, Arbeit und sogar Strom rar und keine Selbstverständlichkeit sind, in eine andere Welt des Wohlstandes, modernster Technologie und des Luxus überzutreten, war für mich wahrlich ein Geschenk Gottes.

Trotz Globalisierung liegt Indien immer noch weit hinter den entwickelten Industrieländern. Es muss noch viel geschehen in Indien, damit man

dort so leben kann wie hier. Da fällt mir auch ein, wann mir das besonders auffiel. Einmal musste unser Fernseher in Indien repariert werden. Ich rief also bei dem Reparatur-Service an und erklärte die Situation. Der Service wollte gleich am nächsten Tag jemanden vorbeischicken. Also nahm ich mir am nächsten Tag nichts vor und blieb die ganze Zeit zu Hause. Es kam aber keiner. Darauf rief ich wieder an, sie versicherten mir, dass am nächsten Tag wirklich jemand kommt. Aber wieder saß ich nur den ganzen Tag herum und habe gewartet. Ich wurde ärgerlich. Ich rief wieder an und erklärte, dass ich ja nur für 3 Wochen in Indien sei und ungern meine Urlaubstage mit Warten verbringen möchte und dass die Reparatur schnell geschehen müsse, weil es mir sonst nichts mehr nütze. Es kam keine Entschuldigung oder irgendetwas dergleichen, stattdessen wurde ich wieder damit vertröstet, dass ich morgen wieder warten sollte. Und es dauerte tatsächlich mehr als eine Woche, bis endlich jemand kam, und es vergingen wieder weitere Tage, bis der Fernseher repariert war. Ich war sehr sauer, denn ich habe fast meinen ganzen Urlaub mit dem Fernseher-Reparatur-Service verbracht, und für die letzten Tage brauchte ich nun auch keinen Fernseher mehr. Ich regte mich auf und sagte zu meinen Geschwistern, dass die Inder doch alle sehr unzuverlässig seien. Plötzlich guckten mich alle erstaunt an, und mir wurde klar, dass ich mich wohl nicht mehr zu den Indern zähle. Auch in anderen Situationen, zum Beispiel wenn der Zug Verspätung hat und man nicht informiert wird, oder wenn es im Restaurant nicht ganz sauber ist, habe ich mir oft gewünscht, schnell wieder nach Hause – nach Deutschland! – zu kommen. Es ist schon eine komische Situation, wenn einem klar wird, dass man sich in der eigenen Heimat als Ausländer fühlt.

Gedankenspiel für die Zukunft

Inzwischen – nach fast 30 Jahren – ist mir Indien auch langsam fremd geworden. Viele meiner Klassenkameraden und alten Freunde sind weggezogen oder wir haben den Kontakt verloren. Meine Eltern und Schwiegereltern leben auch nicht mehr. Meine Heimat ist für mich zu einem Urlaubsort geworden, den ich mit meinem Koffer bereise und weiß, dass ich hier nur ein paar Wochen bleiben werde. Trotz meiner deutschen Staatsangehörigkeit ist mir allerdings Deutschland auch noch in vielerlei Hinsicht fremd. Wegen meines Akzents, meiner anderen Mentalität und Art ist eine vollständige Integration unmöglich. Selbst wenn Sprache und Werte perfekt passen, allein durch die andere Hautfarbe wird man nie als Deutscher akzeptiert werden. Ob eine solche Integration in Zukunft sinnvoll ist, ist fraglich. Es wird wohl immer eine duale Identität bleiben.

Ich kann mir heute nicht mehr vorstellen, den Lebensabend in Indien zu verbringen. Wahrscheinlich ist es, dass es beim Pendeln zwischen den beiden Welten – immer fremder werdendes Indien und nicht heimisch werdendes Deutschland – bleibt, zumindest so lange man gesund ist und noch

reisen kann. Ich denke, wenn ich dann nicht mehr so mobil bin, werde ich wohl eher hier in Deutschland bleiben und nicht in Indien, dazu habe ich mich hier schon viel zu gut eingelebt. Letztendlich sind unsere Kinder auch hier. Nicole ist bereits verheiratet und arbeitet in einer Unternehmensberatung als Consultant. Sie wohnt mit ihrem Mann in Düsseldorf. Nelson studiert Informatik in Dortmund. Nancy geht zwar noch zur Schule, aber auch sie wird sich sicher ihr Leben hier aufbauen wollen. Ich darf nicht viel erwarten, aber mein Wunsch ist es, noch meine Enkelkinder aufwachsen zu sehen, bei ihnen zu sein und hier friedlich von ihnen zu scheiden.

Gopal Kripalani

**Deutschland und ich.
Eine Freundschaft, die vor 52 Jahren begann**



***Gopal Kripalani**, geboren 1932 in Hyderabad, Sindh. (Bei der Teilung Indiens in 1947 wurde der Bundesstaat Sindh gänzlich dem neu entstandenen Pakistan zugeteilt. Meine Familie flüchtete bei Nacht und Nadel nach Kalkutta – eine qualvolle Flucht, die in mir eine bittere Erinnerung hinterlassen hat.) Verheiratet, zwei Kinder. Ankunft in Deutschland: 1955. Hat Ingenieurwissenschaften an der Jadavpur Universität, Kalkutta, studiert. Ausgeübter Beruf: Hauptabteilungsleiter für Forschung und Entwicklung, Lizenz- und Patentwesen. Berufsjahre: 37. Seit 1993 im Ruhestand. Wohnort in Deutschland: Braunschweig.*

Wichtige Veröffentlichungen: Essays und Kurzartikel in diversen Zeitschriften und wissenschaftlichen Journalen.

Mitgliedschaft in Vereinen: Deutsch-Indische Gesellschaft, Deutsch-Israelische Gesellschaft, Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, Gesellschaft für kritische Philosophie, Deutsche Gesellschaft für Humanes

Sterben, Gesellschaft der Staatstheaterfreunde Braunschweig, Richard-Wagner Verband, Tierschutz Braunschweig und Sportverein Braunschweig.

Heimat ist da, wo man versteht und verstanden wird.
Karl Jaspers

Ein Wort zuvor

Es gibt Liebe – auch Freundschaft – auf den ersten Blick, die lange währt. Eine solche auf den ersten Blick, gemeint ist die Freundschaft zwischen Deutschland und mir, gab es nicht. Diese erwuchs peu à peu. Mark Twain sagte scherzhaft (oder meinte er es doch ernsthaft?): „Es gibt nur eines, das schwieriger ist, als Freunde zu gewinnen: sie dann auch wieder loszuwerden“. An eine solche Schwierigkeit habe ich in der Freundschaft zwischen Deutschland und mir nie gedacht.

Wie es begann

„Old Germany“ war nicht meine erste Wahl, wohl aber die dritte, und sie ist eine beständige geworden. Während meines Studiums der Maschinenbauingenieurwissenschaften in Kalkutta hatte ich den sturstarren Wunsch, nach der Graduierung meine Promotion unbedingt in Großbritannien oder in den USA zu absolvieren. Die beiden Länder boten sich allein der englischen Sprache wegen an. Nun wissen wir aber, dass das Wünschen die Verwirklichung nicht unbedingt einschließt. Die Universitäten in den beiden Ländern, die ich anscrieb, hatten solche Planstellen nicht frei, bei denen ein Doktorand nebst Promotionsarbeit eine finanzielle Zuwendung, z.B. in Form eines Stipendiums, bekäme. Diese Kombination war für mich deshalb unerlässlich, weil ich meinen Eltern die große finanzielle Last ersparen musste. Hier muss ich einbringen, dass ich meinen Eltern unendlich dafür danke, dass sie mich studieren ließen und einen teuren Flug nach GB oder USA zu finanzieren bereit waren, obwohl wir nach der Teilung Indiens im Jahr 1947 fast unser ganzes Hab und Gut in Hyderabad/Sindh – dieser Teil wurde gänzlich Pakistan zugeschlagen – verloren hatten. Wir flüchteten bei Nacht und Nebel und konnten lediglich Schmuck und Bargeld mitnehmen. Die Absagen aus GB und USA trafen mich hart und ich war tief enttäuscht.

Diesem Pech folgte das Glück in der Gestalt eines deutschen Professors der TH in Aachen, der Gastvorlesungen an meiner Uni in Kalkutta hielt. Das war im Jahr 1955. Er sprach vom Wirtschaftswunderland Deutschland, welches sich nach dem Zweiten Weltkrieg im Aufbau befand und tüchtige Fachkräfte der Ingenieurwissenschaften aus dem Ausland suchte. Obwohl ich kein Wort Deutsch sprach, sah ich für mich eine Chance, meinen Traum zu verwirklichen. Der besagte Professor machte mir Mut, indem er empfahl, vorerst für einige Zeit in Deutschland in der Industrie zu arbeiten, mich in der deutschen Sprache sowie dem deutschen Alltag fit zu machen, um dann mit der Promotion zu beginnen. Unverzüglich schickte ich Bewerbungen an

drei deutsche Firmen, nachdem ich deren Anschriften aus dem Katalog „Wer baut was“ im deutschen Konsulat ausgesucht hatte.

Erinnern wir uns, wie es nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland ausgesehen hat. Die wichtigsten Industrieanlagen des Landes waren zerstört. Viele der Großstädte waren durch Bombardierung der Alliierten z.T. völlig ruiniert worden. Alles musste neu errichtet werden. Mitte der 50er Jahre – dank u.a. auch dem Marshall-Plan – boomte die Wirtschaft wieder. Deutschland hatte einen Riesenbedarf an Ingenieuren, Physikern, Chemikern, Mathematikern, etc. So war ich auch überaus glücklich, als schon ein paar Wochen auf meine Bewerbungen hin zwei der drei Firmen positiv reagierten. Das Gehaltangebot beider Firmen war vergleichbar. *Eureka!* schrie ich, warf die beiden Briefe in einen Eimer, zog einen heraus wie ein Los und erblickte in meinen Händen das Schreiben der Firma Fritz Kopp, Maschinenbau GmbH in Neu-Ulm. Geschwind holte ich unseren Atlas, um nachzuschauen, wo dieses mir bis dahin völlig unbekannte Neu-Ulm in Deutschland liegt. Ich fand es mit einiger Mühe als ein Anhängsel der Domstadt Ulm.

Am 26. September 1955 flog ich nach Neu-Delhi und von dort nach Paris, der Stadt meiner Träume! Ich war hellauf begeistert von dieser großartigen europäischen Metropole. Ich hatte auch noch das Glück, gemeinsam mit zwei jungen Engländern zwei Tage lang in dieser Stadt unterwegs zu sein.

Am 30. September 1955, einem Freitag, landete ich auf dem Stuttgarter Flughafen mit meinen indischen halboffenen Sandalen und fröstelte ein wenig trotz warmer Sonnenstrahlen. Ganze zwei Wörter der deutschen Sprache, „Guten Tag“, konnte ich von mir geben und artikulierte jeden der drei Selbstlaute extrem deutlich. Sicher sehr fremd, aber allzu schlimm muss das nicht geklungen haben, denn die Leute lächelten mich sehr sympathisch an. Per Bahn ging die Reise weiter nach Neu-Ulm. Hier erwartete mich meine Arbeit in einer kleinen Firma mit einer Belegschaft von 403 Köpfen. Produziert wurden hydraulische Präzisions-Fräsmaschinen. Diese wurden weltweit exportiert und die Auftragsbücher waren voll. Der Firmenchef persönlich begrüßte mich herzlich, was mich sehr beeindruckte und mir Mut machte für diesen neuen Lebensabschnitt in der Fremde. Hinzu kam, dass die Belegschaft von Beginn an mir niemals das Gefühl gab, ein Außenseiter zu sein. Man bedenke, im Jahr 1955 hatten die Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg erst wenige Begegnungen mit Menschen aus fernen Erdteilen gehabt. Anfangs musste ich in der Reparaturwerkstatt arbeiten, danach einige Monate in der Produktionsabteilung. Erst nach einem Jahr wurde ich ins Konstruktionsbüro versetzt.

In Neu-Ulm und um Neu-Ulm herum

Ich bewohnte ein winziges Zimmer in einem Wohnheim für junge Männer. Mein anfängliches Heimweh, extrem verstärkt durch Kommunikationsman-

gel infolge fehlender Kenntnisse der deutschen Sprache – am Abend des ersten Arbeitstages weinte ich in meinem Zimmer fast hemmungslos – wurde gemildert durch zwei junge deutsche Mitbewohner, die sich abmühten, mir die Sprache beizubringen. Die beiden wurden meine besten Freunde, die sie heute nach 52 Jahren noch immer sind. Noch heute erinnern wir uns mit Vergnügen daran, dass diese beiden Freunde mich bei unseren Spaziergänge durch Ulm in ihre Mitte nahmen und es genossen, wenn die Leute sich nach uns umdrehten, weil ich den schönen Nehru-Anzug – weißes Schiffchen, schwarzer langer Rock mit Stehkragen und weiße, eng anliegende Hosen – trug, der in seiner Exotik nicht zu übertreffen war.

Mein erster Winter in Deutschland war ungnädig frostig. Ohne die dem bayerischen Winter gemäße Unterwäsche, ohne festes Schuhwerk und Mantel wurden meine täglichen halbstündigen Fußwege zwischen dem Heim und der Firma früh morgens und abends zur Qual. Eines Morgens traf mich der Firmenchef, just als ich, am ganzen Körper zitternd, gerade das Firmengebäude betrat. Er sagte mir etwas in sehr verbindlichem Ton, was ich kaum verstand. Am nächsten Tag wurde mir eine Papiertüte mit zwei warmen Unterhemden, zwei langen Unterhosen, einem Paar fester Schuhe und einem Paar Handschuhe, allesamt gebraucht, wenn auch in recht gutem Zustand, übergeben. Ich begriff sie zwar als Almosen, schämte mich sehr, dachte aber gleichzeitig an meine Frostbeulen. Auch sah ich ein, dass Herr Kopp mir doch nur gütig helfen wollte. Außerdem lebten die Deutschen in dieser Nachkriegszeit im Allgemeinen auch wenig anspruchsvoll. Beim frühmorgendlichen Weg in die Firma am nächsten Tag war ich, wohl verpackt, dem Chef für sein Geschenk doch sehr dankbar.

Im Wohnheim bekam ich schnell Anschluss an andere junge Männer, die in anderen Branchen und Firmen ihren weit gefächerten Berufen nachgingen oder bei dieser oder jener Behörde arbeiteten. Einige sprachen gebrochenes Englisch, brachten mir nach und nach „Bairisch“ bei und verbesserten dabei auch ihr Englisch. Unweigerlich kommunizierten wir in „Bairenglisch“, einem Kauderwelsch, und hatten Heidenspaß dabei. Auch eine neuartige und reichhaltige Gebärdensprache entwickelte sich zwischen uns, derer wir uns mit viel Gaudi bedienten. Die Devise war „Learning by doing“. Einen Formalunterricht in der deutschen Sprache konnte ich mir von meinem mageren Monatsgehalt von 230,00 DM bis 240,00 DM trotz Sechstageswoche und Überstunden nicht leisten. Was meinem Kommunikationsbedürfnis zur Hilfe kam, war das Faktum, dass in Neu-Ulm einige Hundert US-Soldaten ihre Baracken hatten. Des Öfteren ging ich an Sonntagen in ihre Großkantine, um mich mit ihnen über Gott und die Welt auf Englisch zu unterhalten. Jedes Mal war dies eine Wohltat für meine Sprach-Seele. Die US-Soldaten, selbst fern ihrer Heimat, zeigten stets sympathisches Verständnis für meine Lage und nach gewisser Zeit entstanden gute Bekanntschaften.

Zurück zum Wohnheim: Wir „Jungs“ führten ein kameradschaftlich unverkrampftes Leben, unternahmen an Wochenenden Fahrradtouren in die

schöne Umgebung, besuchten Kino, Theater und Tanzstunden oder versammelten uns im Aufenthaltssaal und sangen allerlei Lieder. Einmal ging es mit Fahrrädern auf einer siebentägigen Reise bis zum Königsee. Ein anderes Mal im VW-Käfer zu fünft eingepfercht bis nach Neapel – eine dreiwöchige Tour. „Neapel sehen und sterben“ war der Slogan der damaligen Zeit in Deutschland. Ein weiteres Mal fuhr ich mit einem Arbeitskollegen auf dem Motorrad mit zum Luganer See in die Schweiz. „Arbeiten und sich des Lebens freuen“ war unser Motto.

In derselben Straße schräg gegenüber war unter der Verwaltung derselben Stiftung auch ein Heim für Mädchen. Gegenseitige Einladungen waren strikt verboten, außer bei Faschingstanzbällen und dem Silvesterball.

Eines Sonntags sprach mich in einem Café ein älteres Ehepaar an, fragte mich allerlei über Indien und lud mich sogleich zu sich nach Hause ein. Nach wenigen Wochen und einigen Einladungen wurde ich formell zum Sohn der Familie und zum Bruder des leiblichen Sohnes dieser Eheleute erklärt. Die warmherzige Frau bestand darauf, dass ich sie mit „Mutti“ anrede. Bald fiel ihnen mein Heimweh auf, und deshalb kauften sie die von Freddy besungene Schallplatte „Brennend heißer Wüstensand, fern so fern mein Heimatland“ - ein großer Hit in der damaliger Zeit! So oft ich diesem Song zuhörte, so oft flossen die Tränen. Zwei bis drei Mal pro Monat war ich bei dieser Familie, auch des Essens wegen. Die deutsche „Mutti“ bereitete mir vegetarische Mahlzeiten. Es war mein Pech, dass ich bei meiner Ankunft in Deutschland ein strikter Vegetarier war. Fleisch, Fisch und Eier waren tabu. In der Großküche des Heimes hatten die guten Frauen an der Essensausgabe Mitgefühl mit mir und gaben mir heimlich Gemüseportionen an den Tagen, an denen nur Fleischiges oder Eintopf mit Fleisch serviert wurde. Aber das besonders für mich gekochte Essen bei der „Mutti“ genoss ich stets mit regem Appetit und großer Dankbarkeit. Mit der Zeit fing ich an, im Heim notgedrungen auch Fleisch zu essen. Später aß ich fast alles ohne Hemmungen, auch Froschschenkel, Schnecken usw. Vor ca. 20 Jahren, als die Massentierhaltung en vogue wurde, habe ich erneut aus ethischen Überlegungen aufgehört, Fleisch in jedweder Form zu essen.

Meine Deutschkenntnisse verbesserten sich zusehends und ich konnte viele Fragen der Einheimischen, die sich für meine Heimat interessierten, beantworten. Zusammenfassend stelle ich im Rückblick fest, dass die Neu-Ulmer Zeit – mein Eintritt in das Deutsche – das Land, die Gesellschaft und die Kultur – eine schöne und wertvolle Zeit war. Es erfüllt mich mit Freude, Stolz und Dankbarkeit, dass Freundschaften aus damaliger Zeit, wie oben erwähnt, heute noch lebendig geblieben sind. Aus uns „Jungs“ wurden zwischenzeitlich betagte Männer, wir heirateten, bekamen Kinder und auch die angeheirateten Frauen wurden gute Freundinnen.

Von der „Domstadt“ Ulm/Neu-Ulm zur „Löwenstadt“ Braunschweig

Nach zwei Jahren in Neu-Ulm wechselte ich zur Salzgitter AG, mit der ich ebenfalls einen zweijährigen Arbeitsvertrag abschloss. Ich hatte das Glück, fast in allen produzierenden Abteilungen des Werkes tätig zu werden: Hochöfen, Siemens-Martin-Öfen, Bramen-, Platten- und Stabwalzwerken. Nach den ersten sechs Monaten ereignete sich ein einmaliger Zwischenfall – Ähnliches hat sich später nie wiederholt. Eine vom Management mir zuge dachte Stelle eines schichtbegleitenden Ingenieurs wurde vom Betriebsrat aufgrund meines Nichtdeutschseins abgelehnt, was mir viel später der Betriebsleiter im Vertrauen verriet. Ansonsten hatte ich auch in dieser Firma bis zuletzt guten Kontakt mit Kollegen und Vorgesetzten.

Zirka vier Monate vor meinem Abgang aus der Firma Salzgitter AG bewarb ich mich bei der indischen Regierung über die Botschaft in Bonn für ein vierjähriges Stipendium, verbunden mit einer Verpflichtung, nach meiner Promotion für fünf Jahre als Assistent Professor an dem noch im Aufbau befindlichen „Institute of Technology“ in Madras zu arbeiten. Meine Bewerbung war erfolgreich. Ich unterzeichnete einen Vertrag und nahm meine Arbeit an der Technischen Hochschule in Braunschweig auf.

In dieser Zeit ereignete sich etwas für mich Überraschendes. Seit meiner Neu-Ulmer Zeit habe ich am Gesellschaftstanz Freude gefunden und dieses Hobby in Braunschweig fortgesetzt. Meine Tanzlehrerin wurde hin und wieder von Privatgesellschaften eingeladen, mit ihren Schülern vorzutanzten. Einmal nahm sie mich als ihren Tanzpartner mit zu einem Hochschulball, bei dem auch Ihre Hoheit Viktoria Luise, Herzogin zu Braunschweig-Lüneburg und Tochter des letzten deutschen Kaisers Wilhelm II., zugegen war. Kurz nachdem wir vorgetanzt hatten, stand vor meiner Tanzlehrerin ein Herr im Gehrock und mit weißen Handschuhen – er war ein Bediensteter der Herzogin –, machte eine tiefe Verbeugung und sagte: „Gnädige Frau, Ihre Hoheit, die Herzogin, wünscht, mit Ihrem Partner den Walzer „Gold & Silber“ zu tanzen.“ Das taten wir dann auch ganz allein auf dem Tanzparkett und ich war stolz wegen der mir erteilten Ehre, die mir aber erst viel später richtig bewusst wurde. Als einige Zeit später in Braunschweig eine Zweigstelle der Deutsch-Indischen Gesellschaft gegründet wurde, wurde die Herzogin unsere Schirmherrin.

Eine besondere Herausforderung hatte ich 1960 zu bestehen. Ich musste meinen Angehörigen in Indien nahe bringen, dass ich eine deutsche Frau heiraten wollte. Wie man sich vorstellen kann, war dieses kein leichtes Unterfangen. Aber es gelang. Über alle warnenden Vorurteile aus Indien und Deutschland gegen unser Vorhaben setzten wir uns gottlob hinweg. Unser bis heute 47 Jahre langes gutes Zusammenleben hat uns Recht gegeben. Zwei Töchter machten uns darüber hinaus zu einer Familie. Da wir in Deutschland leben wollten, gab es die Schwierigkeit, meinen Vertrag mit Indien zu lösen, was Strafschulden bedeutete. Obwohl die bis dahin erhaltenen Stipendiengelder unter 10.000 DM lagen, war ein Vertragsbruch mit

einer Strafsumme von 20.000 DM verbunden. Wir bewältigten auch dieses Problem, indem ich eine Arbeit im Konstruktionsbüro eines Braunschweiger Unternehmens annahm und die Strafgeder in monatlichen Raten bezahlte. Meinen Traum von einer Promotion begrub ich, musste dies aber nie bereuen.

Während der 33-jährigen Beschäftigung in ein und demselben Konzern – der Umsatz stieg in dieser Zeitspanne von ca. 300 Mio. DM auf ca. sechs Milliarden Euro! – hat meine berufliche Laufbahn meine jugendlichen Berufsträume aus der Universitätszeit bei weitem übertroffen. Meine Arbeit, bestehend hauptsächlich aus Entwicklung und Forschung sowie Großprojektmanagement, war verbunden mit häufigen transatlantischen und interkontinentalen Reisen und einem achtjährigen Aufenthalt in Brüssel zur Betreuung und Förderung von gesamt europäischen Technologieprojekten. Eine erfolgreiche Ausübung dieser 33 Berufsjahre intensiver und streckenweise nervenaufreibender Arbeit wurde möglich, weil meine Frau ihre eigene berufliche Tätigkeit aufgab – sie ist Modegraphikerin und -designerin – und alle Aufgaben in der Familie einschließlich der Erziehung der Kinder souverän bewältigte und mir den Rücken zu Hause frei hielt. Somit habe ich meinen beruflichen Erfolg auch ihr zu verdanken.

Im (Un-)Ruhestand

Der Ruhestand wird oft als Bedrohung dargestellt. Ohne Berufstätigkeit gähnt die Leere, und man weiß nichts mit sich anzufangen und geht schlimmstenfalls der Umwelt auf die Nerven. Ich hatte dieses Problem nicht, denn von jeher galt mein nebenberufliches Interesse der Philosophie und den Religionswissenschaften. Ich ließ mich an der Uni Braunschweig als Gasthörer für Vorlesungen über Philosophie einschreiben. Ein Studium der vergleichenden Religionswissenschaften war hier leider nicht möglich. Es folgten Vorlesungen, Proseminare, Hauptseminare und Kolloquien. Ich war begeistert und mischte aktiv mit. Darüber hinaus bot sich mir die Gelegenheit, an einigen Evangelischen Akademien an Tagungen und Symposien über unterschiedliche Themen teilzunehmen. Ich war sowohl Zuhörer als auch Referent. Je mehr ich mich mit diesen geisteswissenschaftlichen und kulturhistorischen Themen befasste, umso mehr wuchs in mir die Erkenntnis, wie marginal und fast kümmerlich mein eigenes Wissen um die europäische Geisteswelt bis dahin gewesen ist. Diese Kulturgeschichte hat mich beeindruckt und ist mir ein Stück Heimat geworden.

Zu erwartende Erschwernisse beim Immigrieren

Das Einwandern in eine fremde Kultur verursacht naturgemäß Probleme. In meinem Elternhaus hieß es stets, dass Probleme gleichzeitig als Aufgaben aufzufassen sind und ebenso als Herausforderungen an sich selbst.

Umgang mit Menschen im Beruf und Alltag

Beim Zusammentreffen mehrerer Individuen sind Konflikte stets vorprogrammiert, auch wenn diese Menschen aus demselben Kulturkreis stammen. Bei meiner Ankunft in Deutschland war ich auf ein Konfliktpotential höher als normal vorbereitet. Konsequenterweise hielt ich mich an das Motto „When in Rome do as the Romans do“ und legte folgende vier Verhaltensregeln für mich als obligatorisch fest:

- Ich muss zur sinnträchtigen Kommunikation mit der Umwelt schnellstens Deutsch lernen.
- Ich bin ein Gast in diesem Land und habe mich stets als solcher zu betragen, bis man mich als einen der Ihren betrachtet.
- Ich muss die Werte und Normen der deutschen Kultur respektieren, auch wenn das vorerst noch keine Akzeptanz bedeutet. Unentwegt verglich ich sie mit den Werten und Normen in Indien. Einige differierten nicht nur stark, sondern sie waren den indischen überlegen. Konkrete Beispiele sind die solitären Werte europäischer Aufklärung: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit als unveräußerliche Bürger- und Menschenrechte, denen die indische Alltagsrealität, in der Niedrigkastige und Frauen diskriminiert werden, sich moralisch nicht verpflichtet fühlt.

Natürlich ist auch im Abendland nicht alles Gold, was glänzt. Beispiele sind: Zerstörung der Institution Familie, übertriebene rücksichtslose Individualisierung, exzessive Promiskuität usw.

- Ich muss zumindest die jüngere deutsche Geschichte, vor allem die des 20. Jahrhunderts, mit all ihren Stärken und Schwächen zunächst wertfrei kennen lernen. Eine Bewertung einzelner Ereignisse – zwei Weltkriege, das Dritte Reich, der Holocaust, die 68er Bewegung, die Teilung und die Wiedervereinigung Deutschlands – muss ich erst später durch Dialoge und Streitgespräche mit meinen deutschen Freunden vornehmen.

Wenn ich die ganzen Jahre in Europa Revue passieren lasse, so stelle ich fest, dass ich ein Glückspilz gewesen bin. In allen beruflichen Bereichen sowie in denen meines relativ aktiven gesellschaftlichen Engagements sind mir Resentiments nie entgegengebracht worden. Mir wurde mit Verständnis, Vertrauen, Respekt und Sympathie begegnet. Auch darf ich mit Dankbarkeit festhalten, dass ich gute Freunde in Deutschland habe.

Kindererziehung – mono- oder bikulturell?

Meine Frau und ich haben standesamtlich geheiratet. Unsere Kinder wurden nicht getauft. Vermittelt wurden ihnen humanistische Werte. Eine kleine Anekdote: Als unsere damals 6-jährige Tochter Indira bei der Einschulung gefragt wurde, ob sie katholisch oder evangelisch sei, war ihre schlichte Antwort: „Ich bin deutsch.“ Aus Bildungsgründen nahmen unsere Töchter dennoch am Religionsunterricht in der Schule teil. In die Hindureligion und

die indische Kultur führte ich sie ein, als sie erwachsen wurden. Von da an befassten sie sich mit Indien, und zwar mit großem Interesse.

Wie steht es mit meinem Heimatgefühl?

Üblicherweise versteht man unter „Heimat“ den Geburtsort und im weiteren Sinne das Herkunftsland. Der Philosoph und Psychiater Karl Jaspers sagt: „Heimat ist da, wo man versteht und verstanden wird.“ Etwas erweitert, heißt dieses: „Heimat sind Menschen, die ich verstehe und von denen ich verstanden werde.“ In diesem Sinne ist Heimat zuerst meine Familie. Hinzu kommt die Vertrautheit langjähriger Freundschaften. Ihnen fühle ich mich zugehörig.

Indien in meiner Gefühlswelt

Wenn man relativ jung die alte Heimat verlässt, kann zunächst Unvorstellbares passieren, nämlich dass man sich dieser Heimat langsam und unbemerkt entfremdet. Mir ist dieses teilweise passiert. Solange meine verwitwete Mutter lebte, besuchte ich sie häufig in Kalkutta. Immer schwerer ertrug ich das sichtbare Elend auf den Straßen dieser Stadt.

Nachdem ich die deutsche Staatsangehörigkeit 1966 bekommen hatte, die einem zur damaligen Zeit noch nicht so leicht gemacht wurde wie heute, erleichterte sich für mich im Beruf vieles. Mein Beruf war verbunden mit häufigen Reisen ins europäische Ausland und in die USA, wobei meine Visumpflicht wegen des indischen Passes ein großes Hindernis war. Aber ich erinnere mich an das gar nicht angenehme Gefühl, als ich zum ersten Mal mit meinem deutschen Pass ein Visum für die Einreise nach Indien beantragen musste und mich nach der Landung in Delhi zur Erledigung der Einreiseformalitäten in der Reihe der Ausländer wiederfand. Jedoch kann letztendlich kein Stück Papier meine innere Verbundenheit mit der indischen Geschichte und Kultur auslöschen. Zum Beispiel liebe ich die indische klassische Musik – vokal und instrumental – und es kann geschehen, dass ich beim Zuhören die Umwelt vergesse. Das passiert mir aber genauso beim Zuhören von europäischen Opern, Sinfonien oder Sakralchören. Ich sehe mich als Grenzgänger zwischen Indien und dem Abendland. Unentwegt findet in mir ein Dialog zwischen beiden Kulturen statt, die durchaus in Harmonie miteinander existieren. Für mich gibt es kein „Entweder-oder“, sondern nur ein „Sowohl-als-auch“.

Der Lebensabend

Möchte ich zum Sterben nach Varanasi fliegen, um nach dem Hindu-Ritus bestattet und den „heiligen“ Fluten des Ganges übergeben zu werden? Ganz

gewiss nicht. Als ich hierher kam, war Deutschland für mich eine Fremde. In den zurückliegenden 52 Jahren ist diese Fremde auch zur Heimat konvertiert. Es spricht für sich, dass ich inzwischen auf Deutsch träume.

Schlusswort

Das war eine komprimierte Gedankenreise in die Welt meiner Erinnerungen. Ich bin der Zeitschrift MEINE WELT und ihrem Herausgeber, dem Diözesan-Caritasverband Köln, dankbar für die Initiative und Herausforderung, mein Gedächtnis auf die Probe zu stellen. Ein „Buchprojekt“ hat man dieses Unterfangen genannt. Als „Erinnerungsprojekt“ bin ich an die Arbeit herangegangen und habe weit zurückliegende und zum Teil verschüttete Erlebnisse vom Mehltau der Zeit befreien können. Und dieses hat viel Freude gemacht.

Sunitha Vithayathil

Heimatlos, aber nicht identitätslos



***Sunitha Vithayathil**, geboren 1946 in Nagapuzha, Kerala. Verheiratet, vier Kinder. Ankunft in Deutschland: 1964. Erlernter Beruf in Deutschland: Dipl.-Sozialarbeiterin. Berufsjahre: 36. Noch berufstätig als Beraterin in einer Beratungsstelle für Schwangere und ihre Familien.*

Auszeichnungen: Als Mutter von vier Kindern hätte ich eigentlich eine Auszeichnung verdient, oder?

Zurück zu meinen Ursprüngen

Seit Wochen überlege ich, wie ich meine Lebenserfahrung in Deutschland mit meiner Biographie in Indien vergleichen und sie miteinander in Verbindung bringen soll. Wenn ich meine Erfahrungen von Deutschland festhalten will, muss ich dies mit meiner Herkunft, Kindheit, Schulbildung usw. aus der Heimat vergleichen und in Erinnerung rufen. Interessiert das überhaupt jemanden? Für mich ist es aber wichtig, noch einmal zu meinen Ursprüngen zurückzugehen.

Geboren bin ich vor 61 Jahren in Nagapuzha, einem Marienwallfahrtsort in der Nähe von Thodupuzha, Ernakulam-Distrikt im Bundesstaat Kerala in Indien, als achtens von zwölf Kindern. Von manchen Lesern höre ich jetzt sagen: „Oh Gott, gab es keine Familienplanung?“ Nein, meine Eltern wünschten sich sicherlich, die Möglichkeiten der Verhütung zu kennen, kannten sie aber nicht. Ihre Entscheidungen orientierten sich an den Anweisungen der katholischen Kirche bzw. an dem Priester im Beichtstuhl in Nagapuzha. Weitere Gremien oder Foren kannten sie nicht, denn es war ein Tabuthema, worüber niemand gesprochen hat. Bis auf eine Schwester, die mit drei Jahren in unserem eigenen Brunnen ertrunken ist, haben wir zwölf Kinder im Hinblick auf Gesundheit und Ernährung die Kindheit gut überlebt. Wir wohnten in einem Dorf mit 15 weiteren Familien, wobei der Großteil des Grund und Bodens meiner Großfamilie (Onkeln, Opa) gehörte. Dieses Dorf liegt in einem Tal, auf einer Seite geschützt von einem riesigen Felsblock, genannt „Velliayapara“, und auf der anderen Seite von mehreren Felsblöcken und Hügeln. In unser Dorf kam kaum ein Fremder, da es zu dem Zeitpunkt nur wenige Verbindungen zur Außenwelt gab und es nicht viel Interessantes im Dorf gab. Für „Fremde“, sogar für den Ortspfarrer, war der Weg zum Dorf sehr beschwerlich. Der Volksmund behauptete sogar, dass der Pfarrer beten würde, dass keiner in unserem Dorf stirbt, damit er den beschwerlichen Weg zu uns nicht antreten muss. Wenn junge Frauen im heiratsfähigen Alter waren, kamen wohl „Fremde“ in unser Dorf zur Brautschau. Ansonsten blieben wir, unbehelligt von der Außenwelt, unter uns.

Meine Eltern betrieben, wie alle andere Bewohner im Dorf, die Landwirtschaft. Für den Eigenbedarf und für den Verkauf bauten wir Reis an, hatten Kokospalmen, Gummibäume, Betelnussbäume, Ingwer, Pfeffer, Kurkuma, Bananen, Ananas, Cashewbäume, Mangobäume, Tapioka (Manjok), Zitronengras, Jamwurzeln, Sesam und Gewürze, Getreide und Gemüsesorten. Wir hielten Milchkühe, Ziegen, Hühner und Schweine für den Hausbedarf. Wir kannten nur kleine Kühe, die maximal drei bis vier Liter Milch produziert haben, kleine Hühner, die maximal 14 Eier legten und danach die Eier ausbrüten wollten, und kleine Hängebauchschweine. Ochsen wurden gehalten für die Feldarbeit (um den Pflug zu ziehen). Wir Kinder mussten zuhause bestimmte Aufgaben erledigen. Unsere Hauptaufgabe bestand darin, Wasser aus dem eigenen Brunnen zu holen. Unser Haus stand auf einem Hügel, und der Brunnen war im Tal in dem Reisfeld. In den Som-

mermonaten hatten wir Wasserknappheit und mussten manchmal noch weitere Wege gehen, um Wasser zu holen. Wasser trugen wir auf dem Kopf in Kupferkrügen.

Während der Saison, wenn die Cashewnüsse reif waren, mussten wir vor Schulbeginn die Nüsse auf dem Feld einsammeln. Gelegentlich mussten wir auch den reifen Pfeffer, der von den Pflanzen fiel, einsammeln. In den Sommermonaten, wenn der Reis auf den Feldern reif war und nachmittags die Sonne nicht zu stark schien, mussten wir die Grünsittiche, die scharenweise in die Reisfelder eingefallen waren, verjagen. Nur während der Grundschulzeit blieb uns für solche Aufgaben Zeit übrig, da wir die Grundschule im Dorf besucht haben. Für sonstige Feld- und Landarbeit gab es Arbeiter und Arbeiterinnen, die aus den Nachbardörfern kamen. Während der Ernte und der Aussaatzeiten beschäftigten wir besonders viele Arbeiter und Arbeiterinnen auf den Feldern. Bei manchen Tätigkeiten haben die Frauen bei der Arbeit im Takt mit den Bewegungen gesungen. Diese Lieder erzählten uralte, überlieferte Sagen und Geschichten. Für uns Kinder war das ein besonderes Erlebnis. Bei der Reisernte in der Sommerzeit wurden die Reiskörner in Nacharbeit vom Stroh getrennt. Entweder war die Arbeit tagsüber nicht fertig geworden oder die Tagessonne war so heiß, dass man nicht arbeiten konnte. In diesen Sommernächten war der Himmel so klar, dass man die Arbeit bei Mondlicht erledigen konnte. Bei solchen seltenen Anlässen konnten wir Kinder länger aufbleiben und uns unter die Arbeiter mischen.

Bis zur weiterführenden Schule mussten wir zirka sechs Kilometer zu Fuß zurücklegen. Bis zur achten Klasse gab es gemischte Klassen, danach nur reine Mädchenklassen. Aus meinem kleinen Dorf besuchten nur wenige Kinder die weiterführende Schule. Träger dieser Schule war die katholische Kirche, und es unterrichteten dort ausschließlich Lehrerinnen, mehrheitlich Ordensschwwestern. Meine Eltern mussten für uns ab der achten Klasse monatlich Schulgeld zahlen. Ich glaube, mein Kurs war der letzte, der noch Schulgeld gezahlt hat. Unsere einzige Abwechslung im Alltag war der Gang zur Schule und zur Kirche. Jährlich im Monat September zum Fest der Geburt Marias feierte man bei uns in der Gemeinde das Patronatsfest. Eine Woche vorher gab es „Noyambu“, eine Art Fasten mit Fastenpredigt und besonderen Gebeten. Zu dieser „Noyambu“ kamen von nah und fern viele gläubige Christen und Nichtchristen, um sich auf das Fest vorzubereiten. Sie verbrachten die sieben Tage mit Beten und Fasten. Dabei wohnten sie in der Gemeinde und gingen erst nach dem Fest in ihre Wohnorte zurück. Sie wurden in den Familien in der Gemeinde kostenlos untergebracht. Am siebten und achten Tag gab es die große Abschlussfeier. Für uns Kinder waren die Gottesdienste und langen Predigten unerträglich. Aber wir freuten uns auf die feierliche Prozession mit Glockenläuten, Trommler- und Bläsergruppen. Besonders freuten wir Kinder uns über die vielen fliegenden Händler, die ihre Süßwaren, ihr Gebäck und ihren Schmuck auf dem Kirchplatz aufgebaut hatten. Zu diesem Fest gab es Kirmesgeld. Sonst kannten wir kein Taschengeld.

Ich freute mich am meisten über die „Thullal“-Gruppen, die die Prozession begleitet haben. Wir Kinder haben geglaubt, dass diese Menschen vom bösen Geist besessen sind und durch Schreie, sich auf dem Boden Wälzen und durch andere Gesten während der Prozession von dem bösen Geist befreit werden. Sie riefen immer wieder laut aus: „Ich werde gehen!“ Leider wurde diese „Attraktion“ im Laufe der Jahre von der Kirche verboten. Vereinzelt gibt es immer noch Menschen, die während der feierlichen Prozession ihr seelisches Gleichgewicht verlieren. Sie werden dann festgehalten, damit sie nicht auffallen.

In den weiterführenden Schulen fing der Schulunterricht um 10 Uhr an und dauerte bis 16 Uhr. Außer dem Lernen gab es keine anderen Aktivitäten in der Schule. Bis zur achten Klasse gab es einmal im Monat eine Art Schulversammlung (*meeting*), wobei jeder die Gelegenheit hatte, freiwillig seine kulturellen Fähigkeiten zu beweisen. Es gab in der Schule keinerlei Angebote, um diese Fähigkeiten zu entdecken oder zu fördern. Ab der achten Klasse gab es auch keinen Sport für die Schülerinnen. Unseren Schulweg mussten wir immer zu Fuß zurücklegen. Öffentliche Verkehrsmittel gab es nicht. Ich war in der sechsten Klasse, als ich zum ersten Mal bewusst mit einem Bus gefahren bin. An den Schultagen hatten wir für nichts anderes Zeit, als uns nur um die schulischen Belange zu kümmern. Es gab keine Elektrizität in unserem Dorf. Wir machten unsere Schulaufgaben abends vor den Öllampen. Ständiges Einschlafen vor dem Öllämpchen, verbunden mit der Gefahr, die Haare „anzusengen“, gehörte zur Tagesordnung. Vor den Prüfungen hat unsere Mutter oft Wache geschoben, damit wir lernen und nicht einschlafen. Ich hatte öfter das Pech, von meiner Mutter beim Schlafen erwischt zu werden. Vor dem Lernen erfolgte das gemeinsame Abendgebet mit Rosenkranz und anschließendem Abendessen. Mir kamen die Abende unendlich lang vor und ich konnte nicht früh genug ins Bett kommen. Das Bett bestand aus Grasmatten zum Liegen und aus einem Baumwolltuch zum Zudecken. Manchmal lagen wir auf dem Boden, manchmal auch auf kleinen Pritschen. Ich weiß nur, dass ich nicht alleine schlafen wollte.

Das Gesicht des Dorfes hat sich heute sehr verändert. Es gibt zwar immer noch junge Familien, die dort bauen und sich ansiedeln. Aber einige Alteingesessene kehren dem Dorf den Rücken und siedeln sich in verkehrsgünstigen Gegenden an. Die alten Häuser existieren noch. Aber sie alle wollen neue, moderne Häuser bauen und wissen die Vorteile des Altbaus nicht zu schätzen. Das älteste Haus im Dorf ist 87 Jahre alt. Es gibt eine befahrbare Straße zum Dorf. Diese Straße ist ein Segen für das Dorf, gleichermaßen aber auch ein Fluch. Durch die Straße ist das Leben im Dorf um einiges leichter geworden. Aber auch Grundstückspekulanten und fliegende Händler kommen ins Dorf und schlagen aus der Unerfahrenheit und Unbedachtheit der Dörfler Kapital. Alte Bäume oder Mischwälder gibt es nicht mehr. Alles ist abgeholzt und verkauft worden. An Stelle der Mischwälder sind Monokulturen und Gummipflanzungen entstanden. Wasserknappheit nimmt von Jahr zu Jahr massiv zu. Reisfelder werden ständig trocken gelegt. Es gibt zwar

einen Wasseranschluss im Dorf, aber es gibt Tage im Sommer, wo das Wasser ohne Vorankündigung gesperrt wird. Die alten Brunnen im Dorf, die noch im Hochsommer Wasser geführt haben, trocknen zunehmend aus und die Leute haben keine Wasserreserven.

Die Dörfler haben nicht einmal im Traum daran gedacht, dass ihr Wahrzeichen, ihre „Velliapara“ (ein riesiger Fels), jemals in Gefahr geraten würde. Pfiffige Geschäftsleute aus der Ferne haben ihre Chancen erkannt und haben in kürzester Zeit die Grundstücke um den Felsen herum von ihren Besitzern aufgekauft und den Zugang zum Felsen abgesperrt. Sie haben damit angefangen, unsere „Velliapara“ zu sprengen und sie als Baumaterial für Häuser und Straßen abzutragen. In dem idyllischen, ruhigen Dorf herrscht jetzt Betriebsamkeit und Unruhe. Im Moment sehen die „Dörfler“ nur den finanziellen Nutzen und, ohne es zu wissen, tragen sie zum Abbau ihres Wahrzeichens bei. Für das Dorf, für mein Dorf, wünsche ich mir nichts anderes, als dass die Menschen ihre Identität, ihre Würde und ihre Einmaligkeit erkennen und lernen, sie zu bewahren.

Die weiterführende Schule im benachbarten Ort besuchte ich sechs Jahre lang und machte dort den Schulabschluss. Dieser Abschluss berechtigte mich, in einem College ein längerfristiges kostenaufwendiges Studium zu beginnen oder eine kostenpflichtige, aber kürzere berufliche Ausbildung anzufangen. Da wir drei Kinder gleichzeitig den Schulabschluss geschafft haben, stand es für mich fest, dass der Besuch eines College aus finanziellen Gründen für mich nicht in Frage kommt. Während ich mir über die weiteren beruflichen Perspektiven Gedanken machte, hörte ich von einem Priester, dass die Möglichkeit besteht, nach Deutschland zu gehen. Dort konnte man einen Beruf erlernen oder ein Studium absolvieren und danach als Angehöriger einer religiösen Gemeinschaft wieder nach Indien zurückkehren, um dort zu arbeiten. Von dieser Idee war ich begeistert und wollte dies für mich nutzen. Mich hat sicherlich auch ein wenig die Abenteuerlust gepackt. „Deutschland“, das war ein fernes, unbekanntes Land für uns, besonders für meine Eltern. Zuerst stimmten sie der Idee wegen der Entfernung nicht zu. Nach einigen Diskussionen und nachdem auch eine meiner Schwestern Interesse für die gleiche Sache zeigte, stimmten die Eltern dem Vorhaben zu.

Einen Monat lang wurden insgesamt 30 junge Frauen in der nächsten Großstadt (in Ernakulam) von Ordensschwestern auf ein Leben im Ausland vorbereitet. Ich war das erste Mal für längere Zeit von zu Hause weg. Wir sollten den Aufenthalt nutzen, um Deutsch zu lernen, aber wir haben diese Zeit mehr für Geselligkeit und gegenseitiges Kennenlernen genutzt. Am Ende des Vorbereitungskurses waren wir kaum weiser als vorher. Von dem Land oder der Lebensart der Menschen in Deutschland wussten wir nicht mehr als vorher. Die Vorbereitungen und das Warten auf die Reisedokumente haben noch ein ganzes Jahr gedauert. Die erste Hürde war die Besorgung der Pässe. Die Pässe wurden damals in Madras ausgestellt. Viel Bürokratie und viele Formalitäten mussten überwunden werden, um ans Ziel zu kommen. Allerdings wurden die behördlichen Gänge und Formalitäten von

den Priestern erledigt, die uns nach Deutschland vermittelt haben. Die Eltern wären mit solchen Aufgaben hoffnungslos überfordert gewesen. Die Erteilung der Einreisevisa nach Deutschland war vor 43 Jahren nicht leichter als heute. Nachdem wir ein Jahr gewartet hatten, sind wir 30 Frauen 1964 in der zweiten Juliwoche in Ernakulam in den Zug gestiegen mit dem Ziel, den Hafen von Bombay zu erreichen. Drei volle Tage dauerte unsere Zugreise. Zum ersten Mal habe ich begriffen, dass es außerhalb meines Dorfes auch noch ein anderes Gesicht von Indien gibt. Der Zug fuhr stundenlang durch eine kahle, trockene Mondlandschaft. Während der Fahrt überquerte der Zug mehrere trockene Flussbette und folgte ausgetrockneten Tälern. Für mich war dies der erste „Kulturschock“. Beim Aufenthalt des Zuges in den verschiedensten Bahnhöfen wimmelte es in den Bahnhallen von fliegenden Händlern und unzähligen Bettlern. Diese Erlebnisse waren faszinierend und beängstigend zugleich. Nach drei Tagen kamen wir erschöpft und verdreckt ans Ziel.

Reise in das fremde Europa

Nach einem kurzen Aufenthalt in Bombay legte unser Schiff am 16. Juli 1964 vom Hafen in Bombay ab. Wir bekamen vorher die Anweisung, dass wir während der Fahrt auf jeden Fall versuchen sollen, soviel wie möglich auf dem Deck zu bleiben statt in unseren Kabinen. Diesen Rat haben wir uns zu Herzen genommen und haben uns auf dem Deck aufgehalten. Der Seegang ist immer stärker geworden und von uns ist eine nach der anderen seekrank geworden. Wir wussten nicht mehr, wo unsere Kabinen waren. Mit viel Glück konnten wir es bis ins Bett schaffen und blieben die nächsten Tage im Bett liegen. Das Schiffspersonal versuchte vergeblich uns zu motivieren, an den Mahlzeiten teilzunehmen.

Das Schiff fuhr unter französischer Flagge. Die Crew sprach überwiegend nur Französisch. Eine Verständigung war kaum möglich. Diese Reise war für uns „nur“ eine Fahrt zum Ziel. Die vielfältigen Angebote an Bord waren uns fremd, und wir fühlten uns nicht imstande, sie für uns zu nutzen. Die europäische Küche war uns fremd. Wir kannten nur Reis und wollten für alle Mahlzeiten Reis haben. Nach einigen „Fastentagen“ hatte die Crew, glaube ich, Mitleid mit uns, und wir bekamen jeden Tag Reis und hart gekochte Eier ins Zimmer serviert. Als Beilage hatte jede in scharfer Soße Eingelegetes oder Eingemachtes, das wir von zuhause mitgebracht hatten.

Vor 43 Jahren, aufgewachsen in kleinen Dörfern, kannten wir die modernen europäischen Toiletten nicht, geschweige ihre fachgerechte Benutzung. Toilettenpapier und Hygienebeutel waren uns fremd. Entsprechend haben wir unsere Nasszellen benutzt und gelegentlich irgendwelche Anweisungen des Personals freundlich lächelnd über uns ergehen lassen, ohne ein Wort davon verstanden oder befolgt zu haben. Unter Deck in unseren Zimmern haben wir uns auf unsere Weise einen Aufenthaltsort für mehrere Wochen eingerichtet. Zum Speisesaal sind wir nicht mehr gegangen. Hin

und wieder gingen wir auf Deck und haben den Ozean und das Treiben der Fische im Wasser beobachtet. Eine melancholische Stimmung hat die Reise begleitet. Oft habe ich während dieser Zeit meinen Entschluss zum „Abenteuer Europa“ bereut.

Am zehnten oder elften Tag nach Reiseantritt erreichten wir endlich Land, und zwar Dschibuti in Afrika, und hatten Landgang. Wir wollten an Land, aber wussten nicht, wie wir das machen sollten. Geld hatten wir nicht und wussten auch nichts über die Möglichkeit seiner Verwendung. Wahrscheinlich waren wir einige von den wenigen Menschen, die ohne einen Cent in der Tasche eine Europareise angetreten und gut angekommen sind. Nun standen wir „führerlos“ da, naja nicht ganz ohne einen Führer, denn in Bombay gesellte sich ein junger Mann, nicht älter als wir, zu uns, der auch das gleiche Reiseziel hatte. Er zeigte sich sehr mutig und kooperativ und übernahm ein wenig die „Führerrolle.“ Gekleidet in unseren Saris haben wir einen Spaziergang in der Nähe des Hafens unternommen. Wir 30 junge Frauen, begleitet von einem Mann, fielen dort natürlich auf, und die Leute zeigten auf uns. Viel haben wir nicht verstanden, aber das Wort „Sultan“ haben wir gehört. Unser Reiseführer hatte dann schnell den Landgang beendet und wir wollten nur schnell wieder zum Schiff zurück. Jahre später habe ich erfahren, dass dieser junge Mann für uns Geld dabei hatte, das für Notfälle vorgesehen war. Die Durchfahrt während der Dunkelheit durch den Suezkanal war ein unvergessliches Erlebnis.

Nach zwei Wochen Aufenthalt auf dem Schiff gingen wir am 1. August 1964 in Marseille an Land. Von dort fuhren wir, aufgeteilt in drei Gruppen für drei unterschiedliche Einrichtungen, mit dem Zug nach Deutschland und kamen am 2.8.1964 an unseren Zielort. In Marseille wurden wir von Schwestern abgeholt. In meiner Gruppe waren wir zehn Frauen und sind zu einer indischen Gruppe gestoßen, die bereits vor uns angekommen war und hatten daher mit der Verständigung zunächst keine großen Probleme. Mehrere Wochen nach unserer Abfahrt von zuhause bekamen wir indisches Essen serviert. Die Begrüßung und die Fürsorge für uns waren sehr herzlich und wir wurden liebevoll aufgenommen. Es war Sommer, und daher brauchten wir uns zunächst nicht mit der Kleidung umzustellen. Aber die Schuhe, die wir eingepackt hatten, wollten wir mal in der Kapelle tragen. Es entstand ein Gelächter in der Kirche, und wir wussten den Grund nicht. Nach der Messe erfuhren wir, dass einige von uns die Schuhe am falschen Fuß trugen. Es hat noch einige Zeit gedauert, bis wir mit Sicherheit immer den richtigen Fuß im richtigen Schuh hatten. Genauso gab es auch am Anfang einige Irritationen mit den Betten. Der Verwendungszweck der dicken Plumeaus war uns nicht bekannt. Einige von uns haben sich am Anfang auf das Plumeau gelegt, statt sich mit ihm zuzudecken.

Sprachkurs in Köln

Bald nach unserer Ankunft besuchten wir einige Monate einen Sprachkurs an der Uni in Köln. Nach Beendigung dieses Sprachkurses fing unser Alltagsleben in Deutschland mit all seinen Höhen und Tiefen an. Zu zweit wurden wir in verschiedene Einrichtungen zur Eingewöhnung in das deutsche Alltagsleben und in die Hausarbeiten untergebracht. Zum einen kannte ich Hausarbeiten wie Putzen, Bügeln, Waschen usw. von zuhause nicht und zum anderen hatte ich zu solchen Tätigkeiten eine andere innere Einstellung. „Reinigungsarbeiten“ in einem fremden Haushalt wurde in Indien nur von einer bestimmten „Schicht“ von Arbeiterinnen erledigt. Ich fühlte mich in meiner Ehre gekränkt, dass ich solche Tätigkeiten ausführen musste. Am Anfang war es ein Kampf mit mir selbst und mit dem Auftraggeber, bis ich mich gefügt habe. Kaum war ich nach vieler Mühe fertig mit dem Putzen und Reinigen und glaubte von Herzen, dies auch gut gemacht zu haben, kam die Verantwortliche und zeigte Staub und Streifen an den gereinigten Flächen. Eine Veränderung meiner Einstellung zu solchen Tätigkeiten ist erst viele Jahre später eingetreten. Von dieser Zeit an hatten wir keine Gelegenheit mehr, für uns selber etwas zu kochen, sondern mussten an den Mahlzeiten teilnehmen, die für die Allgemeinheit gekocht wurden. Das milde Essen ohne Gewürze und Beilagen wie Käse oder Wurst habe ich einfach nicht angerührt. Diese Eingewöhnungszeit war für alle Beteiligten sehr schwierig. Einerseits rebellierte ich gegen die neue Welt, andererseits hatte ich Angst, zurückgeschickt zu werden und versagt zu haben. Die Bevölkerung betrachtete uns neugierig bis mitleidig. Ich glaube, es herrschte zum Teil die Meinung, dass es für uns die große Chance war, nach Deutschland zu kommen, um dem Hungertod zu enttrinnen. Ich kann mich an einen Artikel in der lokalen Zeitung erinnern mit Äußerungen wie: „Die Augen der Mädchen leuchteten sehr, als sie auf die gekochten Kartoffeln in den Schüsseln blickten.“ Jedenfalls herrschte zur damaligen Zeit in Deutschland ein einseitiges Negativbild von Indien. Das Land Indien war ein unbekanntes „Armenhaus“, wo die Menschen auf der Straße lebten, keine Kleidung und Nahrung hatten usw. Dieses Indienbild war sicherlich von manchen Organisationen und Einzelpersonen aus Indien forciert und verbreitet worden, um finanzielle Vorteile für sich und für ihre sozialen Aufgaben zu erlangen. Die wenigen Berichte, die es über Indien gab, waren einfach unausgewogen. Wir, die damals gekommen waren, lebten in Indien zwar nicht im Luxus, brauchten aber nicht zu hungern, hatten zwar keinen Studien- oder Berufsabschluss, waren aber durchaus im Stande, dies zu erlangen. Unser Indienbild bestand nur aus Kerala, wo die Pflanzen das ganze Jahr hindurch Blüten und Früchte tragen. Das andere Gesicht Indiens, das in Europa vielfach bekannt war, kannten wir gar nicht. Daher reagierten wir bei manchen Äußerungen oder Fragen ziemlich gereizt und unversöhnlich.

Einige Jahre später hatte ich Gelegenheit, durch viele Teile von Indien zu reisen und das Land differenzierter kennen zu lernen. Anfang der 80er

Jahre machte ich mit deutschen Arbeitskolleginnen Urlaub in Indien. Wir hatten keine Zeit, große Rundreisen zu unternehmen. Wir verbrachten die Zeit einfach zuhause und besuchten Verwandte und Freunde in Kerala. Nach diesem Aufenthalt sagte mir eine Kollegin: „Mensch, was haben wir euch Unrecht getan. Wir haben eine falsche Vorstellung von euch, von eurer Herkunft, euren Familien und sozialen und gesellschaftlichen Bindungen usw. gehabt. Dies muss ich korrigieren und werde mich dafür einsetzen, dass auch die Meinungen in meinem Umfeld korrigiert werden.“ Solche mutigen Eingeständnisse von wenigen Menschen gaben mir Kraft, manche verletzende und ausgrenzende Situationen in meinem späteren Lebenslauf zu ertragen und zu überwinden.

Das Studium als Sozialarbeiterin habe ich an der Höheren Fachschule für Sozialarbeit (Katholische Fachhochschule) in Aachen absolviert. An meine Studienzeit denke ich gerne zurück. Das Studium fiel mir nicht leicht. Meine Deutschkenntnisse reichten nicht aus, um Fachausdrücke in den verschiedensten Fächern zu verstehen. Irgendwie fehlte mir auch die Einsicht, die Rechtsfächer wie Bürgerliches Gesetz, Sozialgesetze, Jugendgesetze und Verwaltungsrechte zu lernen und auszulegen, denn in mir herrschte immer noch der Wunsch, nach abgeschlossenem Studium zurückzugehen, um in Indien zu arbeiten, wo die deutschen Gesetze nicht angewendet werden. Mir ist nahegelegt worden, mit dem Studium aufzuhören, wenn ich die Leistungen nicht bringen will. Ich bekam noch eine Chance, und wie man sieht, habe ich sie genutzt. Die Fächer, die ich damals als nutzlos angesehen habe, sind die, die mir im späteren Berufsleben in Deutschland am meisten genutzt haben. Während des Studiums gab es einige Mitstudenten, die mich intensiv beim Lernen unterstützt haben. Sie haben mit mir gelernt, haben mir viel erklärt und waren darauf bedacht, dass ich auf Klausuren gut vorbereitet war. Nach einem Jahr hatte ich die Zuversicht, das Studium zu packen. Bis Ende des Studiums haben wir viel zusammen gelernt, das heißt, ich habe viel von ihnen gelernt. Darüber hinaus entstanden Freundschaften, die heute noch nach 39 Jahren Bestand haben. Während dieser Zeit habe ich keinen Neid, keine Missgunst und Gleichgültigkeit von ihnen erlebt. Eine grundsätzliche Annahme und Wohlwollen für meine Person waren mir sicher. Dies beeinflusste und erleichterte meine Integration in diesem Land. Während dieser Zeit reifte in mir die Entscheidung, dass ich ein fremdbestimmtes Leben in einer religiösen Gemeinschaft nicht führen kann und mir andere Wege suchen und gehen muss, um unabhängig und glücklich zu sein.

Nach dem Studium machte ich mein Praktikum im Jugendamt einer Kreisbehörde. Der Schwerpunkt meiner Aufgabe lag in der Arbeit mit Familien in einer Obdachlosensiedlung. Bis dahin kannte ich nur die heile und geordnete Welt in Deutschland. Ich wurde nun mit Problemen konfrontiert, die ich bis dahin nicht gekannt habe. Das Bild vom reichen Deutschland stimmte auf einmal nicht. Die Feststellung, dass es materielle und seelische Armut in vielen Familien gab, war mir neu, hat mich aber nicht schockiert. Es motivierte mich, mich als Ausländerin für Deutsche bei den deutschen

Behörden einzusetzen und Fürsprecherin zu sein. Bei solchen Gelegenheiten pflegte ich zu sagen: „Das sind eure Leute“ und bin fast immer auf offene Ohren gestoßen. Diese Arbeit habe ich mit viel Freude, aber auch mit viel Unterstützung und Wohlwollen verrichtet.

Ein neues Arbeitsfeld

Nach dieser interessanten Tätigkeit habe ich eine Arbeitsstelle in einem Landeskrankenhaus bei psychisch Kranken angefangen. Sozialarbeit in der Psychiatrie war noch relativ neu und befand sich in der Aufbauphase. Nach kurzer Zeit musste ich feststellen, dass diese Tätigkeit mir nicht liegt. Der enge hierarchische Aufbau der Dienste sowie detaillierte vorherige Absprachen und Genehmigungsverfahren durch die Verwaltung empfand ich hinderlich für die freie Entfaltung und Entwicklung und die spontane Umsetzung von Ideen. Nach einem Jahr Tätigkeit habe ich ein neues Arbeitsfeld gesucht. So habe ich in Köln eine Arbeitsstelle für die Betreuung und Begleitung von Indern in der Ausländerberatung beim Caritasverband, die mir angeboten wurde, angenommen. Ich brachte besonders viel Idealismus und Einsatzbereitschaft für diese Tätigkeit mit, weil ich dies als ein Stück Ersatz für meine Ursprungsidee betrachtet habe. Ich hatte freie Hand bei der Planung und Gestaltung meiner Aufgaben. Ich bekam wohlwollende Unterstützung vom Dienstgeber, der mir auch viel Vertrauen entgegen gebracht hat. Mein Arbeitsgebiet erstreckte sich auf ganz Nordrhein-Westfalen. Überwiegend waren es Krankenschwestern und Krankenpflegeschülerinnen, die in den 60er und 70er Jahren zur Ausbildung und Arbeit nach Deutschland gekommen waren. Es war eine aufsuchende Tätigkeit, und ich versuchte, sie an ihrem Wohnort zu besuchen und mich nach ihrem Wohlbefinden zu erkundigen. Ich hatte keine fest vorgeschriebenen Arbeitszeiten. Manchmal war ich tagelang unterwegs und hatte die Arbeitsstunden nicht gezählt. Andererseits war der Arbeitgeber sehr entgegenkommend bei der Gestaltung von Urlaub und Freizeit.

Am Anfang lag der Schwerpunkt der Arbeit neben den Einzelfallhilfen darauf, Möglichkeiten für Zusammenkünfte, Austausch und Geselligkeiten zu schaffen. Das Organisieren von Seminaren, Tagungen, gemeinsamen Feiern von Festen und Ausflügen gehörte zu meinen Aufgaben. Dies förderte das Gefühl von Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit. Solche Angebote wurden dankbar angenommen. Einzelprobleme mussten sehr sorgfältig und sensibel behandelt werden, denn die Betroffenen hatten sehr viel Angst, dass die Landsleute davon Kenntnis erhalten, denn dann hätte es nicht mehr lange gedauert, bis der ganze Bekanntenkreis davon erfahren hätte. Außer den Events, zu denen jeder Zugang hatte, kannten nur wenige die eigentliche Aufgabe des Sozialdienstes. Entsprechend war auch die Kritik am Sozialdienst manchmal ungerecht und unfair.

Am Anfang meiner Tätigkeit konzentrierten sich die Aufgaben auf die

Integration der Inderinnen und Inder im Allgemeinen und in ihrer Arbeitsstelle im Besonderen: Vermittlung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Unstimmigkeiten hinsichtlich der Besoldung oder Klärung der Arbeitsverträge, um einige davon zu nennen. Der überwiegende Teil der Gruppen war in den Einrichtungen unter kirchlicher Trägerschaft untergebracht, und das erleichterte oft die Verhandlungen und Vermittlungen bei strittigen Fragen. Anfang der 70er Jahre bildeten sich Probleme besonders auf zwei Gebieten heraus. Zum einen heirateten in dieser Zeit die Krankenschwestern und gründeten eigene Familien. Sie haben vielfach gemäß der Tradition Männer, die ihre Eltern für sie ausgesucht und ihnen vorgestellt hatten, in Indien geheiratet und mussten alleine wieder zurückkehren. Die Einreisebestimmungen für Familiennachzug waren so streng, dass die Männer nicht nachkommen konnten. Die Ehemänner konnten zu der Zeit für das Studium ein Einreisevisum bekommen, wenn ein Studienplatz und die Kostenübernahme nachgewiesen wurden. So kam es, dass einige qualifizierte Ehemänner als Studenten eingereist sind, um ein Familienleben zu führen. Dadurch haben sie Studienplätze, die ein wirklicher Student gebraucht hätte, blockiert, andererseits waren sie unzufrieden und unglücklich mit ihrer Situation und erwarteten Abhilfe vom Beratungsdienst. Diese Probleme und Schwierigkeiten waren zwar bekannt, aber gegen die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen konnte keiner etwas machen. Von der Möglichkeit, einen Asylantrag zu stellen, haben einige Wenige gewusst, und sie haben das für sich und für ihre Verwandtschaft genutzt, haben aber die Infos für sich behalten. Das brachte noch mehr Unruhe, weil Einige, die neu eingereist waren, ohne Probleme Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis bekommen haben und andere, die bereits länger im Land waren, keinen Ausweg aus ihrer Situation wussten. Nach der Intervention verschiedener Organisationen gab es Anfang der 70er Jahre den Erlass von der Innenministerkonferenz der Länder, dass die Ehepartner im Rahmen der Familienzusammenführung unter bestimmten Bedingungen einreisen dürfen. Zwei Bundesländer (Bayern und Baden-Württemberg) haben diesen Erlass nicht ratifiziert und nicht umgesetzt. Fünf Jahre lang bekamen die nachgereisten Partner keine Arbeitserlaubnis. Eine Ausnahmegenehmigung wurde für Mangelberufe erteilt. Bei der Erteilung einer Arbeitserlaubnis wurde vorher geprüft, ob für diese Tätigkeit ein deutscher Arbeitnehmer in Frage kommt. Wie in jeder Situation gab es da sicherlich auch Spielräume für die einzelnen Sachbearbeiter und Anweisungen der einzelnen Kreise und Städte. Dadurch gab es eine unterschiedliche Handhabung dieser Bestimmungen und Erfolge oder Misserfolge der Einzelnen in der Praxis. Die Erwartungen an den Sozialdienst waren in dieser Zeit an die Lösung dieser Problematik geknüpft. Das Eintreten des Sozialdienstes in solchen Fällen beschränkte sich auf Bitten und Appelle. Mehr noch, der Einsatz eines Ausländers für die Rechte eines anderen Ausländers blieb oft unbeachtet. Diese Grenzerfahrung war mir neu und gleichzeitig schmerzvoll. Während dieser Zeit machte ich eine interessante Erfahrung auf einem ganz anderen Gebiet. Manche indischen Männer,

die durch die Eheschließung eingereist waren, hatten große Probleme, mich als Sozialarbeiterin zu akzeptieren, zum einen, weil ich eine Frau bin, und zum anderen, weil sie der Meinung waren, dass sie selbst qualifizierter seien und sie deshalb solche Tätigkeiten besser ausführen könnten. In der Tat besaß eine ganze Reihe der Männer eine bessere Qualifizierung als ich, aber sie besaßen sie auf anderen Fachgebieten.

Das andere Problem wurde von der Ölkrise der 70er Jahre ausgelöst. Die deutsche Ausländerpolitik war schon immer sehr rigide gewesen. Deutsche Politiker sahen eine riesige Wirtschaftskrise auf Deutschland zukommen. Es wurden Bemühungen in Gang gesetzt, um die ausländischen Arbeitnehmer zu motivieren, freiwillig in ihre Heimat zurückzukehren. Die ausländischen Sozialberatungen wurden von der Landesregierung gebeten, ihren Einfluss und ihre Kontakte dafür zu verwenden, dass die Arbeitnehmer wieder in ihre Heimat zurückkehren. Bei den vielen ausländischen Gruppierungen waren die Inder eine verschwindend kleine Gruppe. Es wurden an verschiedenen Orten sogenannte Re-Integrationsseminare angeboten, wobei der Sozialdienst als Teil des Systems mitgewirkt hat. Es kam schnell der Verdacht und Vorwurf auf, dass der indische Sozialdienst versuchen würde, die Landsleute gegen ihre Überzeugung zur Rückkehr zu überreden. Während dieser Zeit wurden hier und da einige Arbeitsverträge nicht mehr verlängert, zugesagte Ausbildungsstellen nicht vergeben oder manche Arbeitsverträge gekündigt. Dadurch entstand eine allgemeine Unsicherheit und Ungewissheit bei den Landsleuten. Zum Glück war die Arbeitsmarktlage im Gesundheitswesen nicht so schlecht, sodass die Betroffenen selbst noch Arbeitsstellen finden oder vermittelt werden konnten. Die unsichere Lage in Deutschland führte dazu, dass einige Familien Arbeitsstellen in der Schweiz oder in Österreich suchten oder einige Wenige nach Kanada oder in die USA auswanderten. Es war eine unruhige Zeit und es gab viele Alltagsprobleme in den Familien. Kinder wurden geboren, aber in vielen Familien mussten die Frauen für den Familienunterhalt sorgen, die Männer durften nicht arbeiten und waren gezwungen, den Haushalt und die Kinder zu versorgen. Es wurde ihnen ein völlig anderes Rollenverständnis abverlangt. Viele mussten ihre Probleme mit sich alleine ausmachen. Die Tradition verbietet, dass man über die Probleme in der eigene Familie mit Fremden spricht.

Heirat und Gründung einer eigenen Familie

In dieser unruhigen Zeit Mitte der 70er Jahre habe ich dieses Arbeitsgebiet verlassen und habe andere Wirkungskreise gesucht. Die Arbeitsstellen, die ich bis dahin hatte, habe ich entweder über persönliche Kontakte gefunden oder mir wurde die Stelle angeboten, da ich gerade für diese spezielle Tätigkeit geeignet war. Obwohl mir Hilfe angeboten wurde, wollte ich zum ersten Mal eigenständig auf dem freien Arbeitsmarkt eine Arbeitsstelle finden. Dabei habe ich festgestellt, dass meine Qualifikation allein nicht ausreicht,

um in allen Bereichen der Sozialarbeit eine Stelle zu bekommen. Manche Türen wurden mir mit irgendwelchen fadenscheinigen Gründen schnell zugeschlagen, wie z. B.: „Sie werden ja irgendwann in ihre Heimat zurückkehren, wir wollen etwas Beständiges haben.“ Oder: „Wir können nicht einschätzen, wie die Menschen auf eine Ausländerin reagieren.“ Ausländer im Pflegebereich seien etwas ganz Anderes, wurde noch hinzugefügt. Es gab aber genügend freie Stellen auf dem Arbeitsmarkt, und ich habe eine Stelle in einer Einrichtung in der offenen Jugendarbeit gefunden. Um die gleiche Zeit habe ich geheiratet und meine eigene Familie gegründet. In dieser neuen Stelle habe ich fünf Jahre, davon zwei Jahre als Leiterin der Einrichtung, mit Kindern und Jugendlichen gearbeitet. Es war ein offenes Haus, das Kindern und Jugendlichen aus einem Stadtteil während ihrer Freizeit als Anlaufstelle dienen konnte und wo sie ihre Freizeit unter Anleitung gestalten konnten. Wir waren mehrere Beschäftigte dort. Die Arbeit mit Jugendlichen war zwar nicht mein Traumjob, aber die Mitarbeiter untereinander haben ein sehr enges und vertrauensvolles Miteinander gepflegt, und das erleichterte die Arbeit und machte Freude.

Aus dieser Zeit kommt mir eine Anekdote in Erinnerung. Eines Nachmittags schaute mich ein 15-jähriger Junge an und lächelte ein wenig verlegen. Bei ihm musste man immer auf der Hut sein, weil er viel Unsinn angestellt hat. Auf meine Nachfrage sagte er: „Weißt du, du kommst von weit her und arbeitest hier. Du als Ausländerin hast das Sagen über uns. Das kann ich nicht ganz verstehen.“ Der Junge hat das ausgesprochen, was viele gedacht haben. „Ihr könnt arbeiten, aber bleibt bitte unten und überlasst uns die Repräsentations- und Leitungsaufgaben“, so oder ähnlich konnten die Sprüche lauten. Ich kann diese Haltung sogar teilweise verstehen, denn Ausländer der ersten Generation, die hier ihre Ausbildung oder ihr Studium absolviert haben, sprechen zwar gut Deutsch, aber ihre Sprache ist nicht akzent- und auch nicht immer fehlerfrei. Ich hoffe nur, dass unsere Kinder, „die dunkelhäutigen Deutschen“, vorbehaltlos angenommen werden und gleiche Chance erhalten.

Die Aktivitäten in einem Jugendzentrum konzentrieren sich auf den späten Nachmittag und den Abend. Mittlerweile erwartete ich mein zweites Kind und wollte daher eine geregelte familienfreundliche Arbeitsstelle. Deshalb wechselte ich von der Jugendarbeit zu einer Beratungsstelle für Frauen und Familien unter der Trägerschaft der katholischen Kirche. Seit 26 Jahren übe ich nun diese Tätigkeit mit viel Freude aus. Viele Facetten des Lebens habe ich in diesen 26 Jahren durchlebt. Im Beruf habe ich alles, von uneingeschränkter Annahme bis zu völliger Ablehnung und Ausgrenzung durch die Kolleginnen erfahren. Am Anfang der Tätigkeit gab es von manchen Verantwortlichen große Bedenken, ob es richtig ist, gerade ein solches Arbeitsgebiet, das eine große Außenwirkung hat, mit einer Ausländerin zu besetzen. Es gab wiederum andere, die mir vertrauten und mir Gestaltungsfreiheit gewährten. Zu guter Letzt konnte ich eine Beratungstätigkeit selbstständig aufbauen und berufsbedingt viele Strukturen und Organisationen

innerhalb der Kirche kennen lernen und diese als Unterstützung für meine Tätigkeit nutzen. Die Arbeit nahm zu und die Aufgaben wurden vielfältiger. Dadurch ist auch der Mitarbeiterstab gewachsen. Die Neuzugänge haben ein anderes Berufsbild und Berufsziel. Diese müssen nicht mit dem alten Stamm übereinstimmen. Sie berücksichtigen das Geleistete und Vorhandene nicht, wollen sich profilieren und Karriere machen. Da bleibt oft das Menschliche beim Miteinander auf der Strecke. Diese Erfahrung ist mir nicht erspart geblieben. Dennoch mache ich die Arbeit gerne, weil ich immer noch viele freie Gestaltungsmöglichkeiten in meiner Tätigkeit habe und Wertschätzung durch den Betroffenen und durch das Umfeld erfahre.

Meinen ursprünglichen Wunsch, Entwicklungsarbeit in Indien zu leisten, habe ich nie ganz aus den Augen verloren. Ich habe es als meine Pflicht angesehen, mindestens einige Menschen aus meinem Umfeld in Indien bei ihrem täglichen Kampf um die Existenz und bei der Sorge um ihre Nachkommen zu unterstützen. Durch meine jetzige Tätigkeit konnte ich Einzelpersonen, Gruppierungen und Organisationen in der Kirche gewinnen, die bereit waren, manche Not in Indien zu lindern.

Zur Beratungsstelle kommen nicht nur deutsche Frauen und Familien, sondern auch Familien aus allen Ländern und unterschiedlichen Religionen. Besonders interessant ist für mich die Beratung von Menschen mit ausländischer Herkunft. Oft werde ich mir dann bewusst, welche Chancen ich in Deutschland bekommen habe. Ich habe Respekt vor der ersten Generation der Ausländer. Aber oft werde ich ungeduldig und ungehalten, wenn ich die Erwartungen der zweiten Generation der Ausländer höre, und es schmerzt mich, wenn ich sehe, wie sie ihre Chancen nicht nutzen und von anderen immer mehr fordern. Zu manchen jungen Paaren habe ich schon mal gesagt, und das meine ich immer noch: „Eure Eltern haben keinen Beruf erlernt, keinen Schulabschluss gehabt, aber eines waren sie, sie waren stolz und haben ihre Würde behalten. Sie haben hart gearbeitet und haben für sich und für die Familie gesorgt.“ Ausländer der zweiten Generation haben massive Alltags- und Existenzprobleme zu bewältigen. Viele haben keine eigene Identität und sind wurzellos. Verhältnismäßig viele Immigrantenkinder haben weder einen Schul- noch einen Berufsabschluss. Sie gründen Familien, indem sie einen Partner oder eine Partnerin aus den Herkunftsländern heiraten und herholen, manchmal freiwillig, aber manches Mal auch unter dem Druck ihrer Eltern. Die Eltern verbieten multikulturelle Ehen, obwohl manche Beziehungen mit einem deutschen Partner oder einer Partnerin jahrelang existiert haben. Natürlich habe ich überwiegend mit Problemfällen zu tun und kann vieles nur davon erzählen und nicht von den Normalfällen. Verglichen mit anderen Volksgruppen sind unsere Landsleute, besonders die Familien aus Kerala, eine privilegierte Gruppe aufgrund ihrer Vorbildung in Indien und aufgrund der Bildung und beruflichen Stellung in Deutschland.

Erziehung der Kinder

Das soll aber nicht heißen, dass wir nicht unsere eigene Problematik in unserem Sozialisationsprozess haben. Jahrelang haben wir zum Beispiel davon geträumt, nach Indien zurückzugehen und dort zu leben. Wir haben versucht, in Deutschland die Kinder als richtige Inder oder Inderinnen zu erziehen, weil sie ja einmal in Indien leben sollten. Wir haben versucht, über die Lebensentwürfe unserer Kinder zu bestimmen. Dabei haben wir unser Interesse in den Vordergrund gestellt und sind nach wie vor der Meinung, dass wir das Richtige zu dem Zeitpunkt getan haben. Von den Eltern wurden verschiedene Rückkehrversuche unternommen. Leidtragende bei diesen Experimenten waren die Kinder. Jahrelang konnten sie nirgends Wurzeln schlagen und sich integrieren. Von Erzählungen mancher Kinder weiß ich, dass einige Eltern, besonders der Elternteil, der durch die Eheschließung später eingereist ist, ihren Kindern sehr wenig Vertrauen entgegengebracht haben und vor allen Gefahren, besonders Gefahren, die durch das „andere Geschlecht“ auftreten können, bewahren und beschützen wollten. Manche Kinder haben wegen der übermäßigen Einschränkungen und Fremdbestimmungen sehr gelitten, zumal sie Vergleichsmöglichkeiten mit anderen Jugendlichen hatten.

Es hat lange gedauert, bis die Inder aus Kerala multikulturelle Partnerschaften und Ehen als gleichwertig und gegeben akzeptiert haben. Von der ersten Generation wurden noch Beziehungen und Partnerschaften vor der Ehe verurteilt. Ehen mit einem deutschen Partner wurden abgelehnt. Nur wenigen Ehepaaren ist es zu der Zeit gelungen, ihren Partner mit in die indische Gesellschaft einzuführen. Gesellschaftliche Anbindung mussten sie woanders suchen, denn bei der indischen Gemeinde waren sie nicht willkommen. Heute, nach fast 35 Jahren, erlebt die zweite Generation, unsere Kinder, nach anfänglichen Bedenken und Diskussionen revolutionäre Veränderungen. Die Eltern haben gelernt, dass ihre Kinder ohne Rücksicht auf die Eltern ihre eigenen Wege einschlagen, wenn sie sich nicht kompromissbereit zeigen und die Meinungen der Kinder nicht ernst nehmen. Die Eltern zeigen sich, auch wenn sie nicht ganz überzeugt sind und sich Schwiegertöchter und -söhne indischer Herkunft wünschen, flexibler und lernfähiger. Dadurch bleiben sie mit den jungen Familien in engem Kontakt und nehmen an ihrem Leben teil. Dieses Bild findet man auch bei den Veranstaltungen von Indern bestätigt. Multikulturelles Treiben ist unter uns normal geworden. Unsere „blonden“ Enkelkinder verstehen sogar Malayalam, weil die Großeltern ihnen diese Sprache beibringen. Wir sind stolz und glücklich auf sie und nehmen regen Anteil an ihren Entwicklungen. Viele aus der ersten Generation haben das Rentenalter erreicht und sind frei für die Rolle der Großeltern. Mit schwindender Gesundheit wird die Frage immer aktueller: „Wo kann ich am besten meinen Lebensabend verbringen?“ Eine Wunschvorstellung wäre vielleicht, so zu leben wie die eigenen Eltern und Großeltern in Indien gelebt haben, nämlich als alter weiser Ratgeber in der Groß-

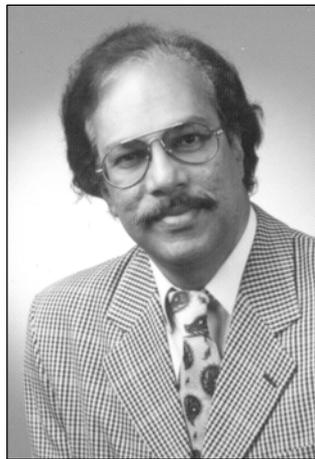
familie, umringt von Kindern und Enkelkindern. Diese Zeiten sind auch in Indien vorbei. Wir müssen lernen, auch wenn es manchmal sehr weh tut, die Realitäten zu akzeptieren. Die Realität, dass wir als Großeltern gut genug sind, die Kinder zu versorgen und zu betreuen, wenn die Eltern anderen Verpflichtungen nachgehen, aber dann aus der Wohnung verschwinden müssen, wenn Freizeit und Wochenenden anbrechen. Wir sollen uns freuen, dass wir noch gebraucht werden.

Altwerden in der Fremde

Das Altwerden ist für alle Menschen schwer, besonders aber das Altwerden in der Fremde ist für uns mit vielen Ängsten und Unsicherheiten verbunden: Die Angst davor, wer uns in Krankheit und Gebrechen pflegt, oder vor der Einsamkeit, da wir unsere Herkunftsfamilien und Verwandten nicht hier haben. Es drängt der Wunsch, nach Indien zurückzugehen. Nach 45 Jahren eine Rückkehr? Das ist schwerer als mein Anfang in Deutschland. Hier bin ich beweglich und selbstständig, kann Einkäufe und Besorgungen selbst tätigen. Ich habe meine Kontakte und Freundschaften hier, die seit Jahren gewachsen sind. Vor allem leben meine Kinder hier. Aber in Indien? Außer den engen Verwandten, die nicht alle in der näheren Umgebung wohnen und ihre eigenen Interessen und Probleme haben, kenne ich kaum jemanden. Die weiten Flüge werden immer beschwerlicher. In Indien wäre ich total auf die Hilfe von anderen angewiesen. Das Alltagsleben in Deutschland ist bequemer. Keine Wasser- oder Stromknappheit, keine extremen Wetterumstellungen und deren Folgewirkungen, Lebensmittel aus halbwegs kontrolliertem Anbau, Rechtssicherheit unabhängig von Geldbeutel und politischem Einfluss usw. Es gibt viele Gründe dafür, dass ich meinen Lebensabend hier verbringen will. Obwohl mir all diese Vorteile bekannt sind, bekomme ich mit zunehmendem Alter eine immer größere Sehnsucht nach Indien. Der Traum von unverbindlicher und spontaner nachbarschaftlicher Kontaktpflege, Achtung vor alten Menschen, die in Indien noch vorhanden ist, wo der alte Mensch nicht nur als Wirtschaftsfaktor behandelt wird – es sind noch immer Wünsche übrig, die mich im Alter nach Indien ziehen. Letztendlich bin ich davon überzeugt, dass ich bis ans Lebensende „heimatlos“, aber nicht „identitätslos“ bleiben werde. Existenzmöglichkeiten haben wir sowohl in Indien wie in Deutschland aufgebaut. Dies war nur möglich durch das Leben und Arbeiten in Deutschland. Meine Existenz und Entwicklung verdanke ich dem Aufenthalt in Deutschland. Unserer vier Kinder können hier studieren und sich ihre Zukunft aufbauen. Ich bin froh, dass Indien mit seinem Wirtschaftswachstum soweit fortgeschritten ist, dass in der zweiten Generation in Indien gut bezahlte Arbeitsstellen finden können. Dass in Zukunft das Wirtschaftswachstum in Asien liegt, ist hierzulande längst bekannt. Ich hoffe und wünsche, dass unsere Kinder diese Tatsachen erkennen und den Mut finden, ihre Chancen zu ergreifen und es wagen, als „Fremde“ in der „Heimat“ Indien zu leben.

Edward Nazareth

Wo bin ich zuhause?



Edward Nazareth, geboren 1947 in Kollam, Kerala. Verheiratet, drei Kinder. Ankunft in Deutschland: 1974. Studium/Ausbildung: Diploma Bauingenieurwesen in Indien. Beruf: Technischer Assistent, Qualitätsprüfer. Arbeitete zuerst in Brunei und danach in Deutschland. Insgesamt 26 Berufsjahre. Nebentätigkeit (Hobby) als Schriftsteller. Noch berufstätig. Wohnort in Deutschland: Hilden.

Wichtige Veröffentlichungen: Zwei Bänder Kurzgeschichten in Malayalam über das Leben in Deutschland, erschienen in Kerala.

Mitgliedschaft in Vereinen: *Literatur Forum Indien e.V.* Düsseldorf, Kerala *Samajam*, Krefeld; Vorsitzender des *European Malayalee Writers' Forum*.

Auszeichnungen: Zwei wichtige Literaturpreise Keralas.

An einem kalten Freitag

Es war an einem kalten Freitag im Jahr 1974, als ich zum ersten Mal im Leben den deutschen Boden betrat. Mit einem Flug der damaligen BOAC (British Overseas Airways Company) kam ich aus Brunei über London nach Düsseldorf. Meine Frau wartete mit unserer kleinen Tochter am Flughafen auf mich.

Als ich aus dem Flugzeug ausstieg, störte mich zuallererst die Abwesenheit von Sonnenschein. Der Himmel war mit dunklen Wolken bedeckt. Mein Vater in Brunei hatte mich bereits mit einem Anzug und einem langen Mantel ausgestattet. So spürte ich die Kälte nicht allzu sehr. Was mich weiter in Erstaunen versetzte, war, dass die Menschen, die aus dem Flugzeug ausstiegen, sehr schnell wegliefen. Um mit ihnen Schritt zu halten, musste ich auch schnell laufen. Warum gehen die Menschen hier so schnell? Auch außerhalb des Flughafens rannten die Menschen. Langsam musste ich kapieren, dass die Schnelligkeit im Gehen ein fester Bestandteil des hiesigen Lebens ist.

Das schnelle Leben ist eng mit dem großen Fleiß der Menschen hier verbunden, merkte ich nach und nach. Hier galoppieren die Menschen in den Fortschritt, in meiner Heimat Indien kriechen sie vorwärts. Wie lange und wie schnell müssen sie dort laufen, dachte ich, um die Menschen hier erreichen zu können?

Geboren und aufgewachsen bin ich in einem Dorf in Kerala, mittlerweile bekannt als „Gottes eigenes Land“ und eine der schönsten Gegenden dieser Welt. Die Stadt, zu der mein schönes Dorf „Mukkadu“ gehört, heißt „Kollam“. Diese Stadt ist so gemütlich, dass man über sie sagt: „Wenn man einmal Kollam gesehen hat, dann hat man keine Lust mehr, zu seinem eigenem Haus zurück zu gehen.“

Nach meinem Schulabschluss habe ich ein Jahr auf einem College verbracht. Dann machte ich eine Ausbildung als Bauingenieur. Mit dieser Qualifikation fing ich meine Suche nach einem Job an. Da es kaum möglich war, im eigenen Land eine Stelle zu finden, entschied ich mich, auszuwandern. So begann meine erste Migrantenreise am 11. Januar 1968 in Madras (heute: Chennai) auf einem Schiff namens „Rajula“. Die Schiffsreise dauerte elf Tage, bevor ich die Stadt Penang in Malaysia erreichte. Von dort aus ging die Reise per Zug weiter nach Singapur. Dort verbrachte ich einige Tage mit meinem Vater, der seit einigen Jahren in dieser Stadt tätig war. Danach unternahm ich eine viertägige Schifffahrt zu der malaysischen Stadt Labuan in Sarawak, und von dort reiste ich 12 Stunden lang in einem Motorboot und erreichte schließlich das Königsreich Brunei.

Damals war Sultan Omar Ali Saifudin der Herrscher von Brunei. Später gab er seine Regierungsverantwortung ab und krönte seinen Sohn Hassanal Bolkiah zum neuen Sultan. Bald bekam ich in Brunei, einem britischen Protektorat, eine Stelle als Technischer Assistent im Regierungsdienst. Während dieser Tätigkeit besuchte ich 1971 auf Urlaub meine Heimat. Dann erfuhr ich, dass das Mädchen aus meiner Schülerzeit, in das ich verliebt war

und das mir versprochen hatte, mich zu heiraten, bereits Ehefrau eines anderen Mannes geworden war.

Diese gescheiterte Liebe stürzte mich in tiefe Enttäuschung. Ich begann zu trinken und zu rauchen. Ich wanderte ziellos durch die Gegend, gebrochen und traurige Lieder singend. Dann traf ich *sie* während eines Kirchenfestes, mit einem schwarzen Punkt auf der Stirn, bekleidet mit einem weißen Sari, ein strahlendes Lächeln auf ihrem sandelholzfarbigen Gesicht, das von dunklen, lockigen Haaren umrahmt war. In diesem Augenblick verschwand die Traurigkeit, die mich ständig begleitet hatte. Sie wird *die* Frau meines Lebens sein, beschloss ich. Diese schöne Frau war eine Krankenpflegeschülerin in Deutschland und war wie ich auf Heimaturlaub. Dann ging alles sehr schnell. Es fand ein Treffen zwischen meinen und ihren Familienmitgliedern statt. In wenigen Tagen waren alle Formalitäten wie die erste Begegnung zwischen der Braut und Bräutigam, Aushandlung von Hochzeitsbedingungen zwischen den beiden Familien, die Fixierung von Hochzeitdatum usw. erledigt. Nach der Hochzeit verbrachten wir die Flitterwochen zusammen. Dann reiste ich wieder nach Brunei und meine Frau zurück nach Deutschland.

Von Brunei nach Deutschland

Für mich war das nächste Ziel, so schnell wie möglich bei meiner geliebten Frau zu sein. Inzwischen war sie schwanger geworden. Das erste Kind unserer Ehe, eine Tochter, kam in meiner Abwesenheit zur Welt. Die große Anstrengung, die meiner berufstätigen Frau wegen der Versorgung des Kleinkindes abverlangt wurde, bekräftigte meinen Entschluss, die gute Arbeitstelle in Brunei aufzugeben. So kam ich 1974 mit meinem Kopf voller Träume im Land von Goethe und Grass, genau gesagt in Mettmann (Düsseldorf), an.

Der Sultan von Brunei war ein Verehrer von Winston Churchill. Deshalb ließ er in der Hauptstadt von Brunei ein Churchill-Museum errichten. In diesem Museum kann man eine Rede von Adolf Hitler hören. Meine erste Begegnung mit der deutschen Sprache war diese Rede gewesen. Wie kann ich diese Sprache mit so einer harten Aussprache jemals beherrschen, war meine erste große Sorge. Gleichzeitig glaubte ich, dass, wer (wie ich) Malayalam beherrscht, jede andere Sprache schnell lernen kann. Egal in welches Land wir kommen, es ist wichtig wie die Luft zum Atmen, dass wir die Sprache des Landes schnell beherrschen. Ohne ausreichende Sprachkenntnisse ist es nicht möglich, in Deutschland zu leben und am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben. Genau aus diesem Grund begann ich, innerhalb von drei Monaten nach meiner Ankunft in Deutschland an der Benedikt-Sprachschule in Düsseldorf Deutsch zu lernen.

Ich war der einzige Inder damals in meiner Klasse. Fast alle andere waren deutschstämmige Migranten aus Polen, Kasachstan, Rumänien usw. ohne ausreichende Deutschkenntnisse gewesen. Sie bekamen Unterricht, ohne dafür etwas zahlen zu müssen. Die Regierung übernahm ihre Unterrichtskosten

und unterstützten sie mit Unterhalts- und Wohngeld so lange, bis sie eine Arbeitstelle gefunden hatten und den Lebensunterhalt eigenständig bestreiten konnten. Die Inder, die ohne Einladung irgendwelcher Art gekommen waren, mussten den Sprachunterricht aus eigener Tasche bezahlen.

Die Politiker, die heute großmülig über die versäumte Integration der Ausländer reden, vergessen eines: Wenn die Ausländer in der Anfangszeit die Möglichkeit und die notwendige Förderung bekommen hätten, dann wäre die heutige Klage über ihre Unfähigkeit zur Integration überflüssig. Ich bin der Auffassung, dass die Bundesregierung damals die Verantwortung hatte, den mit oder ohne Einladung nach Deutschland eingereisten Bürgern die Mittel für den Sprachunterricht zur Verfügung zu stellen, sobald ihnen die Erlaubnis, hier zu leben und zu arbeiten, erteilt worden war.

Nachdem ich den Deutsch-Kurs absolviert hatte, bemühte ich mich mit aller Kraft, meine Sprachkenntnisse durch Zeitungslesen, gezieltes Anschauen von Fernsehprogrammen und mit Hilfe meiner Frau ständig zu verbessern. Während meines morgendlichen Spazierganges kaufte ich regelmäßig die preiswerte „Bild“-Zeitung und las intensiv darin. So gewann ich innerhalb von sechs bis sieben Monaten die für das Alltagsleben notwendige Sprachbeherrschung. Erst dann bemühte ich mich um eine Arbeitsstelle. So bekam ich bald von dem Architekturbüro „Integral“ in der Nachbarschaft ein Stellenangebot als Bauzeichner aufgrund meiner Qualifikation und Erfahrung. Die Firma war fest davon überzeugt, dass ich die notwendige Arbeitserlaubnis bekommen werde. Ich füllte die vorgeschriebenen Formulare aus und reichte den Antrag ein.

Auch nach dreimonatigem Warten hatte ich immer noch keine Antwort bekommen. Ich setzte mich dann mit dem Arbeitsamt in Verbindung. Dann erst erfuhr ich, welche bittere Erfahrung die deutsche Bürokratie für mich bereithielt. Ohne jegliche Berücksichtigung der Menschenrechte und sich streng an die damaligen unmenschlichen Gesetze haltend, verweigerte mir das Arbeitsamt die Arbeitserlaubnis für die Stelle als Bauzeichner. Das Argument war, dass im Kreis Mettmann bereits drei gleichqualifizierte Deutsche auf diese Stelle warteten. Diese Personen kommen für die Stelle zuerst in Betracht. Aber ich wusste schon, dass diese drei Personen schon lange arbeitslos waren und sich für eine Arbeitstelle gar nicht interessierten. Auch die betreffenden Beamten wussten dies, als sie die Arbeitserlaubnis verweigerten. Die Firma, die mich einstellen wollte, schrieb an das Arbeitsamt, dass mein Dienst wegen meiner Qualifikation und fernöstlichen Erfahrung für sie besonders wertvoll sei. Trotzdem erteilte mir das Arbeitsamt keine Arbeitserlaubnis. Die Begründung: Ich sei unter „Familienzusammenführung“ eingereist und habe deshalb gesetzlich keine Erlaubnis zu arbeiten. Das Arbeitsamt schlug vor, erst meinen Aufenthaltsstatus ändern zu lassen, damit mir eine Arbeitserlaubnis erteilt werden darf. So wurde ich ein Spielball zwischen Arbeitsamt und Ausländerbehörde: Wenn das Ausländeramt mir eine entsprechende Genehmigung erteilt, war das Arbeitsamt bereit, eine Arbeitserlaubnis zu erteilen. Andererseits: Nur wenn das Arbeitsamt bereit

war, für diese Stelle eine Arbeitserlaubnis zu erteilen, gab das Ausländeramt seine Einwilligung für eine entsprechende Aufenthaltserlaubnis.

Der kritische Abschnitt im Leben

Später erfuhr ich, dass dies ein beliebtes Spiel zwischen den beiden Ämtern war. In meinem Leben war dies der kritischste Abschnitt. Ich wollte eigentlich so schnell wie möglich zu meiner Arbeitsstelle in Brunei zurückkehren. Aber dafür musste ich meine Frau und mein Kind in Deutschland zurücklassen. Dies konnte ich nicht tun. Meine hilflose Situation stürzte meine Frau in tiefen Schmerz. Nach unserem Verständnis sollte eigentlich der Mann arbeiten und für die Familie sorgen. Stattdessen musste meine Frau arbeiten gehen, ich die Hausarbeit erledigen, und die ganze Familie musste vom Verdienst meiner Frau leben. Eine unerträgliche Situation! Ich war innerlich zerrissen. Als ich es langsam kapierte, dass die harte Haltung der sich christlich nennenden deutschen Behörden keinen Raum für Menschlichkeit in ihrer Handlung zulässt, keine Rücksicht auf Erhaltung der Integrität der Familie nimmt, bereute ich meine Entscheidung, nach Deutschland zu kommen. Die Erkenntnis, dass ich einen großen Fehler gemacht habe, verfolgte mich unentwegt.

Zu dieser Zeit sagte mir jemand, dass eine Arbeitserlaubnis leichter im Gesundheitswesen zu bekommen sei. So besuchte ich wieder das Arbeitsamt mit dem erforderlichen Zulassungspapier für eine Ausbildung als Krankenpfleger von einer Krankenpflegeschule. Auch dies wurde von dem etwas gehbehinderten alten Beamten mit dem unsympathischen Gesicht im Arbeitsamt von Mettmann abgelehnt. Vielleicht sah dieser erkonservative Beamte auf mich herab als auf einen Menschen aus dem Land der Ochsenkarren und der unendlichen Armenvierteln. Es ist bemerkenswert, dass ich die Arbeitserlaubnis dann später doch bekam, und zwar sofort nach der Pensionierung dieses Beamten.

Wochen, Monate und Jahre flogen an mir vorbei. Der Jahreswechsel findet hierzulande immer pünktlich statt. Im Frühling bekommen die Bäume neue grüne Blätter. Sie tanzen in der vorbeiziehenden Brise. Mit der Ankunft des Herbstes verlieren die Bäume die Blätter und stehen da, die nackten Ästen und Zweigen zum Himmel erhoben. Warten sie auf die Sonne? Dann kommt der Schnee und verwandelt die ganze Landschaft in eine randlose weiße Decke. Die Bäume erwarten sehnsüchtig den Frühling.

Ich wartete mit der Hoffnung, dass auch in meinem Leben eines Tages der Frühling ausbrechen wird. Eines Tages sagte uns der Mann einer Arbeitskollegin meiner Frau, dass es leicht ist, die Arbeitserlaubnis zu bekommen, wenn ich eine Arbeitsstelle im Raum Mettmann bekäme. Durch seine Vermittlung bekam ich schließlich eine Stelle als Arbeiter bei der Firma Georg Fischer, einer Gießerei. Mir war nach jahrelanger Arbeitslosigkeit, die bereits meine Nerven zu strapazieren begonnen hatte, jede Arbeit willkommen!

Ich hatte bis dahin keine Fabrik von innen gesehen. So brachte mich der erste Arbeitstag in eine total unbekannte, geheimnisvolle Welt. Überall war Staub und unangenehmer Geruch, die Maschinen erzeugten ständig ohrenbetäubenden Lärm, die Gabelstapler fuhren ohne Unterbrechung hin und her, und durch den dicken Staub kam ein scheußliches gelbes Licht, in dem Menschen sich in blauen Uniformen bewegten.

Diese Welt innerhalb der Fabrik war für mich etwas völlig Neues. Die harte Arbeit in der Fabrik leisteten meistens Menschen aus der Türkei, Portugal, Jugoslawien, Marokko, Tunesien usw. Die Deutschen arbeiteten in Büros oder erledigten solche Aufgaben, die keinen harten körperlichen Einsatz verlangten. Wenn sie mit den ausländischen Kollegen sprachen, benutzten die Deutschen ein vereinfachtes Deutsch, verbunden mit eigenartiger Mimik und Gestik. Sie dachten, so hatte ich den Eindruck, nur wenn sie so sprechen, werden die Ausländer sie verstehen. Ja, es stimmt, einige Ausländer hatten große Sprachprobleme, aber die Frage ist, ob es unbedingt notwendig war, mit allen ausländischen Arbeitnehmern so zu sprechen.

So begann ich, meinen Lebensunterhalt in Deutschland durch harte Arbeit in einer schmutzigen Arbeitsumgebung zu verdienen. Das war eine Zeit, in der ich mich körperlich wie geistig sehr niedergeschlagen fühlte. Sehr oft spielte ich mit dem Gedanken, diese Stelle aufzugeben und nach Brunei zurückzukehren. Aber der Gedanke, dass für den Zusammenhalt der Familie dieses Opfer meinerseits unbedingt erforderlich ist, hielt mich zurück. Am empfindlichsten traf mich die Gleichgültigkeit meiner Vorarbeiter oder Meister mir gegenüber. Vielleicht dachten sie: Was weiß dieser Herr schon, der aus dem Land der heiligen Kühe kommt? Nur zu der niedrigsten Art von Arbeit ist er fähig.

Es war ein türkischer Arbeitskollege, der meine hilflose Situation verstand und mir mit einem guten Rat half. Ich handelte danach, kaufte eine Flasche Mariacron und schenkte sie meinem Vorarbeiter. Dann wurde ich endlich von der Schmutzarbeit befreit. Es war nicht gerne gesehen, dass ein normaler Arbeitnehmer mit dem Abteilungsleiter spricht, auch wenn er hierzu die notwendige Sprachkenntnis besaß. Mit dem Vorarbeiter sprach ich oft über die Möglichkeit einer besseren Stelle, aber ohne Erfolg. Schließlich sammelte ich den notwendigen Mut und sprach mit dem Abteilungsleiter über mein Anliegen. Ich bat ihn um eine bessere Tätigkeit aufgrund meiner Qualifikation und Sprachkenntnis. Daraufhin versetzte er mich innerhalb von sechs Monaten an eine Stelle, die wesentlich weniger körperliche Anstrengung abverlangte und auch geistig anregender war. Die meisten Arbeitnehmer in diesem Bereich waren Deutsche. Aber Gleichgültigkeit gegenüber ausländischen Arbeitnehmern war hier auch nicht zu übersehen. Wenn die deutschen Kollegen erfuhren, dass ich aus Indien stammte, fragten sie mich immer zuerst nach den heiligen Kühen. Wenn es in Indien so viele hungernde Menschen gibt, warum schlachtet ihr die Kühe nicht?, fragten mich viele. Die nächste Frage war: Warum tragen die indischen Frauen einen roten Punkt auf der Stirn? Weitere Fragen: Warum gibt es in Indien so

viele Slums und Ochsenkarren? Warum ist Indien so schmutzig? usw.

So arbeitete ich jahrelang, ohne der Gleichgültigkeit oder den verletzenden Bemerkungen der Kollegen große Beachtung zu schenken. Langsam wurden all diejenigen, die mich mit Zurückhaltung, ja mit Befremden betrachteten, meine Kneipenfreunde. Mit der Zeit haben viele von ihnen die Erkenntnis gewonnen, dass auch die Inder gute Kollegen sein können, dass Indien kein so schlechtes Land ist und dass Inder genauso leistungsfähig sein können wie Deutsche.

Heute findet das Bildungsniveau Indiens überall in der Welt Anerkennung. Länder der „Ersten Welt“ konkurrieren darum, junge Fachleute aus Indien anzuwerben. Auch aus Deutschland sind viele Klischeevorstellungen Indiens gegenüber verschwunden. Bis vor kurzem waren die deutschen Medien voll von Bildern mit armen Menschen, heiligen Kühen und Slums, wenn es um Indien ging. Heute sind sie durch Bilder von Computerzentren, modernen Industrieanlagen usw. ersetzt. Die Medien befassen sich mit einem Indien, das schnell große Fortschritte macht.

Was ich schätze und was ich nicht bejahe

Was lerne ich von Deutschland? Was schätze ich an den Deutschen? Nennen möchte ich den großen Fleiß der Deutschen, ihre Aufrichtigkeit in Bezug auf die Arbeit, ihre aus Pflichtbewusstsein entstandene Pünktlichkeit und ihre Liebe zum eigenen Land.

Für mich war es ein Wunder, dass die Printmedien hier auf ihren Titelseiten Diskussionen darüber führen, was eine Stunde Streik die Nation kosten wird. Ich finde es großartig, dass die Arbeitsgeber und die verantwortungsbewussten Gewerkschaftsführer sich zusammensetzen und eine vernünftige Lohn- und Gehaltserhöhung vereinbaren. Damit vermeiden sie aufwändige Arbeitskämpfe. Ich bewundere auch viele patriotisch-gesinnte und dem Volk dienende Politiker verschiedener Parteien, die für die ganze Welt ein Vorbild sein können. Nach meiner Meinung hat Deutschland die besten Autobahnen in der Welt, die besten Brücken, die effektivsten Verkehrsregel und vor allem die verantwortungsvollsten Verkehrsteilnehmer, die sich strikt an die Regeln halten.

Hat nicht Deutschland mit Goethe, Schiller, Hesse und Grass der Welt einige der besten Schriftsteller geschenkt? Ich bewundere die Sorgfalt, mit der die Deutschen ihre wunderschönen alten Schlösser, Paläste und Stadtteile in ihrer Urform wieder herstellen und bewahren. Ich habe großen Respekt für das deutsche Volk, das nach Hitlers Gewaltherrschaft Deutschland aus Schutt und Asche zu einer führenden Wirtschaftsmacht der Welt machte. Für mich bleibt dies ein Wunder der Geschichte.

Trotzdem fällt es mir schwer, einige der Eigenschaften und Lebensauffassungen zu verstehen und zu bejahen. Die Mehrheit der Deutschen schätzt die „Arbeit“ über alles und widmet ihr die ganze Zeit. Folglich finden diese

Menschen kaum Zeit für die Familie, was oft zu deren Zerrüttung führt. Das ganze Jahr leisten die Deutschen Knochenarbeit, um zweimal im Jahr in der Sonne, meist im Ausland, Urlaub zu machen und dabei bis zum Gehnichts-mehr Alkohol zu trinken. Ich verstehe die Gründe nicht, warum die Deutschen so große Angst davor haben, Kinder zu bekommen und eine Familie zu gründen. Manche Menschen hier lieben die Tiere mehr als die Kinder. Die Mentalität, die dahinter steckt, ist für mich schwer zu begreifen. Die Tatsache, dass Deutschland nur mit Kindern seine Zukunft sichern kann, vergisst man hier sehr schnell. Nach mir die Sintflut, scheint die Devise bei manchen zu sein.

Vielleicht liegt es daran, dass ich ein religiöser Mensch bin, dass ich die Legalisierung der Homosexuellen-Ehe in diesem Land und dahinter steckende liberale Auffassungen nicht für gut halte. Es schmerzt mich sehr, wenn ich viele Ehen kaputt gehen sehe und mir darüber Gedanken mache, wie viele kleine Kinder wegen zerrütteter Ehen leiden. Ich habe manchmal den Eindruck, dass viele Menschen hierzulande damit beschäftigt sind, ihre Häuser bzw. Wohnungen sauber und schön zu halten, anstatt ihr Leben nach bestimmten Werten und Grundprinzipien zu führen. Ich bin nicht dagegen, dass man sich um ein eigenes Haus kümmert, aber der große Eifer, mit dem die Deutschen aus dem eigenen Haus eine museumsartige Einrichtung macht, verblüfft mich sehr.

Ich glaube nicht, dass es ein anderes Land auf der Erde gibt, das für Krankheitsprävention und Gesundheitserhaltung so viel Geld ausgibt wie Deutschland. Es gibt viele Deutsche, die aus Gewohnheit Tabletten schlucken, mit oder ohne Bedarf. Woher kommen Begriffe wie Pillenfresser und Putzteufel, frage ich mich manchmal.

Obwohl die große Mehrheit der Deutschen die hier lebenden Ausländer als Teil dieser Gesellschaft anerkennt, gibt es (insbesondere in Ost-Deutschland) immer noch eine nicht unbeträchtliche Anzahl rechtsgesinnter Deutscher, die Ausländer ablehnen und sie immer wieder angreifen. Man liest und sieht Entsprechendes oft in den Medien. Obwohl die Politiker dies als Untaten einer kleinen Anzahl von Neonazis verharmlosen, ist es eine Tatsache, dass ein beträchtlicher Prozentsatz der Bevölkerung in Ost-Deutschland die Ausschreitungen der Neonazis zumindest indirekt unterstützt. Ich habe große Angst vor diesen Menschen, die solche Ausschreitungen gegen Ausländer gut heißen und nichts dagegen unternehmen.

Bin ich zufrieden als Migrant in Deutschland? Ja und nein. Ohne Zweifel kann ich heute ohne Sorge und Existenzangst leben. Dies ist möglich geworden, nur weil ich in Deutschland lebe und einer Tätigkeit mit regulärem Einkommen nachgehe. Wenn einer jeden Monat ein gutes Gehalt bekommt, kann er damit ein Auto kaufen, ein Haus bauen und im Wohlstand leben. Finanziell habe ich hier ein gesichertes Leben. Wenn mein Berufsleben zu Ende geht, bekomme ich eine Rente. Wenn das Einkommen aus der Rente nicht ausreicht, bekomme ich staatliche Unterstützung. Das soziale Netz gibt den Menschen existentielle Sicherheit.

Persönlich halte ich es für einen großen Gewinn, dass ich die deutsche Sprache lernen und dadurch die deutsche Kultur und Literatur verstehen und tiefer kennen lernen konnte. Dies gilt auch für Kultur und Literatur anderer europäischer Länder. Ich freue mich sehr, dass ich in ein Land ausgewandert bin, wo alles sauber und pünktlich verläuft und wo Frieden herrscht.

Das Bild eines grünen Dorfes

Trotzdem blinkt in mir irgendwo das Bild eines grünen Dorfes. Der Ort, in dem ich geboren bin, die Schule, in der ich Lesen und Schreiben gelernt habe, die Kirche, in die ich fast täglich zur Messe ging – alle diese Bilder bleiben immer noch in meiner Erinnerung wach. Als ich nach Deutschland kam, war meine Hauptmotivation, etwas Geld zu verdienen und mit dem ersparten Geld zurück nach Indien zu gehen. Aber in Windeseile sind die Jahre vergangen. Das ersehnte Leben in der Heimat bleibt immer noch ein Traum. Wie die meisten meiner Altersgenossen hier, kann ich nicht meine Kinder, die hier geboren und aufgewachsen sind, verlassen und nach Indien zurückkehren. So bleibe ich hier und finde Zufriedenheit darin, an mein grünes Heimatdorf zu denken und zu träumen.

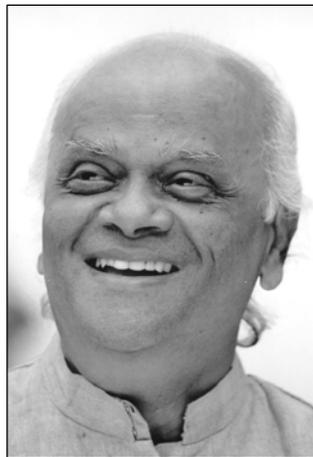
Wo soll ich den Rest meines Lebens verbringen? So lang ich ohne fremde Hilfe leben kann, möchte ich im eigenen Haus hier wohnen. Was wird passieren, wenn die Lebenspartnerin nicht mehr am Leben ist? Obwohl wir unsere Kinder mit großer Liebe aufgezogen haben, stelle ich mir manchmal die Frage: Was werden sie tun, wenn wir alt werden? Da sie mit Beruf und eigener Familie belastet sind und kaum Zeit für die Eltern finden werden, werden sie mich/uns vielleicht in einem Altenheim unterbringen. Wenn dies passieren sollte, muss ich den Rest meines Lebens in einem einsamen Zimmer des Altenheimes verbringen. Dann werde ich, wie alle anderen, vor dem Fenster meines Zimmers stehen, den Vorhang zur Seite schieben, den Blick suchend nach draußen richten und auf den Sohn oder die Tochter warten, der oder die mit eigenem Wagen herbei fährt, um mich zu besuchen. Oder werde ich meinen Lebensabend mit Kindern und Enkeln in Ruhe und Zufriedenheit im eigenen Haus verbringen?

Die Alternative dazu ist es, die letzten Jahre des Lebens in meinem Heimatdorf zu verbringen. Dort kann ich in meinem eigenen Haus wohnen, täglich früh morgens in die Kirche gehen, abends auf dem Hof vor der Kirche mit den Gleichaltrigen aus dem Dorf sitzen und plaudern, Geschichten erzählen usw. Manchmal bin ich von der Sehnsucht überwältigt, als alter Mann vor meinem Haus in der Heimat zu sitzen, wo der Wind vom Arabischen Meer, der den Geruch von Pfeffer und Kardamom-Pflanzen mit sich bringt, über die Palmbblätter wehend zu mir kommt. Aber eine Entscheidung muss noch getroffen werden. Wann?

(Aus dem Malayalam übertragen von Jose Punnamparambil)

A. R. Sequeira-Prabhu

Wider den Eurozentrismus



A. R. Sequeira-Prabhu, geboren 1937 in Bombay. Ankunft in Deutschland: 1965. Hat in Indien Master of Arts (M. A. 1961) und in Deutschland Philosophie, Indologie und Theologie studiert. Promotion in Religionsphilosophie an der Universität München (1970). Ausgeübter Beruf: Dozent für Kulturwissenschaft und Religionsphilosophie. Seit einigen Jahren im Ruhestand.

Wichtige Veröffentlichungen:

- 1) Klassische indische Tanzkunst und christliche Verkündigung. Eine vergleichende religionsgeschichtlich-religionsphilosophische Studie. Herder Verlag, Freiburg 1978 (Dissertation, Universität München, 1970)
- 2) Spielende Liturgie. Bewegung neben Wort und Ton im Gottesdienst am Beispiel des Vaterunsers. Herder Verlag, Freiburg 1977 (Veröffentlichungen der Stiftung Oration Dominica)
- 3) Gandhi für Christen. Eine Herausforderung. Herder Verlag, Freiburg 1987

4) Die Philosophien Indiens, einFACH-verlag, Aachen 1996

Mitgliedschaft in Vereinen/ehrenamtliche Tätigkeiten:

Lehrauftrag für Indische Philosophie an der Universität Köln (seit 1998);

Gründung eines Philosophischen Gesprächskreises „Darshana“ (Sanskrit für: *Anschaung, philosophisches System*), Aachen 1997.

Auf Vorschlag des Indischen Kulturattachees (Berlin) Gründung, durch meine Hörer in Köln, einer Gesellschaft für indische Philosophie namens „Satyakama“ (Sanskrit für: *Liebe zur Wahrheit*)

Anfänge

Als ich im Jahr 1956 (ich war 19 Jahre alt) die Rolle von *Mara* in dem Bühnenstück „Das Licht Asiens“ von Edwin Arnold in Neu-Delhi spielte, konnte ich nicht ahnen, dass ich den Höhepunkt meiner künstlerischen Tätigkeit 49 Jahre später beim Weltjugendtag 2005 in Deutschland erleben würde. Anlass des ersten Auftritts waren die offiziellen Feierlichkeiten zum 2500. Jahrestag des „Mahaparinirvana“ von Gautama Siddhartha Sakyamuni, genannt Buddha. Das Stück handelt vom Leben Buddhas.

Meine Auseinandersetzung mit der kulturellen Vielfalt Indiens setzte sich auch am St. Xavier's College in Mumbai fort, wo ich einerseits für Volkswirtschaft eingeschrieben war, mich andererseits aber auch intensiv mit indischer Religion, Kunst und Philosophie beschäftigte. Als mir der Universitätsgrad „Master of Arts“ im Jahr 1961 an der Universität Bombay verliehen wurde, wollte ich zunächst Manager einer bekannten Firma werden. Das habe ich auch geschafft. Nun erfuhr man in Bombay, dass Papst Paul VI. die Absicht hatte, Bombay im Jahr 1964 zu besuchen. Der Anlass: ein Eucharistischer Weltkongress sollte stattfinden. Ein deutscher Missionar bekam den Auftrag, ein biblisches Weihespiel zu organisieren. Für seine „Ballettkommission“ suchte er einen geschäftsführenden Sekretär und wurde auf mich aufmerksam. (Ich war einer der wenigen indischen Christen, die um ein echtes indisches Christentum bemüht waren. Während meiner Studentenjahre hatte ich eine umfangreiche künstlerische Ausbildung absolviert). Dafür musste ich meinen Beruf wechseln: Ich wurde Dozent für Volkswirtschaft an einer Hochschule (College) in Bombay.

Das biblische Weihespiel fand im Dezember 1964 statt. Der Papst war offensichtlich begeistert – Frau Indira Gandhi, damals Bundesministerin für Information und Rundfunkwesen, vermutlich auch. Es gab vier Aufführungen im Brabourne-Stadion. Die jeweilige Besucherzahl betrug ca. 60.000. Ich unterrichtete weiter an dem eben erwähnten College. Einige Wochen später erreichte uns eine Einladung nach Wien, an einem Marienkongress teilzunehmen. Meinen Studenten versicherte ich, ich würde in drei Monaten zurück sein und meine Vorlesungen über die Funktionsweisen von Volkswirtschaft fortsetzen. Es kam aber anders.

Geistige Wende und Emanzipation

Wegen des Ausbruchs des indisch-pakistanischen Kriegs im September 1965 konnten wir nicht rechtzeitig in Wien ankommen. Der Missionsorden, der unser Sponsor war, wollte unbedingt die Gelegenheit nutzen und organisierte eine Europatournee mit Gastspielen in Westdeutschland, der Schweiz, Österreich und Belgien. Ich musste zustimmen und verlor meine Stelle am College in Bombay, denn die Tournee dauerte über ein Jahr. Im Nachhinein muss ich feststellen: Das war ein Glücksjahr für mich. Nach wenigen Mona-

ten reichten meine Kenntnisse der deutschen Sprache aus, um eine neue geistige Welt zu entdecken. Dies geschah in erster Linie durch die Gastfreundschaft vieler Familien – einen Sprachkurs habe ich nie absolviert. Durch sie wurde ich auf meine philosophischen und wissenschaftlichen Talente aufmerksam gemacht.

Nachdem meine Künstlergruppe Europa 1965 verlassen hatte, kam ich ins Gespräch mit einigen Theologen in München. Der bereits emeritierte Religionshistoriker Friedrich Heiler sagte zu mir: „Für eine Promotion käme nur Karl Rahner für Sie in Frage.“ Der wissenschaftliche Assistent von Professor Rahner, Dr. Karl Lehmann, hatte kaum Zeit für ein Gespräch. Ich bat ihn um fünf Minuten. Mein Anliegen schien ihm so interessant, dass das Gespräch eine Stunde dauerte. Am Ende sagte er: „Ich glaube, Pater Rahner würde Sie als Doktorand annehmen.“

Da begann meine geistige Emanzipation an der Universität München. Ich studierte Philosophie, Indologie und auch Theologie. Ich schrieb eine Dissertation über den Ausdruck von religiösen Ideen durch die klassische indische Tanzkunst. Bei meiner Promotion im Februar 1970 erhielt ich die Auszeichnung „Summa cum laude“.

Meine geistige Wende setzte sich zunächst bei einer Vortragstournee in den Vereinigten Staaten fort, die etwa ein Jahr dauerte. Nun hatte ich den Überblick. Ich habe dann beschlossen, mein Glück in den Niederlanden zu suchen, denn ich bekam eine Gastdozentur für Östliche Religionen und Liturgischen Ausdruck an der Hochschule für Theologie in Heerlen.

Ende 1971 heiratete ich. Meine deutsche Frau hatte ich an der Universität München getroffen.

Entfaltung und Erfüllung

Während der Jahre meiner Dozentur in Heerlen (1969-72) entwickelte ich gleichzeitig eine intensive praktische sowie wissenschaftliche Tätigkeit auf folgenden Gebieten: 1. Dialog der Religionen, 2. Kreative Erneuerung der christlichen Liturgie und 3. Kulturwissenschaftliche Erforschung der indischen Kultur sowie des Dialogs der Kulturen.

1. Durch meinen wissenschaftlich-künstlerischen Ansatz war ich bald ein gefragter Partner für den Dialog zwischen Christentum und indischen Religionen (Hinduismus, Buddhismus, Jainismus). Das Informationsdefizit in Westeuropa ist enorm. Es war nicht immer einfach, die vielen Vorurteile und falschen Ansichten, die sich im Laufe der Jahrzehnte angehäuften, abzubauen. Dies fasste ich bald als eine Art „Berufung“ auf.

2. Auch meine Erfahrung mit christlichen Kirchen in Indien half mir, einen Beitrag zu der kreativen Erneuerung der christlichen Liturgien zu leisten. Dieser Beitrag hat in erster Linie mit der Bewegungsdimension des liturgischen Ausdrucks zu tun (unsachlicher Weise nannte man diese Dimension „Tanz“!). Nach einem Auftritt auf dem Kirchentag in Düsseldorf 1973,

wo ich die Relevanz der Bewegungsdimension für den Glaubensvollzug zeigen konnte, schrieb ich ein Werk über „Spielende Liturgie“. Dieses Werk sowie meine Dissertation wurden in den Jahren 1977 und 1978 durch den Herder Verlag veröffentlicht.

3. Bereits während meiner Studentenjahre an der Universität München wurde ich immer wieder von den unterschiedlichsten Kreisen eingeladen, über die vielen Facetten der indischen Kultur zu referieren. Bald entdeckte ich, wie „eurozentrisch“ mein Publikum eingestellt war. Einerseits hatten viele Deutsche ein verzerrtes Bild von Indien, andererseits musste ich immer wieder mein eigenes Europabild, geprägt von den Engländern und dem Zweiten Weltkrieg, revidieren. Es war notwendig für mich, eine vergleichende kulturwissenschaftliche Methode zu entwickeln, um den Dialog der Kulturen zu fördern. Dies wurde mir ermöglicht, als mir 1977 die Stelle eines Kulturwissenschaftlers an der Hochschule für Theater in Maastricht angeboten wurde. Bis in die neunziger Jahre habe ich diese kulturwissenschaftliche Tätigkeit ausgeübt.

In dieser Periode habe ich zwei Werke vorgelegt. Zunächst schrieb ich 1987 auf Einladung des Herder Verlags „Gandhi für Christen“. Im Jahr 1996 folgte ein Buch über „Die Philosophien Indiens“.

Verwirklichung eines Jugendtraums

Bereits in meiner frühesten Jugend träumte ich davon, „Religionsphilosoph“ beziehungsweise schlicht „Philosoph“ zu werden. Ein erster Schritt war meine Promotion in Religionsphilosophie in München. Erst nach meiner Frühpensionierung Ende der neunziger Jahre konnte ich mich dem ganzen Spektrum der indischen Philosophien widmen. Das erste Exemplar meines Buches „Die Philosophien Indiens“ wurde mir durch einen Aachener Verlag bei der Frankfurter Buchmesse 1996 präsentiert.

Meine Vortragstätigkeit danach führte dazu, dass ich 1998 einen ehrenamtlichen Auftrag für indische Philosophie an der Universität Köln bekam. In Aachen entstand im Jahr 1997 ein Philosophischer Gesprächskreis, den wir „Darshana“ (*Anschauung, philosophisches System* auf Sanskrit) nannten. Auf Vorschlag des Indischen Kulturattachees Berlin gründeten meine Hörer im Jahr 2003 eine Gesellschaft für indische Philosophie namens „Satyakama“ (*Liebe zur Wahrheit* auf Sanskrit).

Wie es weitergeht, weiß ich nicht. Mir fällt ein Mantra ein:

*Aus dem Nichtseienden führe mich zum Seienden.
Aus der Finsternis führe mich zum Lichte.
Aus dem Tode führe mich zur Unsterblichkeit.*

(*Brihadaranyaka-Upanishad, 1, 3, 28*)

Glossar

Mahaparinirvana: Begriff im Buddhismus für den endgültigen Abschied des erwachten Buddhas aus dem irdischen Leben.

Mantra: Gebetspruch, der den meditativen Selbstvollzug ermöglichen soll.

Mara: In der buddhistischen Überlieferung Personifizierung des Bösen, etymologisch auch: der Tod. Nach der Legende soll Mara mit weltlichen Mitteln versucht haben, den meditierenden Siddhartha kurz vor seiner Erleuchtung bzw. seinem Erwachen abzulenken.

Jaya Thennattil
Wie Joseph in Ägypten



Jaya Thennattil, geboren 1952 in Palai, Kerala. Ankunft in Deutschland: 1973. Wurde in Deutschland als Krankenpflegerin und Medizinische Technische Assistentin (MTA) ausgebildet. In diesen Berufen arbeitet sie seit 35 Jahren. Schw. Thennattil ist Ordensschwester und wohnt in Solingen.

Kind strenggläubiger Katholiken

Mein Name ist Schwester Jaya Thennattil M.S.M.I., und ich lebe seit 34 Jahren in Deutschland, in Solingen. Ich gehöre dem Orden der „Missions-schwestern von der unbefleckten Empfängnis Mariä“ an. Dieser wurde 1962 von einem Diözesanpriester namens C. J. Varkey in Kulathuvayal im indischen Bundesstaat Kerala gegründet.

Ich wurde am 14. Oktober 1952 in Palai, Kerala, als zweite Tochter von Augustine und Theresia Thennattil geboren. Ich habe noch vier Brüder und zwei Schwestern. Meine Brüder sind verheiratet und arbeiten in der Landwirtschaft. Wir drei Mädchen traten dem oben genannten Orden bei. Vor drei Jahren starb meine jüngste Schwester im Alter von 46 Jahren an einem Gehirntumor. 1985 starb mein Vater und 2000 meine Mutter.

Meine Eltern waren strenggläubige Katholiken. Sie nahmen uns Kinder täglich zur Heiligen Messe mit, bevor wir zur Schule gingen, manchmal auch während der Schulzeit, da die Schule nicht sehr weit von zu Hause weg war. Das Abendgebet war auch selbstverständlich und dauerte mindestens 45 Minuten. Mein Vater wollte in jungen Jahren wie viele andere nach Malabar auswandern, es klappte aber nie. Meine ältere Schwester trat im September 1962 in Malabar in den neu gegründeten Orden ein.

Im Juli 1964 legte sie dort ihr Gelübde ab und wurde dort eingekleidet. Das bot später Anlass, ihr nachzufolgen. 1965 zog meine Familie nach Wayanad, Mananthavady. Ich zog ein Jahr später nach. In Mananthavady machte ich meine Hochschulausbildung. Schon als kleines Kind hatte ich mir gewünscht, ins Kloster zu gehen und Schwester zu werden.

Nach meinem S.S.L.C.-Examen schickte ich dann eine Bewerbung an die Generaloberin nach Kulathuvayal. Meine Schwester war ja schon dort, aber ich verriet ihr nichts von der Bewerbung, falls es nicht funktionieren sollte.

Gott sei Dank bekam ich eine positive Antwort. Nun bestand aber das Problem, wie ich es meiner Familie mitteilen sollte. Meine Schwester hatte inzwischen durch die Generaloberin von meiner Bewerbung erfahren. Deshalb habe ich von ihrer Hilfe Gebrauch gemacht und es mit ihr gemeinsam meinen Angehörigen erzählt. Es herrschte keine große Begeisterung, aber auch keine völlige Ablehnung. Meine älteste Schwägerin und mein Bruder waren dagegen. Sie sagten: „Es ist doch schon eine Schwester im Kloster, warum willst du auch noch gehen?“ Letztendlich trat ich 1969 ins Kloster ein; im April 1972 wurde ich eingekleidet und legte mein Gelübde ab. Meine Freude war doppelt groß, da zur gleichen Zeit unser Ordensgründer sein Silbernes Priesterjubiläum feierte.

Damals wurden wir nach der Einkleidung zur Ausbildung oder zum Studium geschickt. Ich hatte keinen besonderen Wunsch, außer den Menschen zu dienen. Dafür war ich dankbar und es machte mich glücklich. Aber am Ende unserer Noviziatszeit hatte man schon geplant, mich mit einigen anderen nach Deutschland zu schicken. Davon hatte ich weder etwas gewusst noch gehaut.

Da unser Orden so jung war, gab es mehr als genug finanzielle Schwierigkeiten mit der Versorgung unserer Schwestern. Das war einer der Gründe dafür, dass wir nach Deutschland gehen sollten. Was unser Stifter aufreiben konnte, was wir vom Ortsbischof bekamen, unsere Aussteuer und die Spenden reichten nicht für die täglichen Ausgaben aus. Jährlich wurde durchschnittlich 20 Kandidatinnen aufgenommen. Der Orden musste für alles sorgen: Niederlassungen bauen, Unterkunft, Verpflegung, Ausbildung, Krankenpflege und so weiter. Damals war ein Priester, ein Pfarrkind der Pfarrei, in der unser Mutterhaus steht und in der unser Stifter Pfarrer war, in Rom. Unser Gründer hatte ihn zum Priesterseminar geschickt. Er hatte Kontakt zu den indischen Laienschwestern, die in Solingen in der St. Lukas-Klinik tätig waren. So wurden Gespräche mit der Krankenhausverwaltung geführt, und wir bekamen die Einladung, dort in der Krankenpflege zu arbeiten.

Wie Joseph, der nach Ägypten geführt wurde

Die ersten vier Schwestern wurden im März 1972 nach Deutschland geschickt. Der Lohn ihrer Arbeitszeit war unser Lebensunterhalt und ein wichtiger Beitrag zur Unterstützung unserer Gemeinschaft in Indien. Einmal sagte unsere damalige Generaloberin zum Ordensgründer Pfr. C. J. Varkey: „Wir sind wie Joseph, der nach Ägypten geschickt wurde, damit seine Brüder leben konnten.“ Ja, es war Gottes Vorsehung für unseren Orden. Wir hatten damals nur Briefkontakt, im Notfall konnte man ein Telegramm senden.

Im August 1973 kamen dann wir fünf Schwestern nach Deutschland. Jede Einzelheit schrieben wir nach Indien, und unsere Briefe wurden manchmal wie ein Roman in Gemeinschaft gelesen. Das erste Mal ein Flugzeug zu besteigen war ein großes Glücksgefühl für mich, denn als Kind hatte ich nicht einmal die Möglichkeit gehabt, ein Flugzeug aus der Nähe zu sehen. Wenn wir das Geräusch eines Flugzeugs hörten, waren wir außer Rand und Band. Es kam meistens während des Abendgebetes. Wenn der Vater zufällig nicht zu Hause war, liefen wir schnell hinaus und zählten die Lampen um die Wette. Wenn wir Pech hatten, kam zu dieser Zeit unser Vater zurück, und wir spürten unbemerkt von hinten einen Schmerz wie einen Bienenstich. Dann huschten wir schnell ins Haus. Inzwischen habe ich oft das Glück, von dem ich früher nicht einmal träumen konnte.

Wir waren zusammen mit den Salvatorianerinnen. Sie haben uns wie ihre eigenen Schwestern angenommen. Da schon vier Schwestern von uns da waren, war es für uns etwas leichter. Wir kamen im August, es war Sommerzeit. Deshalb konnten wir die brieflichen Klagen unserer Vorgängerinnen über die Kälte nicht verstehen. Wir haben von der Hitze, die wir fast wie zu Hause empfanden, berichtet.

Zu den Essensschwierigkeiten kamen noch Sprachschwierigkeiten, Kultur-, Mentalitäts- und Altersunterschiede. Da wir grundsätzlich nur

Deutsch sprechen durften, lernten wir relativ schnell die Sprache. Für uns war es hier ein neuer Himmel und eine neue Erde. Obwohl wir zu Hause schon etwas Deutschunterricht gehabt hatten, war es zwar leichter, aber vieles verstanden wir trotzdem nicht. Zur Verständigung brauchten wir Hände und Füße, wie man so schön sagt. Die Schwestern haben viel Geduld mit uns gehabt. Sie waren streng, aber es war gut gemeint. Wenn sie mit uns gar nicht weiter kamen, haben die Oberinnen die indischen Laienschwestern zu Hilfe geholt. Als wir kamen, hatten die Laienschwestern für uns etwas Heimatliches gekocht und herüber gebracht. Es war für uns junge Schwestern manchmal schwer, unser Temperament zu zügeln und geduldig langsam voran zu kommen.

Nach ein paar Wochen wurden wir auf den Stationen als Praktikantinnen eingesetzt. Wir hatten alles im Hause zusammen mit den Schwestern und brauchten deshalb gar nicht nach draußen zu gehen. Nicht einmal in die Pfarrkirche. Jeden Morgen war die Heilige Messe im Hause. Zur Arbeit gingen wir durch den Keller. Außer auf der Station hatten wir keinen Kontakt mit anderen Menschen. Einmal im Monat kam der indische Seelsorger zu Besuch. Er brachte sein Tonband mit, damit wir heimatliche Musik hören konnten. Das Fernsehen haben wir erst hier erlebt. Alles, was wir brauchten (Kleidung, Schuhe ...), wurde von der Oberin besorgt. Vieles davon waren gebrauchte Sachen. Vom Wetter hatten wir nach Hause berichtet, dass es hier keine Blitze, keinen Donner und kein Gewitter gibt. Über Pünktlichkeit, Sauberkeit, Höflichkeit, Verständnis, Geduld und so weiter waren wir sehr begeistert.

Sie hatten uns immer ermutigt, wenn wir Deutsch sprachen. Selbst wenn wir manches falsch sagten, fanden sie es gut, denn so konnte man uns korrigieren. Stresssituationen kannte man damals nicht wie heute oder empfand sie nicht so. Die Menschen waren ruhiger und zufriedener. Es gab keine Streiks, keine Demonstrationen, was wir zu Hause ständig erlebt hatten. Die Kleidung war sehr anständig, den Menschen, denen wir begegneten, konnte man vertrauen.

Das frühe Aufstehen um 5:30 Uhr war für manche von uns sehr schwer, da einige von uns Kreislaufprobleme hatten. Das konnte unsere Oberin nicht verstehen, da wir junge Schwestern waren. Wir mussten doch viel leistungsfähiger sein. Sie kam dann an die Tür, klopfte und weckte zum Gebet. Früh morgens war schon das Morgengebet, Meditation und Heilige Messe, anschließend gemeinsames Frühstück. Dann gingen wir auf die Station. Es war üblich, dass wir immer geteilten Dienst hatten. Alles wurde bei Tisch besprochen. Abendliche „Rekreation“ (Zusammensitzen) kannten sie wohl nicht. Für uns war das von zu Hause aus sehr vertraut und wichtig. Denn da sprach man über alles, was man am Tag erlebt, erlitten, geleistet hat. Es war also richtige Erholungszeit. Das vermissten wir sehr.

Um uns auszutoben, gingen wir manchmal um die Mittagszeit in den Wald. Denn bei Tisch mussten wir laut sprechen, damit alle es mitbekamen, was uns natürlich schwer fiel. Da schwieg man lieber, was dann auch Ärger

bereitete. Wir haben Spaß gemacht, indem wir uns durch Augenzwinkern oder Mimik verständigten und lachten bei Tisch. Aber die deutschen Schwestern verstanden es nicht und fragten nach. Aber den Grund konnte man ihnen nicht erklären. Das führte manchmal auch zu Missverständnissen. Darf man das jugendlichen Leichtsinn nennen?

Sprachliche Missverständnisse gab es viele: Die Oberin betete zum Beispiel immer wieder für die Waisenkinder. Für uns stand weiß für die Europäer und schwarz für die Afrikaner und Asiaten. Deshalb fragte mal eine von uns, warum sie nur für die „Weißenkinder“ betete.

Das Wort „furchtbar“ verstanden wir als „Pushpa“. Wir hatten eine Schwester mit dem Name „Pushpam“. Jedes Mal, wenn wir „furchtbar“ hörten, dachten wir, dass sie wieder was angestellt hatte.

Das erste Weihnachten

Die ersten Schneeflocken, die wie Watte aussahen, konnten wir nicht oft genug ansehen und in die Hände nehmen. Denn von zu Hause kannten wir nur Hagel. Mit normalen Straßenschuhen gingen wir im Schnee. Damals hatten alle Ordensschwestern keine Stiefel an, zumindest habe ich das nie gesehen, und es wurden auch keine gekauft.

Unser erstes Weihnachten war ein besonderes Erlebnis: Überall wurde geschmückt. Es gab viele Weihnachtsgeschenke, vor allem Süßigkeiten, überwiegend Schokolade, was uns nicht sehr begeisterte. Die deutschen Schwestern haben sich riesig gefreut. Da wir nicht gern Schokolade essen, schenkten wir sie weiter, was sie nicht verstehen konnten.

Von zu Hause waren wir an Weihnachten die Mitternachtsmesse gewohnt. Hier feierte man sie abends. Wir warteten voll Spannung auf das Christkind. Das Christkind kam nicht. Eine Figur, die vorher im Altarraum gestanden hatte, stand immer noch regungslos da. Ich dachte, die Mutter Gottes stehe in Geburtswehen. Die Heilige Messe war zu Ende. Ungeduldig fragte ich eine deutsche Schwester, die neben mir kniete, wann das Christkind kommen würde. Da nahm sie mich mit nach vorne und zeigte mir, dass das Kind die ganze Zeit im Schoß der Mutter lag. Es war eine Figur, die die Heilige Familie darstellte. Ehrlich gesagt war ich total enttäuscht. Die Schwester erzählte das den anderen weiter und diese hatten sehr viel Spaß daran.

Auf Station hatte ich auch sehr viel Spaß. Auch mit der Sprache hatte ich Schwierigkeiten. Da ich aber keine Hemmungen hatte, etwas Falsches zu sagen, hat man mir immer geholfen, mich korrigiert und auch ermutigt. Ich habe so manches angestellt. Wir haben viel gelacht, denn die anderen haben sich auch über meine Dummheiten amüsiert.

Für die Patienten waren wir damals etwas ganz Interessantes. Unsere Hautfarbe, unser Lachen und Benehmen, alles fanden sie sehr schön. Im Oktober 1974 wurden wir dann für die Krankenpflegeausbildung zugelassen. Wir hatten einmal in der Woche Deutsch-Privatunterricht. Aber für die

Krankenpflegeschule mussten wir vor dem Examen ein Zeugnis über unsere Deutsch-Sprachkenntnisse vorlegen. So fuhr ich mit anderen Mitschwestern und unserer Lehrerin am 12.1.1976 das erste Mal zur Volkshochschule, um zu zeigen, wie weit wir sind, und zu schauen, ob wir schon so weit sind, um die Prüfung ablegen zu können. Auf dem Rückweg wurde ich am Ohligser Bahnhof beim Überqueren der Straße von einem PKW angefahren. Es war regnerisch und ich war schwarz gekleidet. Er hatte mich gar nicht gesehen. Ich hatte eine offene Unterschenkel-Trümmerfraktur links. Natürlich haben die Passanten Krankenwagen, Polizei und so weiter gerufen.

Als ich in die Klinik kam und man alle benachrichtigte, gab es große Aufregung bei meinen deutschen und indischen Mitschwestern. Denn ich war erst 23 Jahre alt und gerade im zweiten Ausbildungsjahr. Ich wurde noch am selben Tag operiert. Bis dahin war ich Schwestern-Schülerin, jetzt lag ich völlig ausgeliefert im Bett. Es war mir sehr peinlich, mich so völlig von anderen bedienen zu lassen. Leider blieb mir nichts anderes übrig. Wochen vergingen. Die Wunde eiterte. Man wusste nicht mehr, was zu machen war, denn die Lage des Beines war sehr ernst, so dass man mit Amputation rechnen musste. Sechs Wochen lang habe ich noch für die Schule gelernt. Wie ernst die Lage war, war mir nicht bewusst. Es wurde alles vor der Tür besprochen. Ich nahm alles als Willen Gottes einfach an.

Der Winter war sehr kalt. Ich konnte in meinem Zimmer hören, wie die Schwester Oberin und die anderen Schwestern eine Schneeballschlacht machten, einen Schneemann bauten und so weiter. Ich hatte eigentlich sehr starke Schmerzen, aber ich wollte nicht, dass meine Schwestern es mitbekamen, denn sie waren sehr traurig. So habe ich immer kurz vor der Zeit, zu der sie zu mir kamen, meine Schmerztabletten genommen, damit sie es nicht merken. Gott hatte seine Pläne mit mir. Nach etwa sechs Wochen habe ich meine Schulbücher dann zur Seite gelegt, denn mehr als sechs Wochen durfte ich ja in einer dreijährigen Ausbildung nicht fehlen.

Die Amputation wurde mit der Oberin und meinen Schwestern besprochen. Die Oberin hat das völlig abgelehnt und versuchte, mich verlegen zu lassen. Ein Arzt von uns ging damals nach Leverkusen in die Unfallchirurgie. Die Schwester Oberin wollte mich fast gegen den Willen des Chefarztes dorthin verlegen lassen und teilte mir das mit. Ich war gar nicht begeistert, denn wo Leverkusen liegt und wie meine Schwestern mich dort besuchen könnten, konnte ich mir nicht vorstellen. Für mich war jetzt hier mein Zuhause. Da die Oberin dies merkte, fragte sie mich das erste Mal sehr ernst: „Schwester Jaya, wollen Sie Ihr Bein behalten oder nicht?“ Da merkte ich, wie schlimm es um mein Bein stand. Es wurden immer wieder Nekrosen abgetragen, immer wieder bekam ich Spülungen, jede Menge Antibiotika wurden verabreicht, es fand aber keine Besserung statt.

Letztendlich wurde ich nach genau zwölf Wochen nach Leverkusen verlegt. Die Oberin und eine meiner Mitschwestern kamen mit. Sie haben mich dort hergebracht und sind wahrscheinlich mit demselben Krankenwagen zurückgefahren. Ich lag stundenlang im Flur vor der Ambulanz. Jeder

kam, guckte und ging wieder. Bis alles fertig war und ich in mein Zimmer gebracht wurde, dauerte es sechs Stunden. Wie ein Patient sich in einer solchen Situation fühlt, muss man selbst erlebt haben. Man kann sich ja denken, wie einem zumute ist. Für mich war es sehr hart. Kein Anruf und gar nichts. Wenn ich meinen Glauben an Gott nicht hätte, hätte ich das nicht durchstehen können.

Für meine Familie und die Ordensangehörigen in Indien war es sehr schwer, da sie mich weder besuchen noch pflegen konnten, was bei uns zu Hause üblich ist. Ich vermisste die Gemeinschaft und das gemeinsame Gebet. Täglich brachte mir der Krankenhauspfarrer die Heilige Kommunion, was mir Kraft verlieh. Zur Heiligen Messe konnte ich nicht. Es gab damals keine Übertragung über das Fernsehen. Nach neun Monaten hatte der indische Seelsorger mir eine Heilige Messe auf Tonband aufgenommen und geschenkt. Für mich war das eine sehr große Freude.

Meine Mitschwestern besuchten mich zwei- bis dreimal die Woche und brachten mir bei jedem Wind und Wetter Wäsche und alles, mit Bus, Zug und zu Fuß. Die Anrufe waren sehr selten. Meine Landsleute sowie der indische Seelsorger kamen mich ab und zu besuchen. Manchmal brachten sie mir auch indisches Essen mit, was ich hier dankbar erwähnen möchte. Es wurde überall für mich gebetet, für die Wundheilung. Das Ganze dauerte sechs Jahre. Über 25 Operationen wurden durchgeführt. Es war für mich eine besonders schmerz- und gnadenreiche Zeit. Die erste Entlassung war im August 1977.

Meine jüngste Schwester war zu der Zeit Novizin. Sie wurde im Mai 1976 eingekleidet und legte ihr Gelübde ab. Das war für sie und unsere Familie ein großer Freudentag. Durch mein Kranksein waren sie auch sehr traurig. Nur ich konnte ja nicht dabei sein. Ich habe festes Gottvertrauen. Manchmal frage ich mich trotzdem, was Er mit mir vorhat. Denn ich kann es nicht ändern, weiß nicht, was werden soll und wie lange das Ganze noch dauern wird.

Besuch aus Indien

Im August 1979 kam unser Ordensgründer Pfarrer C. J. Varkey das erste Mal zu Besuch. Für uns war es eine sehr große Freude. Er rief mich noch vom Flughafen an und fragte mich, ob ich mit ihm nach Indien fliegen möchte. Ich war sprachlos und konnte es nicht glauben, denn ich lag im Krankenhaus und lief mit zwei Gehstützen. Ich habe es als einen Scherz oder als Vertröstung angenommen. Doch dann kamen Gespräche mit den Ärzten: eine Unterbrechung, ein Heimaturlaub wäre für die Psyche sehr gut. Es wurde an die Krankenversicherung geschrieben, und sie erlaubte sechs Wochen Heimreise. So flog ich mit ihm nach Indien. Große Freude herrschte im Orden und bei den Angehörigen. Als Zweibeinige bin ich nach Deutschland gekommen und als Dreibeinige kam ich zurück. Freudentränen flossen von Eltern, Geschwistern und Ordensangehörigen. Nach zwei Wochen

machte ich Exerziten und legte das ewige Gelübde ab. Es war eine tiefe Überzeugung und Entscheidung. Gott hat mich angenommen so wie ich bin. Es war ein großes Fest. Alle waren sehr gerührt. Viele Freudentränen flossen.

Die Krankenpflegeausbildung war damit für mich beendet. Während meines Aufenthalts im Krankenhaus hat Gott durch mich vielen anderen geholfen in ihrem Leben, ihre Situation besser anzunehmen und zu akzeptieren. Ein Glaubenszeugnis! Mit der Kraft Gottes, durch die Liebe der Gottesmutter Maria konnte ich das Leiden ohne große Klagen ertragen, war fast immer fröhlich, was vielen anscheinend imponierte.

Während der Zeit im Krankenhaus habe ich mich mit Beten, Lesen und Stricken beschäftigt. Dort hat man mir Stricken und Häkeln beigebracht. Dann brachte man mir eine Schreibmaschine und ein Heft mit einer Anleitung. So wurde mein Zimmer ein kleines Büro. Der Krankenhauspfarrer brachte mir seine Predigten, damit ich sie tippen konnte. Die Ärzte und Schwestern waren ausgesprochen nett zu mir. Ich fühlte mich dort wie zu Hause. Obwohl ich im Bett festgenagelt war, habe ich es nicht so empfunden. Die Zeit verging schnell durch die vielen Beschäftigungen. Gott sei Dank!

Im Oktober 1981 begann ich eine Ausbildung zur MTA im Elisabeth-Krankenhaus in Essen. Im Dezember 1983 wurde ich als Vollzeitkraft eingestellt. Aber nach kurzer Zeit spürte ich, dass mein Bein das nicht aushalten konnte. Ich hatte ständig starke Schmerzen. Ich musste den ganzen Tag orthopädische Schuhe tragen, was mir sehr schwer fiel. Anfangs ging es mit den Arbeitskolleginnen ganz gut. Dann fing die Kritik an, dass ich nicht schnell genug arbeite, was durch meine Bewegungseinschränkungen verursacht war. Dann fanden Gespräche statt, wie man die Arbeitszeit reduzieren könnte und wie man mich, wenn es geht, vom Bereitschaftsdienst befreien könnte. Meine Chefin und meine Kolleginnen waren strikt dagegen, weil ich mich bei der Einstellung als vollzeitfähig ausgegeben hatte, was ich auch glaubte und wollte. So wurde das Klima täglich schlechter. Die Stelle zu wechseln, hatte ich keine Möglichkeit. Ständig fand man etwas an mir auszusetzen. Je mehr ich mich konzentrierte, umso mehr Gründe zum Meckern fand man. Mein Fuß fühlte sich in den Schuhen so an, als wenn ich auf ein Nagelbrett treten würde. So fröhlich wie ich eigentlich bin, konnte ich dort nicht sein. Das tat schon sehr weh. Aber meine Schwestern sprachen mir immer Mut zu. Die schlechte Stimmung im Labor war allgemein bekannt. Viele Kolleginnen kamen und gingen. Nur ich bin trotz allem geblieben. Jeden Morgen habe ich alles aufgeopfert, für sie gebetet und bin mit neuem Elan wieder zur Arbeit gegangen. Zwölf Jahre habe ich durchgehalten. Dann kam eine Situation, wo ich sagte: Okay, ich verlasse das Labor. Dann wurde ich als Abteilungsassistentin eingestellt. Die Arbeitszeit betrug drei Stunden pro Tag. Diese Arbeit mache ich immer noch.

Das ist sehr nett und schön. Da habe ich mehr Zeit fürs Gebet. Ich hatte Gelegenheit, bei Charismatischen Exerziten als Übersetzerin zu helfen. Mit unserem Ordensgründer und seinem Team bekam ich Gelegenheit, in Österreich und Deutschland bei den Exerziten durch Übersetzen zu helfen. Es

war ein neuer Weg in meinem Leben. Der Römerbrief Kapitel Acht gab mir sehr viel Kraft. Insbesondere Kapitel 8,28:

„Wir wissen, dass Gott bei denen, die ihn lieben, alles zum Guten führt, bei denen, die nach seinem ewigen Plan berufen sind.“

Mein Leben hat eine neue Perspektive bekommen. Ich durfte mehrmals Pilgergruppen nach Kulathuvayal, Indien, zu Charismatischen Exerzitien begleiten. Mein Bein wurde durch die vielen Fürbitten anderer von der Osteomyelitis, einer Knochenhautentzündung, geheilt. Jeder, der mich kannte und nach langer Zeit wieder sah, fragte immer wieder verwundert, ob ich mein Bein noch habe. Denn es ist wirklich ein Gebetswunder! Die Ärzte konnten es auch nicht fassen. Durch die vielen Umstellungsoperationen muss ich immer orthopädische Schuhe tragen. Ohne die kann ich nicht gehen. Täglich erfahre ich die Liebe und Güte unseres Gottes.

Durch die Krankenhausaufenthalte, Exerzitien, Pilgerfahrten und natürlich die lange Zeit hier im Lande habe ich verschiedene Erfahrungen gemacht und habe viele gute Bekanntschaften. Alle zwei Jahre darf ich nach Indien in den Urlaub. Trotz meiner Bewegungseinschränkung kann ich meine Sachen fast alleine bewältigen. Meine Ordensgemeinschaft sorgt selbstverständlich für mich. Für die indische Gemeinde war ich von 1991 bis 2000 Kinderchorleiterin.

Viele Veränderungen

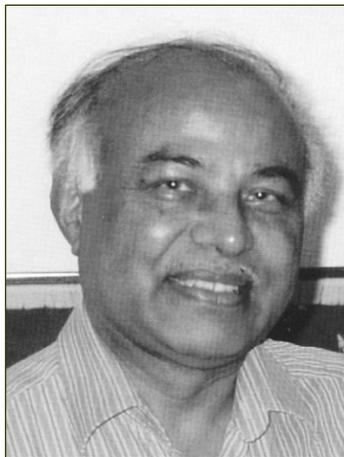
In den letzten zehn bis zwölf Jahren gab es hier sehr viele Veränderungen. Das spürt man immer deutlicher. Aber als Ordensschwester habe ich nicht sehr viel damit zu tun. Trotzdem tut es weh. Man kann nur wünschen und bitten für Deutschland, das so vielen geholfen hat und immer noch hilft, dass seine Kinder eine bessere Zukunft haben. Denn die Unsicherheit über die Zukunft, zunehmende Stresssituationen, zerbrochene Beziehungen, Arbeitslosigkeit, mangelnde Motivation, Kinderlosigkeit nehmen zu, während Geborgenheit, Ruhe, Freude, Frieden, Sicherheit, angefangen bei der Familie bis in die Gesellschaft, dahinschwinden.

Meinen Lebensabend werde ich natürlich zu Hause verbringen, so Gott will. Denn wir nehmen die deutsche Staatsangehörigkeit nicht an. Unser Orden ist verpflichtet, für uns zu sorgen, wenn wir nicht mehr arbeitsfähig sind.

Meine Schlussbemerkung: Alles in allem bin ich glücklich mit meinem privaten und beruflichen Leben. Ein Auf und Ab gibt es überall. Sonst wäre es ja nicht normal. Wer glaubt, dass der Himmel auf Erden ist, der hat in der Geographiestunde nicht gut aufgepasst. Das las ich auf einem Kalenderblatt.

Preiset den Herrn!

Amaresh Gupta
Kultureller Brückenschlag



***Amaresh Gupta**, geboren 1940 in Jhansi, Uttar Pradesh, Indien. Verheiratet, zwei Kinder. Ankunft in Deutschland: 1960. Studium/Berufsausbildung: M. Sc. in Indien und Promotion in Deutschland. Naturwissenschaftler, Festkörperphysiker. Ausgeübter Beruf: Beamter in nachgeordneter Behörde des Verteidigungsministerium. Berufsjahre: 35. Seit 2006 im Ruhestand. Wohnort: Bonn.*

Wichtige Veröffentlichungen: Diverse Beiträge im Rahmen des Studiums/der Promotion an der Bonner Universität sowie der Tätigkeit im Verteidigungsministerium.

Auszeichnung: U. S. Department of Air Force, 1988.

Mitglied in Deutsch-Indische Gesellschaft e.V. und Deutsch-Indisch-Pakistanisches Forum (DIP Forum)

*Die kulturellen Beziehungen zwischen Nationen
bilden die stabilsten Brücken über internationale Grenzen,
die Kriege und Krisenzeiten überlebt haben.*

Ankunft in Deutschland

Geboren in Indien inmitten des Wirbels des Unabhängigkeitskampfes, überlebte ich die koloniale Unterdrückung, Zyklon, Epidemie und Hungersnot, um später an der Universität Bonn zu promovieren. Am 14. Dezember 1960 traf ich in Bonn ein und wurde von einer Vertreterin des *World University Service* empfangen und betreut, um den erforderlichen Meldepflichten der Behörden nachzukommen. Da ich sehr wenig Deutsch verstand, musste ich zuerst an der Universität den Deutschkurs für Ausländer belegen. Der Erwerb der deutschen Sprache stärkte meine Eigenständigkeit und ermöglichte mir die Kommunikation mit den Menschen in Deutschland. Ich konnte Gespräche führen und mich zunehmend in der fremden Gesellschaft zurecht finden.

Anfang der sechziger Jahre befand sich Deutschland noch im Wiederaufbau, dennoch erfuhr ich eine große Gastfreundschaft der Menschen. Mein erstes Weihnachtsfest feierte ich als Gast bei einer fünfköpfigen Familie in Bonn, die mich am ersten Weihnachtstag zum Festessen mit einer Weihnachtsgans einlud. Die Herzlichkeit der Familie führte zu einer Freundschaft über mehrere Jahre. Freunde dieser Familie baten mich häufig zum Nachmittagskaffee und Kuchen. Ich lernte den ältesten Sohn einer Familie kennen, der mich sogar jeden Sonntag zu einer Fahrradtour einlud, wodurch ich die Architektur der Kirchen in der Umgebung Bonns aus den verschiedenen Epochen kennen lernte.

Positive Erlebnisse prägten die Akzeptanz in der Gesellschaft. Nach Indien beschrieb ich meine Eindrücke von Deutschland und den Deutschen als bewundernswert und einfach ergreifend.

Studentenzeit und Studium

Als Doktorand war ich nicht so sehr dem Vorlesungszwang ausgesetzt, aber für mich war es wichtig, die naturwissenschaftlichen Fächer auf Deutsch zu hören und zu verstehen. Da ich mein Studium in Indien in englischer Sprache absolviert hatte, waren nun die deutschen Fachausdrücke vor allem in Physik und Chemie wichtig. Fleißig besuchte ich seinerzeit Vorlesungen und nahm an Praktika teil.

Mein Doktorvater erkrankte an einer unheilbaren Krankheit, und im späteren Stadium musste ich ihn in einer Klinik aufsuchen, da er das Manuskript meiner Doktorarbeit als Bettlektüre bei sich hatte und mir seitenweise die Korrekturen für die Arbeit zurückgab. Diese Korrekturphase meiner Doktorarbeit zog sich über Monate hin, und schließlich verstarb mein Dok-

torvater bevor die endgültige Fassung fertig war. Folglich übernahm ein anderer Professor den formalen Vorgang und akzeptierte meine Doktorarbeit. Unmittelbar danach fand das Rigorosum statt und mir wurde endlich der Dr. rer. nat. Titel zuerkannt.

Berufsleben

Unmittelbar nach der Promotion besuchte ich das *Department of Physics, University of York (UK)*, um mich im Bereich der „Computational Direct Methods“ zu spezialisieren. Danach blieb ich an der Bonner Universität und arbeitete als Assistent und auch im Rahmen von verschiedenen Forschungsvorhaben des Bundesministeriums für Forschung und Technologie (BMFT) und der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), die zu mehreren Veröffentlichungen führten. Während dieser Zeit bemühte ich mich um eine Stelle in Indien, aber ohne Erfolg. Trotz verschiedener Vorstellungsgespräche bekam ich keine Stelle. Demzufolge wurde Deutschland meine Wahlheimat, in der ich eine deutsche Frau heiratete, eine Familie mit zwei Töchtern gründete und schließlich eingebürgert wurde. Ich wurde also ein deutscher Staatsangehöriger! Anfänglich bedauerte ich es sehr, die indische Staatsangehörigkeit abgelegt zu haben.

Im Januar 1980 wechselte ich beruflich zu einer nachgeordneten Behörde des Wirtschaftsministeriums, die im Jahr 1983 dem Verteidigungsministerium zugeordnet wurde. Diese Beschäftigung setzte Sicherheitsüberprüfungen voraus und ich wurde als Dezernatsleiter ins Beamtenverhältnis übernommen.

Während meiner Tätigkeit im Verteidigungsbereich wurde ich für ein Jahr zur „Eglin Air Force Base“ in Florida (USA) abgeordnet, wo ich für meine Forschungsarbeit eine Auszeichnung des „Department of the Air Force“ erhielt. Meine Tätigkeit betraf die Forschung im derzeit aktuellen militärischen Bereich. Meine Familie begleitete mich, und dieser gemeinsame Aufenthalt in Florida war für uns eine wunderbare gemeinsame Erfahrung. Meine Frau absolvierte einen Kurs an der *Troy State University* und die Kinder besuchten die amerikanische Grundschule und lernten Englisch.

Zurück in Deutschland arbeitete ich weiterhin in der Forschung im Bereich der Wehrtechnik. Gleichzeitig wirkte ich als deutscher Sprecher in internationalen Gremien, vor allem beim US-GE Data Exchange Agreements für „energetische Materialien“ und „Umwelttechnologien“. Gemeinsam mit den US-Kollegen wurden innovative Technologien im Bereich des Umweltschutzes entwickelt, die für die Sanierung von Truppenübungsplätzen sowohl in Deutschland als auch in den USA eingesetzt wurden.

Die internationale Zusammenarbeit, vor allem mit den USA im High-tech-Bereich, wurde zuletzt großzügig finanziert. Als ich eigene Entscheidungsbefugnisse hatte, erwog ich eine Erweiterung der beteiligten Nationen, vor allem dachte ich an Indien mit seinen hochqualifizierten Wissenschaft-

lern. Jedoch konnte aufgrund des seinerzeit fehlenden MOU (Memorandum of Understanding) zwischen Deutschland und Indien diese Zusammenarbeit nicht realisiert werden.

Seit Februar 2006 befinde ich mich im Ruhestand und beschäftige mich intensiv mit der Öffentlichkeitsarbeit sowie mit Gesellschaftsfragen und Friedensinitiativen für Südasien.

Kultureller Brückenschlag der Verständigung nach Indien

Bereits in den ersten Monaten meines Aufenthaltes in Deutschland beschäftigten mich Gedanken über einen Beitrag zur Freundschaft zwischen Deutschland und Indien, der ein besseres Verständnis für den Subkontinent bringen sollte. Obwohl die Freundschaft zwischen beiden Ländern eine lange Geschichte hat, präsentieren die deutschen Medien ein einseitig düsteres und verfälschtes Bild in Form eines Mythos des uralten Indiens. Im Indien von gestern wird das heutige Indien zwischen Tradition und Moderne gesucht. Das herrschende Klischee über Indien müsste im Rahmen eines offenen deutsch-indischen Kulturdialogs korrigiert werden. Seit Beginn meines Aufenthaltes in Deutschland habe ich mir die Aufgabe gestellt, für die deutsch-indische Freundschaft zu arbeiten.

Die eigenen kulturellen Wurzeln in Indien in Wechselwirkung mit den Gebräuchen der deutschen Gesellschaft erweckten in mir Neugier einerseits und boten mir andererseits ständig die Chance, in Deutschland das Bewusstsein für die Kultur Indiens zu wecken. Sowohl in Studentenvereinen als auch später in der Deutsch-Indischen Gesellschaft e. V. (DIG) habe ich mich verstärkt für die Völkerverständigung eingesetzt. Während meiner ehrenamtlichen Tätigkeit als erster stellvertretender Vorsitzender im Bundesvorstand der DIG wurde die deutsch-indische Beziehung auf neuen Wegen vertieft und ausgeweitet. Neben der jährlichen Durchführung von Ringveranstaltungen mit indischen Künstlern in Deutschland wurden gezielt gesellschaftspolitische Fragen zur Identität der in Deutschland geborenen indischen Jugend der zweiten Generation angesprochen. Die bundesweite Arbeit der DIG zur Förderung der Völkerverständigung hat mit einem aktiven Gedankenaustausch mit der deutschen Bevölkerung zweifelsohne zur Sonderstellung der Beziehung zwischen Deutschland und Indien beigetragen. Heute ist die deutsch-indische Beziehung selbsttragend, und ich denke, dass ähnlich der Freundschaft zwischen zwei Menschen auch die Freundschaft zwischen zwei Staaten gehegt und gepflegt werden muss.

Gemeinsam mit Freunden aus Indien und Pakistan sowie mit Südasien verbundenen Deutschen habe ich eine Friedensinitiative gegründet, die das Ziel verfolgt, die Völkerverständigung zwischen Indien und Pakistan als wichtige Voraussetzung für den Frieden in Südasien zu fördern: das „Deutsch-Indisch-Pakistanische Forum“ (DIP Forum). Der Friedensprozess zwischen Indien und Pakistan ist noch nicht dauerhaft gefestigt. Deshalb

sind die Partnerstaaten Südasiens in besonderem Maße dazu berufen, den Friedensprozess zwischen den beiden Ländern zu begleiten und zu unterstützen. Veranstaltungen, u. a. eine gemeinsame Feier der Unabhängigkeitstage Indiens und Pakistans, besitzen Signaleffekte zur Freundschaft beider Länder.

Meine Überzeugung von der Notwendigkeit einer internationalen Verständigung hat mich ständig motiviert, im öffentlichen Leben aktiv zu bleiben. Diese Arbeit ist gewiss eine große Herausforderung!

Nirode Kumar Barooah

Nur demokratischen Internationalismus im Kopf



***Nirode Kumar Barooah**, geboren 1937 in Nagaon, Assam, Indien. Verheiratet, zwei Kinder. Ankunft in Deutschland: 1971. Studium: BA; MA; LL.B in Varanasi, Indien; Ph. D. London, Dr. phil. Bonn. Beruf: Historiker, Lehrer und Autor. Berufsjahre: 9 in Indien und 15 in Deutschland. Seit 2002 im Ruhestand. Wohnort: Köln.*

Wichtige Publikationen auf Englisch:

Chatto: The Life and Times of an Indian Anti-Imperialist in Europe, 2004; *David Scott in North-East India*, 1971; *Gopinath Bardoloi, Indian Constitution and Centre-Assam Relations*, 1990; *Gopinath Bardoloi, the Assam Problem and Nehru's Centre* (im Druck); *India and the Official Germany*, 1977.

Wichtige Publikationen auf Assamesisch:

Paschim-Kola (Westkunst), 1995; *Europiyo Mosaic* (Europäisches Mosaik), 1996; *Mohini Kolar Chabi* (A critique on the Communist writers on Assam history), 1997; *2 Volumes of Gopinath Bardoloi's diaries* (Hg.), 2001-2002.

Der Ort, an dem man sich „zu Hause“ fühlt

„Heimat in der Fremde“ ist ein Ausdruck, der jeden von uns, ob Immigrant oder nicht, zum Nachdenken anregt und zu der Frage führt: Was bedeutet Heimat für mich?

Patriotismus in der Art von „my country, right or wrong“ gibt es heute nicht mehr für moderne Menschen in der gegenwärtigen Welt des zunehmenden Internationalismus. Geblieben ist das Konzept „Heimat“, glücklicherweise kein nationalistischer Ausdruck, sondern einer, der zur Kategorie sensibler Emotionen und Gefühle gehört. In diesem Sinne bedeutet ‚Heimat‘ nicht nur: der Ort, an dem man geboren wurde, sondern auch: der Ort, an dem man sich ‚zu Hause‘ fühlt. Als Franz Josef Strauß als Ministerpräsident von Bayern einmal gefragt wurde, was ihm am besten in Bonn gefalle, antwortete der für seine scharfzüngige Rede bekannte Politiker wortgewandt und prompt: „Der Schnellzug nach München.“ Ich erinnere mich auch, wie, als ich nach Deutschland kam, Gustav Heinemann, Präsident der Bundesrepublik Deutschland, einmal im Fernsehen sagte: „Ich liebe nicht den Staat, ich liebe meine Frau.“ Damit drückte er auf seine Weise aus, dass für ihn „Heimat“ seine Frau und Familie bedeutete. Wie für diesen deutschen *Bürgerpräsidenten* bedeutet auch für mich „Heimat“ meine Frau und meine beiden Töchter, mit denen ich mein privates Glück und Leid teile, und sie sind auch meine wichtigste Quelle der Inspiration. In dieser Gruppe von vier Menschen bin ich als Einziger Ausländer, der noch immer die indische Staatsbürgerschaft besitzt, während die anderen drei von Geburt an Deutsche sind.

Das Etikett „Ausländer“ stört mich nicht, wohl aber der Ausdruck „der Fremde“, wenn er einen Ausländer bezeichnen soll. Der Ausdruck „Ausländer“ hat eine selbstreformierende Wirkung auf mich, die mich in meinem Verhalten in der Öffentlichkeit zuweilen ein wenig zurückhaltend sein lässt. Als ich noch ein Kind war, hing im Korridor unseres Hauses ein großes, handgemaltes, gerahmtes Poster mit einigen moralischen Hinweisen, wie sich ein Mensch im Leben verhalten soll, wie z. B.: Du sollst Menschen verzeihen, sollst nicht hinterhältig und undankbar sein usw. Es hing dort jahrelang. Als wir Kinder älter wurden, gefiel es uns nicht, dass das Poster immer noch dort hing, obschon es in schöner Kalligraphie geschrieben war. Doch keiner von uns hat jene goldenen Regeln vergessen, die wahrscheinlich aus den *Upanishaden* stammten. Nicht immer konnte ich alle diese Regeln befolgen, aber ich war mir ihrer immer bewusst und habe auf dieser Grundlage einen persönlichen Verhaltenskodex für mich entwickelt, der mir stets eine gute Hilfe ist.

Patriotismus und eine All-India-Gesinnung – die Ideale, die ich von meinen Vorfahren vermittelt bekommen habe – begleiteten mich lange, obwohl die *All-India*-Gesinnung sehr bald dem Gedanken des Internationalismus gewichen ist. Ich stamme aus einer national gesinnten Familie der Mittelschicht aus Assam, dem Bundesland im äußersten Osten Indiens. Viele Mitglieder meiner Familie, einschließlich meines Vaters, nahmen am indi-

schen nationalen Freiheitskampf teil, schon als sie noch in der Schule oder im College waren. Sie haben auch zum sozialen und literarischen Leben von Assam beigetragen. Als Kind erlebte ich, wie in unserem Haus die aktionsorientierten Programme Gandhis zur Abschaffung der Unberührbarkeit in unserer Stadt geplant und organisiert wurden und wie auch wir Kinder dabei Aufgaben zu erfüllen hatten. Dank dem Einfluss der nationalen Freiheitsbewegung lernte ich von Kindheit an, mit Menschen verschiedener Regionen, Sprachen, Religionen und Kulturen zusammenzuleben. Man darf nicht vergessen, dass Indien selbst ein Land mit einer sehr großen Anzahl von Nationalitäten mit unterschiedlichen Religionen, Sprachen, Kulturen und sozialen Gewohnheiten ist. Als ich zehn Jahre alt war, schickte mich mein Vater nach Jodhpur, ein Ort, einige tausend Kilometer von meinem Zuhause entfernt, um dort bei meinem Onkel zu leben. Vermutlich dachte mein Vater, es sei gut für mich, aus unserer kleinen, unentwickelten Stadt in Assam herauszukommen (heute betrachte ich das als eine unverzeihliche Grausamkeit gegenüber einem Kind).

Nach einem Jahr wurde ich Schüler an der neu gegründeten, von italienischen Missionaren geführten Don-Bosco-Schule in einer anderen Stadt von Assam. Hier lernte ich sehr viele Mitschüler kennen, die von verschiedenen Bergstämmen in und um Assam kamen. Im Gegensatz zu mir waren sie alle Christen. Viele von ihnen wurden meine Freunde. Hier lernte ich die Lehre Christi kennen und feierte mit großer Freude Weihnachten in der Mitternachtsmesse mit. Hätte ich damals die Erfahrungen in der Don-Bosco-Schule nicht gemacht, hätte ich bis heute keine unmittelbare Kenntnis von diesen Angehörigen verschiedener Bergstämmen. Später, als ich zu meiner weiteren Ausbildung an die Universität von Benares ging, wurde meine Anpassungsfähigkeit erweitert. Ich lernte dort Studenten aus allen Teilen Indiens und aus Nepal kennen und schloss viele Freundschaften. Die Nepalesen waren meist Kommunisten. Das war meine erste Begegnung mit dem Kommunismus. Ich traf zum ersten Mal auch ein paar chinesische Studenten, die in unserem Wohnheim lebten.

Im Zeitgeist des Internationalismus

In London, wohin ich 1961 unmittelbar nach meinem Studium in Benares ging, um historische Forschungen zu betreiben, dachte und lebte ich im Zeitgeist des Internationalismus. Wie konnte es auch anders sein. Es war die Zeit des Kalten Krieges, der Aufrüstung, der Apartheid, des Bürgerkrieges in Vietnam, der Popularität von Che Guevara unter den Studenten und der nationalen Freiheitskämpfe in vielen Teilen Afrikas. Ich nahm teil an einigen Programmen der indischen Studentenorganisationen und auch an manchen internationalen Protesten, obwohl ich als Forschungsstudent nicht viel Freizeit hatte. Ich wohnte im Internationalen Studentenheim und hatte dadurch die Möglichkeit, mit Studenten aus verschiedenen Teilen der Welt in Kon-

takt zu kommen. In London wurde mir immer bewusster, dass hinter Gandhis Konzept des *Gram swaraj* (Dorfdemokratie) und seinen verschiedenen anderen, auf Wahrheit basierenden politischen Bewegungen gegen den britischen Imperialismus in Indien das Ziel stand, eine soziale und politische Ordnung zu erreichen, vergleichbar mit dem, was wir heute westliche Demokratie oder Internationalismus nennen, d.h. Wahrung von Freiheit, Demokratie, Säkularismus und fundamentalen Menschenrechten.

Als ich 1971 nach Deutschland kam, war das Land mir nicht fremd. Ich hatte es bereits zweimal, 1962 und 1964/65, besucht, als ich in London studierte. 1962 war ich mit einem indischen Studenten nach Deutschland gekommen und wir hatten verschiedene Städte besucht. Ein Zwischenfall, der sich auf unserer Rückfahrt mit dem Zug nach London ereignete, blieb mir stets in Erinnerung als ein Beispiel dafür, wie freundlich und hilfsbereit Menschen miteinander umgehen können. Wir mussten mit dem Zug von Deutschland aus durch Belgien fahren, um zur Fähre nach England zu kommen. Kurz bevor der Zug von Aachen, der deutschen Grenzstation, nach Belgien abfuhr, kam belgische Polizei zur Visa- und Passkontrolle in unser Abteil. Mit einem Blick auf unsere Pässe erklärten sie, wir könnten nicht weiterfahren, sondern müssten zurück nach Köln fahren, um uns dort beim belgischen Konsulat ein Ausreisevisum zu holen, da wir für Belgien nur ein Einreise-, aber kein Ausreisevisum hätten. Wir argumentierten, wenn dem so sei, so sei das nicht unsere Schuld, sondern die der belgischen Botschaft in London, der ja klar gewesen sein musste, dass wir für unsere Rückfahrt nach London ein Ausreisevisum für Belgien brauchten. Doch unsere Argumente stießen auf taube Ohren bei den belgischen Passkontrollbeamten, die darauf bestanden, dass wir aus dem Zug aussteigen und nach Köln zurückfahren, um das erforderliche Visum vom dortigen belgischen Konsulat zu holen. Keiner von uns beiden Studenten hatte noch Geld übrig für eine Fahrkarte zurück nach Köln, ganz zu schweigen von den Kosten für eine notwendige Übernachtung und die Visagebühr. Wir erklärten unsere Notsituation den Beamten der deutschen Eisenbahnbehörde in Aachen, und diese waren außerordentlich freundlich und verständnisvoll. Sie sorgten nicht nur dafür, dass wir umsonst zurück nach Köln fahren konnten, sondern versicherten uns auch, sie würden dafür sorgen, dass wir umsonst zurück nach Aachen fahren könnten, nachdem wir das Visum in Köln bekommen hatten. In Köln verbrachten wir die schrecklich kalte Nacht im Bahnhofsgebäude, die meiste Zeit stehend oder an die Wand gelehnt. Am Morgen gingen wir dann zu der uns bereits bekannten Jugendherberge, und die Herbergsleute dort gaben uns Coupons für ein kostenloses Frühstück und halfen uns, das belgische Konsulat anzurufen, das an diesem Samstag glücklicherweise für Notfälle geöffnet war. Als wir zum belgischen Konsulat kamen, war das Treppenhaus voller Leute mit ihren Pässen in den Händen. Sie alle hatten das gleiche Problem wie wir, auch sie hatten nur ein Einreise- und kein Ausreisevisum. Wir alle brachten die belgische Behörde dazu, die Visaabteilung zu öffnen, um ihren Fehler wieder gutzumachen. Und so

bekamen wir alle unser Visum für die Rückreise kostenlos. Am Bahnhof erinnerten wir die Bahnbeamten an das uns in Aachen gegebene Versprechen, und wir bekamen problemlos eine Fahrkarte nach Aachen. Bei der Ankunft in der International Students Hall in London erklärte ich begeistert, den erstaunten Blicken der umstehenden Freunde zum Trotz: „Die Deutschen sind ganz wunderbare Menschen!“

Ich hatte eine weitere Möglichkeit, im Winter 1964 nach Deutschland zu kommen, kurz nachdem ich meine Doktorarbeit über moderne indische Geschichte an der Universität London beendet hatte. Ich bekam ein dreimonatiges Forschungsstipendium am neu gegründeten Südasiens-Institut der Universität Heidelberg. Diese kurze Zeit nutzte ich für vorbereitende Recherchen zum Thema Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Indien. Ich traf auch einige Professoren verschiedener Universitäten. In dieser Zeit entwickelte sich eine Freundschaft zu Elisabeth, meiner späteren Frau, die damals Russisch und Englisch am Spracheninstitut der Universität Heidelberg studierte. Mit ihr fuhr ich nach Berlin und sah die Berliner Mauer. Ich überquerte auch die Grenze und verbrachte einen Tag im kommunistischen Ostberlin. Elisabeth war auch ein Opfer der Berliner Mauer und der Teilung des Landes, durch die hunderte deutscher Familien getrennt wurden. Ich las Material über die Geschichte der Berliner Mauer, suchte die Stelle an der Mauer auf, an der Peter Fechter von ostdeutschen Grenzsoldaten erschossen wurde, weil er aus der DDR fliehen wollte, und verfasste darüber Artikel für einige Zeitungen von Assam. Das war 1964 in der Weihnachtszeit. Die Tragik der Berliner Mauer bewegte mich so stark, dass ich nach meiner Rückkehr in meine Pension in Westberlin ein Wasserfarbenbild malte, das ich „Weihnachten unter einem geteilten Himmel“ (Seite 151) nannte, in Anlehnung an den Roman der ostdeutschen Schriftstellerin Christa Wolf, die gerade damals vom SED-Regime der DDR hoch gelobt wurde.

Da ich eine begonnene Arbeit nicht gerne unvollendet liegen lasse, nahm ich Studienurlaub von meinem College der Delhi University, wo ich als Dozent arbeitete, und kehrte 1971 nach Deutschland zurück, um meinen Plan auszuführen, eine Forschungsarbeit über die indisch-deutschen Wirtschaftsbeziehungen vorzulegen. Dieses Mal hatte ich mich durch Deutschunterricht und Prüfungen an den Goethe-Instituten in Pune und New Delhi vorbereitet. Zu meiner Enttäuschung waren die meisten der frühen Dokumente, die für meine Untersuchung von Bedeutung waren und sich im Archiv des Auswärtigen Amtes in Bonn und im Deutschen Zentralarchiv in Potsdam befanden, mit der Hand geschrieben, und noch dazu in der alten deutschen Sütterlin-Schrift. Allmählich kam ich auch damit zurecht und vollendete eine Arbeit über die deutschen offiziellen Beziehungen zu Indien von 1886 bis 1914. Nebenbei promovierte ich, nach meiner Promotion an der University of London, zum zweiten Mal an der Universität Bonn. Da ich meine Forschungen über die nächste Periode der deutsch-indischen Beziehungen (von 1914 bis 1939) fertig stellen wollte, musste ich meine Stelle als Dozent an der



Weihnachten unter einem geteilten Himmel

Delhi University aufgeben und mich hier in Deutschland nach einem anderen Teilzeitjob umsehen. Glücklicherweise fand ich eine Lehrtätigkeit an einer Institution für internationale Entwicklung.

Eine herausfordernde Tätigkeit

Dieses Institut war ein Trainingszentrum für deutsche Fachkräfte, die von verschiedenen Organisationen in Entwicklungsländer entsandt werden, um dort das Know-how ihres jeweiligen Fachbereiches zu vermitteln. Mit modernsten Methoden und Techniken und mit Hilfe der Lehrkräfte aus verschiedenen Ländern Europas, Asiens, Nord- und Südamerikas und Afrikas vermittelte das Institut den Teilnehmern innerhalb eines kurzen Zeitrahmens nicht nur Sprachen und landeskundliche Informationen, sondern bot auch Kurse auf dem Gebiet interkultureller Kommunikation an, mit dem Ziel, in anderen Ländern Konflikte zu vermeiden und Kooperation zu erzie-

len. Die Lehrkräfte wurden dabei durch regelmäßige Weiterbildungsprogramme unterstützt, um sie immer auf dem neuesten Stand der modernen Wissensvermittlungstechniken zu halten. Es war eine herausfordernde Tätigkeit, da ich immer wieder neue und erfolgsorientierte Programme erarbeiten und neue Methoden, den individuellen Bedürfnissen der Teilnehmer entsprechend, anwenden musste. Während der Jahre in diesem Institut begegnete ich wunderbaren Menschen, die sich auf ihren Aufenthalt in den Entwicklungsländern aufgeschlossen und mit Enthusiasmus vorbereiteten. Viele von ihnen hielten Kontakt zu mir durch Briefe und sogar durch Telefonanrufe aus entfernten Ländern. Wenn sie zurückkamen, besuchten uns einige im Institut und berichteten, wie sich ihre neue liberale, vorurteilsfreie Weltanschauung auch positiv auf einige ihrer alten Freunde und Familienmitglieder übertragen hatte, die anfangs kein Verständnis für ihre Entscheidung hatten, in Entwicklungsländer zu gehen. Die Arbeit am Institut, insbesondere die Vorbereitung des Unterrichts für die deutschen Experten unter Berücksichtigung der interkulturellen Komponenten entsprach meiner international ausgerichteten Weltanschauung.

Obwohl meine oben beschriebene Lehrtätigkeit interessant für mich war, so führte sie mich doch weg von meiner Forschungstätigkeit und auch von Universitätskreisen. Um die Arbeit an meinem Buch fertigzustellen, ging ich vorzeitig in den Ruhestand. Das umfangreiche Buch *Chatto: The Life and Times of an Indian Anti-Imperialist in Europe* (Oxford University Press: Delhi) erschien jedoch erst 2004, da das russische Material erst nach Auflösung der Sowjetunion zugänglich war. Ich habe das notwendige Archivmaterial, das ich für meine dritte Forschungsarbeit über deutsch-indische Beziehungen brauche, gesammelt, aber als Privatmann ist es enorm schwer, Forschungsarbeit in diesem Umfang von zu Hause aus zu betreiben. Es bedurfte großer Anstrengungen und Disziplin und oft ließen mich diese ganzen Umstände fast verzweifeln.

Ein inneres Bedürfnis, meinen Beitrag für mein Land und insbesondere für den Bundesstaat Assam, in dem ich geboren wurde, meinen Möglichkeiten entsprechend zu leisten, ließ mich auch hin und wieder journalistische Artikel in bekannten Zeitschriften von Assam über Europa und Deutschland und über Themen aus Geschichte, Politik, Kunst, Gesellschaft und Gegenwartsgeschehen schreiben. Ein gewisses Maß an Patriotismus steckt in diesen Aktivitäten, die sich materiell in keiner Weise lohnten. Meine gelegentliche Betätigung als freier Journalist ermöglichte mir Zugang zu authentischen Quellen, wodurch dieses Genre meiner Arbeit zusätzliche Frische und Farbe verlieh. Ziel meines Schreibens war vor allem, die Vorder- und Hintergründe der Themen oder Ereignisse zu erklären und nicht zu polemisieren. Zwei Sammelbände solcher Essays in Assamesisch wurden später veröffentlicht, einer unter dem Titel *Europäisches Mosaik* und der andere unter dem Titel *Westkunst*. Ich fühlte mich sehr geehrt, als ich unlängst einen assamesischen führenden Vertreter einer internationalen Technologiefirma hier in Deutschland traf und dieser mir sagte, er sei mir dankbar, da er

eine Menge über Deutschland durch meine Beiträge in einer assamesischen Zeitschrift vor mehr als fünfzehn Jahren gelernt habe.

Durch meine journalistische Tätigkeit hatte ich auch Gelegenheit, herausragende Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens zu treffen. Am Vorabend ihrer ersten Besuche Indiens empfingen der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl, der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker und der damalige Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, Johannes Rau, einige indische Journalisten aus Europa in ihren jeweiligen Büros zu Interviews. Das gab mir die Möglichkeit, über ihre Einstellungen zu Indien und den indisch-deutschen Beziehungen zu berichten. Ich schrieb auch über Willy Brandt und Heinrich Böll, denen ich ebenfalls persönlich begegnete.

Am 5. Juli 1976 hatte die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (FAZ) eine Meldung veröffentlicht, der zufolge die indische Ministerpräsidentin Indira Gandhi erklärt hatte, ein führendes Mitglied einer europäischen regierenden Partei habe gegenüber einem indischen Besucher erklärt: „Wir können Indien schaden, und wir werden das tun.“ Ferner hieß es in der Zeitung, gemäß der in Bombay erscheinenden weit verbreiteten Wochenschrift *Blitz*, es handle sich bei dem europäischen Führer um keinen anderen als Deutschlands Willy Brandt. Zwei Tage nach der FAZ-Meldung hatte ich Gelegenheit, Brandt bei einer Veranstaltung anlässlich des Erscheinens seines Buches „Begegnungen und Einsichten 1960 – 1975“ zu fragen, was an der Sache wahr sei. Er war zutiefst schockiert über die Meldung und bezeichnete sie als „böswillige Behauptung“ und eine „Erfindung“, die nur von Kreisen in Umlauf gebracht worden sein könne, die gegen die wachsenden guten Beziehungen zwischen Indien und Deutschland seien. Ich schrieb einen Brief an *The Times of India* über Brandts Dementi und seine positive Einstellung gegenüber Indien. Der Brief wurde veröffentlicht. Ein weiterer Deutscher, vor dem ich große Achtung habe, ist Günter Grass. Über sein verspätetes Eingeständnis seiner Mitgliedschaft in der Waffen-SS war ich schockiert, und ich schrieb an den *Kölner Stadt-Anzeiger*: „Es wäre schön, wenn Günter Grass, um sich zu rechtfertigen, nicht den Namen von Heinrich Böll erwähnen würde. Im Gegensatz zu Grass hat Böll uns gezeigt, wie man mit dem Mittel der Erinnerung gegen das Vergessen kämpfen soll.“ Es kann sein, dass meine Reaktion sehr spontan und emotional war. Jedenfalls hat mich der Tod von Willy Brandt und Heinrich Böll zu Tränen gerührt. Ich denke, viele Ausländer, die sich Deutschland verbunden fühlten, haben ebenso empfunden wegen der freundlichen Haltung dieser zwei großen Persönlichkeiten Ausländern gegenüber.

Im Jahr 1971 kam ich nach Deutschland nicht mit der Absicht, mich für immer hier niederzulassen, sondern um historische Forschung zu betreiben. Deswegen hatte ich nicht das Problem, wie es viele Immigranten haben, mich an einem bestimmten Ort oder in eine Gruppe der deutschen Gesellschaft zu integrieren. Ich lebte in einer unpersönlichen großen Stadt wie Köln, und da mich die Freunde meiner Frau sofort akzeptierten, bedurfte es meinerseits keiner großen Anstrengungen zur sozialen Anpassung. Für

einige Jahre nach meiner Ankunft in Deutschland war meine Hauptbeschäftigung, Material in den Archiven in Bonn, Koblenz, Potsdam und vielen anderen europäischen Städten für meine Arbeit zu sammeln und mich zusammen mit meiner Frau zu Hause um unsere Kinder zu kümmern. Was die Kontakte zu anderen indischen Organisationen angeht, so gab es damals in Bonn eine Vereinigung von Indern, die vorwiegend aus Studenten und Wissenschaftlern bestand. Ich besuchte einige Treffen mit nur wenigen Teilnehmern. Es waren Zusammenkünfte, die dem Zweck dienten, miteinander Gespräche zu führen. Eine mehr auf Aktionen orientierte Organisation war und ist die Gruppe *Meine Welt*. Ich erinnere mich, wie ich zu Beginn meines Aufenthaltes in Deutschland auf die Gruppe *Meine Welt* traf, als sie gerade einen öffentlichen Informationstag in Köln organisierte. Sie setzten sich für die Rechte der in Deutschland lebenden indischen Krankenschwestern ein, die in der ständigen Angst leben mussten, keine permanente Aufenthaltsgenehmigung zu bekommen. Glücklicherweise stand die einflussreiche *Caritas*-Organisation hinter ihnen, so dass die Gefahr abgewendet wurde.

Was die deutsch-indischen Beziehungen angeht, so meine ich, für Bürger wie mich, die in Deutschland leben und noch die indische Staatsbürgerschaft besitzen, wären die Dinge viel leichter, wenn das System der doppelten Staatsbürgerschaft, wie es für Staatsangehörige vieler südamerikanischer Länder in Deutschland gilt, durch gegenseitige Vereinbarungen zwischen den beiden Ländern auch für Inder gelten würde. Ich erinnere mich, dass ich darüber in der englischsprachigen Ausgabe von *Meine Welt* geschrieben habe, als der damalige Außenminister Hans-Dietrich Genscher und Bundespräsident Carl Carstens nach Indien reisten.

Die Lehre Gandhis

Ich habe von der Lehre Gandhis viel gelernt. Gerade habe ich ein Buch in englischer Sprache fertig geschrieben über einen mit Gandhi tief verbundenen indischen Politiker, den ersten *Congress*-Ministerpräsidenten des Bundesstaates Assam, Gopinath Bardoloi (1889–1950). Aber bedauerlicherweise habe ich meinen Töchtern nicht viel über das geistige Indien und auch keine indische Sprache beigebracht. „Warum?“, fragen meine Töchter. Ein Grund für meinen mangelnden Enthusiasmus, ihnen Indien nahezubringen, könnte sein, dass mir selbst viele indische Eigenarten missfallen. So konnte ich mich nie mit einigen Verhaltensweisen meiner Landsleute in Indien abfinden, z. B. mit dem Spucken und dem achtlosen Wegwerfen von Abfällen in der Öffentlichkeit; dem Beschmieren von Wänden und Treppen öffentlicher Gebäude durch Betelnuss-Kauende überall im Norden und Nordosten des Landes; dem Lärm von Lautsprechern vor Privathäusern, Tempeln, Moscheen und Gurdwaras, wodurch die ganze Nachbarschaft gezwungen wird, sich ihren Lärm anzuhören; dem Sich-Vordrängeln an Schaltern in Banken, Postämtern und Regierungsbehörden; der Tatsache, dass Regierungs-

stellen Gesetze nicht befolgen, die vom Parlament und anderen gesetzgebenden Versammlungen zum Wohle der Öffentlichkeit verabschiedet wurden; der bewussten Desinformation durch Regierungsvertreter aus Gründen, die sie am besten kennen, wenn nicht gar aus rein sadistischen Gründen.

Das sind einige der Probleme, die es für einen normalen Durchschnittsbürger so schwer machen, seinen Weg auf einfache, rechtmäßige Weise zu gehen. Jemand, der es nicht gewohnt ist, die Unter-der-Hand-Nebenregeln zu befolgen, hat schon verloren. Das meine ich, wenn ich sage, ich bin ein Ausländer im eigenen Land. Einmal, als junger Dozent in einem College in Delhi, brachte ich höflich einen Einwand gegen eine Entscheidung des Verwaltungschefs vor, die mir seltsam und ungerechtfertigt erschien. Er schaute mich feindselig an, als hätte ich ein Sakrileg begangen, und sagte: „Leute wie Sie hätten nach ihrem Auslandsaufenthalt nicht nach Indien zurückkommen sollen.“ Unlängst sagte mir eine meiner Töchter, sie wolle ernsthaft Hindi lernen. Beide Töchter erzählen von einer verspürten inneren Sehnsucht nach Indien und interessieren sich für Ayurveda und Yoga. Ich hingegen vertiefe meine Yogakenntnisse derzeit bei einer deutschen Gruppe. Letztlich bleibt festzustellen: In unserer großen und kleinen Multi-Kulti-Welt profitieren wir alle von den großen Errungenschaften anderer Kulturen als Weltkulturerbe.

„Ich bin nun, wie ich bin“

Vor 36 Jahren kam ich als Historiker nach Deutschland, und Historiker bin ich bis heute. Leider hatte ich nicht das Glück, alle meine Forschungspläne zu realisieren. Um es mit den Worten eines großen Deutschen zu sagen: „Ich bin nun, wie ich bin.“ (Goethe) Ich habe viele Phasen und Ereignisse in Deutschland bewusst durchlebt. Sie waren großartig, schockierend, kontrovers, amüsan, widersprüchlich und angenehm. Einige dieser Ereignisse waren: das deutsche Wirtschaftswunder und die Vollbeschäftigung; die Ostpolitik; der Radikalenerlass; die destruktive Rolle der *Rote-Armee-Fraktion*; die Proteste gegen Pershing II und gegen die Atomenergie; der Einzug der Grünen in den Deutschen Bundestag in Jeans und Turnschuhen und mit Blumentöpfen in der Hand; der Fall der Berliner Mauer und die Wiedervereinigung Deutschlands; der zweite und dritte Historikerstreit; wachsende Arbeitslosigkeit und die Zunahme der Rechtsradikalen; die Debatten über „Leitkultur“ und Kompensation für die Zwangsarbeiter in der NS-Zeit; Wahlkampagnen mit Slogans wie „Kinder statt Inder“ oder die Vereinfachung der Steuererklärungen auf Bierdeckeln; die wachsende Furcht vor einem Überwachungsstaat und *last but not least* eine Frau aus Ostdeutschland, die die erste weibliche Bundeskanzlerin Deutschlands und populärste Politikerin des modernen Europa wurde.

Privat habe ich in den Kaffeepausen mit Kollegen, bei Freunden zu Hause, in der Tennisclub-Bierrunde frei, fröhlich und kritisch über all diese

Themen in meinem fehlerhaften Deutsch diskutiert, im Glauben an einen demokratischen Internationalismus. Zusammenfassend bleibt zu sagen: Wo Demokratie herrscht, herrscht Meinungsfreiheit, und wo Meinungsfreiheit herrscht, ist der vom demokratischem Internationalismus geprägte Ausländer zu Hause.

Joseph Thondipura

In der Fremde entdeckte ich die Heimat



Joseph Thondipura, geboren 1942 in Kanjirappally, Kerala. Ordenspriester. Ankunft in Deutschland: 1976. Studium in Indien/Deutschland: B.A (Theologie); M.A (Philosophie – Bombay Universität); M.A in Sanskrit und Advaita (Sankrta College, Bangalore). Ausgeübter Beruf: 6 Jahre Lehrtätigkeit in Indien, die restliche Zeit Tätigkeit als Pfarrer in Deutschland. Wohnort: Zülpich bei Köln.

Veröffentlichungen: Beiträge in verschiedenen Zeitschriften.
Mitglied des Fördervereins „Neues Kerala e.V.“

Entwurzelung: ein zweites Mal

Mit einer zweiten „Entwurzelung“ (die erste war der Eintritt ins Kloster im Jahre 1958) hatte ich nie gerechnet, mit einer Auslandsmission überhaupt nicht. Dennoch wurde sie für mich – damals ein junger Priester – Realität mit dem Start meiner *Air-India*-Maschine von Mumbai (damals noch Bombay) nach Frankfurt/Main am 7. Juli 1976. Mein erster Flug und zugleich die erste Auslandsreise! Eine schmerzhaft Trennung von der Heimat. Angst und Abschiedsschmerz waren meine Begleiter, und in gewissen Phasen auch innerer Grimm. Grimm, weil ich diese Reise gegen meinen Willen und meine Pläne antrat. Mein Wunschziel war damals seit langem Kalifornien (USA), wo ich an der Universität Santa Barbara mein Theologiestudium bei dem berühmten Theologen Dr. Raimon Pannikar fortsetzen wollte. Alle erforderlichen Vorbereitungen für dieses Studium waren getroffen. Es fehlte nur noch die Einreiseerlaubnis. Während ich in Mumbai auf das Visum wartete, erreichte mich der Befehl: Nicht in die USA, sondern nach Deutschland! Eine Nachricht, die mich wie ein Keulenschlag traf. Mit dieser für mich nicht nachvollziehbaren Entscheidung meines Ordensoberen waren in einem Augenblick alle meine Pläne und Träume zunichte gemacht, meine Neigungen und Talente begraben. Damals gab es keine Möglichkeit, sich der Entscheidung der Ordensleitung zu widersetzen. Widerstand hätte keinerlei Aussicht auf Erfolg gehabt. Also wieder ein Abschied, wieder eine Trennung, eine erneute Entwurzelung.

Schmerz hat Flügel

Am Flughafen traf ich zwei Mädchen, die mit dem gleichen Flug nach Deutschland fliegen sollten. Unsicher und angsterfüllt suchten sie nach einem vertrauenswürdigen Begleiter und fanden ihn in mir. Ich sah Tränen in ihren Augen, vielleicht das Abschiedsgeschenk an ihre Eltern, die daneben standen, voll Schmerzen, aber auch mit der Hoffnung, die mit solch einem Abschied untrennbar verbunden ist. Mit meinem unfreiwilligen Dienst an den beiden „Nächsten“ überdeckte ich meine eigenen Ängste und Gefühle. Es muss mir wohl gelungen sein, so etwas wie Zuversicht und Sicherheit auszustrahlen, denn die Mädchen fühlten sich geborgen in meiner Begleitung. Jedes Zeichen meiner Unsicherheit hätte das Vertrauen der ohnehin unsicheren Begleiterinnen erschüttert. Unser gemeinsamer Weg endete im Frankfurter Flughafen, wo wir uns verabschiedeten. So verschwanden auch sie aus meinem Leben, für immer. Ich habe nichts mehr von ihnen gehört und weiß auch nicht, welchen Weg ihr Leben genommen hat. Sie werden wohl ihren Beruf erlernt, eine Familie gegründet haben und mit ihren Kindern glücklich ihr Leben irgendwo verbringen – und vielleicht ab und zu noch an mich denken.

Meine Eltern waren nicht am Flughafen, um mich zu verabschieden.

Die vielen Freunde, die sich zum Abschied dort versammelt hatten, vermochten sie nicht zu ersetzen. Doch spürte ich die Nähe meiner Eltern, ihre Umarmung, ihre Tränen. Sie waren mit diesem Weggang ganz und gar nicht einverstanden. Das war für sie die zweite Trennung. Die erste Trennung war vor 13 Jahren, als ich ins Kloster eintrat. Damals hatten sie wenigstens den Trost, mich in erreichbarer Nähe zu haben. Nun aber hatte die Entfernung unüberbrückbare Dimensionen und dementsprechend tief war ihr Schmerz. Als gläubige Menschen jedoch ließen sie die Vorsehung Gottes walten und vertrauten mich seinen Händen an. Was konnten sie auch anderes tun angesichts der Ungewissheit und Verzweiflung? Sie wussten nicht, wann sie ihren Sohn wieder sehen würden. Meine Großeltern gaben resigniert ihre Hoffnung auf ein Wiedersehen auf: „Wir werden nicht mehr da sein, wenn du wieder kommst“, sagten sie beim Abschied. Und in der Tat, es gab kein Wiedersehen mehr, denn sie starben bald darauf.

Der Flug schien mir unendlich lang zu dauern. Meine Hände (und mein Portemonnaie) waren zwar leer, doch mein Herz auf einmal eigenartigerweise voll. In meine Ängste begann sich so etwas wie Freude auf die Begegnung mit einem neuen Land zu mischen, es drängten sich Pläne, Ideen, ja sogar Träume in meine Gedankenwelt. Mir wurde auf einmal bewusst: Zukunft besteht nicht nur aus Befürchtungen. Zukunft bringt nicht nur Unangenehmes. Doch sofort meldeten sich wieder Zweifel, kamen bohrende Fragen auf: Was hält die neue Umgebung für mich bereit? Was wird von mir erwartet? Werde ich in der Lage sein, das Geforderte zu erbringen? Was weiß ich überhaupt über dieses Land?

Vorbereitet war ich minimal auf das Rendezvous mit Deutschland. Ich hatte nur Informationen aus meiner Studienzeit: Ein christliches Land voll Reichtum und Wohlstand. Ein fleißiges, ehrliches, hilfsberechtigtes Volk, das nach dem Krieg in wenigen Jahren aus Schutt und Asche ein neues modernes Land aufgebaut hat. Also fast ein Traumland, sehens- und erlebenswürdig, mit vielen Superlativen, nahezu ein Paradies, das jeder einmal gesehen haben sollte. Es war für mich das Land, das viele hervorragende Persönlichkeiten hervorgebracht hat. Denker wie Hermann Gundert, Friedrich Max Müller, Albert Schweitzer, Arthur Schopenhauer haben den Reichtum der indischen Kultur entdeckt, sie geschätzt und den Europäern zugänglich gemacht. Ihr Land einmal zu besuchen, blieb ein Traum in mir. Irgendwo kam auf einmal in mir der seltsame Stolz auf, zu den Privilegierten zu gehören, die dieses Land besuchen durften.

Der Brief, der alles in Bewegung setzte

In der Tasche, die ich sorgsam bewachte, lag unter anderem ein Schreiben des damaligen Kölner Kardinals Josef Höffner, das alles in Bewegung gesetzt hatte. In diesem Schreiben bat er die Ordensleitung um die Zusendung zweier Priester. Also Priester aus Indien als Seelsorger in deutschen Pfarr-

gemeinden! Das war eine neue Idee, ein Wagnis, eine mögliche Lösung für das sich damals bereits abzeichnende Problem des Priestermangels. Für die Ordensgemeinschaft war die Einladung ein unerwarteter Segen und eine willkommene Anerkennung zugleich! Schnelle Entschlüsse waren gefordert. Die Auswahl fiel auf mich, und so traf der Brief des Kardinals den falschen Mann zur falschen Zeit. Als Folge fand ein zukünftiger Theologieprofessor sein frühzeitiges Ende! Doch was ist das Individuum? Der Wunsch aus Deutschland hatte oberste Priorität, das dortige Angebot Vorrang. Die Sorge um Seelen hatte mehr Gewicht als das Erlangen und die Vermittlung theologischen Wissens.

Besonders qualifiziert für meine Aufgabe war ich nicht. Die einzige Qualifikation war vielleicht die Tatsache, dass ich im Besitz des Reisepasses war, eine Qualifikation, die damals nicht leicht zu erwerben war. Das Schicksal oder Gottes Vorsehung oder vielleicht beide zusammen verwarfen mein bisheriges Lebensziel. Ich musste meinen Traum, *Sankara* (großer Denker Indiens) und sein *Advaita* zu studieren, seine theologischen und geistlichen Beiträge neu für die Kirche zu erschließen, aufgeben. Wie ein Luftballon zerplatzte mein Traum. Alles, was ich in meinem Herzen gebastelt hatte, übergab ich der Geschichte und versuchte nun, eine neue Zukunft zu gestalten. Das Leben musste weiter gehen, der Fluss vorwärts fließen. So wurde aus einem Indologen ein Seelsorger.

Der Erfolg der neuen Mission hing, so dachte ich mir, wesentlich von meiner Leistung ab. So spürte ich denn auch die Last der neuen Aufgabe auf mir. Weder der eine, der mir diesen Weg abverlangt hatte, noch der andere, der mich ausgesandt hatte, durften enttäuscht werden, doch vorbereitet war ich nicht für diese Mission. Entscheidend war, dass der Wunsch der deutschen Kirche so schnell wie möglich erfüllt wurde.

Die Maschine landete pünktlich auf dem Frankfurter Flughafen. Ein Mitbruder brachte mich direkt nach Königswinter, ein hübscher, kleiner Ort am Rhein, mein zukünftiges Arbeitsfeld. Da das Pfarrhaus in Königswinter noch nicht bezugsfertig war, wurde ich bei Frau Knauf, einer früheren Haushälterin, untergebracht. Bei ihr wohnte ich fast sechs Monate, bis die Renovierungsarbeiten am Pfarrhaus abgeschlossen waren. Frau Knauf, eine liebevolle Frau, umsorgte mich mit Unterstützung der Geschwister Tillmann mit Liebe und Hingabe. Sie war eifrig bemüht, mich zu „erziehen“ und gemeindetauglich zu machen, einen neuen Menschen zu schmieden, der schnellstens als Kaplan in der Gemeinde eingesetzt werden konnte.

Nach erfolgter Einführung bei meiner neuen Gastgeberin verabschiedete sich mein Mitbruder sehr schnell. Er hatte „keine Zeit“ oder „andere wichtige Termine“. (Ich ahnte noch nicht, dass ich diese Worte später oft hören würde). Ich fühlte mich der fremden Frau, mit der ich mich kaum verständigen konnte (sie sprach nur Deutsch), geradezu ausgeliefert. Alles war mir fremd – die Sprache, die Menschen, die Lebenswirklichkeit, die Sitten und die Kultur. Was hätte ich für eine kleine Einführung in das alltägliche Leben, in die Nützlich- und Notwendigkeiten des Alltagsgeschäfts

gegeben! Stattdessen fühlte ich mich so hilflos wie nie zuvor. Heimweh hatte bereits tief seine Tentakel in mein Herz gebohrt. Wie spitze Nadeln stachen wieder meine Abschiedsschmerzen. Meine Gedanken führten mich, auch gegen meinen Willen, immer wieder zurück dorthin, wo ich herkam. Der äußere Mensch schien in Königswinter angekommen zu sein, doch der innere Mensch verweilte, wo seine Wurzeln lagen. Ohne Sprachkenntnisse, ohne Erfahrung, ohne die Nähe eines bekannten Menschen, nur mit dem Wenigen, das ich mitgebracht hatte, fing ich an, die ersten Schritte meiner langen Pilgerreise zu gehen.

Grenzen menschlicher Möglichkeiten und Unendlichkeit Gottes

Für die Pfarrgemeinde St. Remigius in Königswinter, eine Gemeinde mit 800-jähriger christlicher Tradition, war es eine große Überraschung, fast eine Sensation: Ein fremder Priester aus einem Missionsland als Kaplan – unvorstellbar bisher! Viele nahmen es gelassen und unbeteiligt. Andere dagegen übten Kritik. Vielleicht war es seinerzeit noch zu früh für die deutsche Kirche, solch einen Schritt zu wagen. Nur wenige entwickelten Visionen wie Kardinal Höffner. Sie erkannten nicht, dass die Weltkirchen aufeinander angewiesen sind und dass die Zukunft von gegenseitigem Nehmen und Geben geprägt sein wird; dass das Für- und Miteinander der Kirchen für die Gläubigen nur Segen und Bereicherung bedeuten kann.

Als vom Gemeindeleben noch nicht aufgenommener Neuling hatte ich genügend Zeit nachzudenken. Dabei überkamen mich schubweise Wellen des Fremdseins und der Hilflosigkeit. Meine indischen Wurzeln hatte ich, doch Flügel zu ausfüllendem Tun fehlten mir. Über allem spürte ich den Zwang, einen neuen Menschen aus mir zu machen. Nur dann würde es mir gelingen, etwas Seelennützlich zu bewirken. Und dann begann ich zuweilen Vergleiche anzustellen. Wenn ich anderswo, in Kenia oder Peru wäre, oder in den Missionsgebieten Nordindiens (wie meine anderen Mitbrüder), hätte ich mich nicht so verlassen und hilflos fühlen müssen. Dort sind die Missionare treibende Kräfte, willkommen, ja ersehnte Motoren. Dort zählen weder Herkunft noch Hautfarbe. Die Unerfahrenheit und Andersartigkeit des Neulings stören keinen. Niemand würde es als notwendig ansehen, aus dem Missionar einen integrierten „Einheimischen“, einen einsetzbaren Priester zu formen. Was aber zählt in meinem neuen Land? Zählt hier, was ich bin, was ich mitbringe? Zunächst erkannte ich nur, wie aus mir, dem Respektierten, ein Winzling wurde, aus dem Religionswissenschaftler ein kleiner Erstklässler. Was musste noch mit mir und in mir geschehen, bis aus mir ein „nützlicher“ Kaplan erwachsen sollte? Sollte ich ein völlig integrierter Teil dieser Gesellschaft werden, ein anderes Selbst? Was von all dem, was mir bisher heilig war, darf ich beibehalten? Bin ich gekommen, um etwas zu geben oder nur zu empfangen? Was kann ich den Menschen hier überhaupt geben? Hat diese meine Mission letztendlich einen Sinn? Bin ich hier am

richtigen Ort mit einer sinnvollen Aufgabe? Gedanken dieser Art haben mich lange Zeit nicht losgelassen.

Einer der unvergesslichen Momente war meine Begegnung mit Studiendirektor Klaus Breuer. Ein charmanter, freundlicher, hilfsbereiter Mensch mit guten Englischkenntnissen und vielen Erfahrungen. Er hob mich aus der Tiefe, in der ich mich befand, und führte mich langsam in das neue Land ein. Endlich einer, mit dem ich alles austauschen konnte, bei dem ich Antwort auf meine vielen Fragen suchen konnte. Die Freundschaft mit ihm und seiner Familie kam mir wie eine Oase vor, und sie besteht heute noch als eine tragende Kraft. Allmählich nahm der Kreis der Menschen, die mich mochten, trugen und mir halfen, immer mehr zu. Die erste Zuneigung und helfende Hände legten das Fundament, auf dem ich dann weiter mitbauen konnte. Gott schenkte mir seine Nähe und Güte durch Menschen, die er auf meine Wege führte. So zeigte sich seine Möglichkeit, wo meine am Ende war.

Langsam, je nach Fortschritt, durfte ich Gottesdienste feiern, predigen oder Beerdigungen übernehmen. Ab und zu durfte ich auch Kranke besuchen und die Krankensalbung vornehmen. Einige waren einfach zufrieden mit mir. Andere freuten sich, dass es mich gab. Wieder andere begannen, Positives in mir zu entdecken, und stellten fest, dass ich ein menschenfreundlicher Priester bin. Als von Natur aus fröhlicher Mensch war ich bei vielen willkommen. Vor allem Kinder nahmen mich an und schlossen schnell Freundschaft mit dem neuen Kaplan. Die gebrochene Sprache oder die ungewohnte Hautfarbe nahmen sie gar nicht wahr. Auch die anderen lernten langsam schätzen, was ich war und was ich hatte, mein Wesen, mein Lachen, meine Herzlichkeit, meine Offenheit und Bescheidenheit, meine Botschaft und meine Ansichten. Allmählich wurde mir bewusst, dass ich nicht wegen meines Amtes, nicht wegen meiner Predigten, sondern wegen meiner Art, den Menschen zu begegnen, angenommen wurde. Dies empfand ich bald als mein Leben, als meinen Gottesdienst, als Gabe Gottes für die mir anvertrauten Menschen.

Das Leben ist wie ein Fluss

Warum ist gerade mir diese Aufgabe zugefallen? Diese Frage habe ich mir oft gestellt. Ist es Schicksal? Vielleicht haben die indischen Schriften Recht, wenn sie das Leben eines Menschen mit einem Fluss vergleichen (*Mundaka Upanishad* III, 3). Vom Himmel herabkommend, fließt er hier auf der Erde den Bahnen entlang, die Gott von Beginn an festgelegt hat. Sein Ziel ist das Meer – Gott. Ein schönes Bild, das viel Unerklärbares im Leben verständlich macht. Wie ein Fluss, der aus dem Himmel auf indischen Boden fiel, floss und strömte ich immer weiter, der Bahn entlang, die vor mir lag oder gelegt wurde. Ich habe kaum etwas unternommen, die Richtung zu beeinflussen oder zu ändern. Wie ein Fluss hatte ich auch Engpässe, Stauungen und Fälle,

Zeiten der Ruhe und tosenden Brausens, der Trockenheit und der Überschwemmungen.

Nach 13-jähriger Ausbildung empfing ich im Jahr 1971 die ersehnte Priesterweihe. Mein nächster Aufenthaltsort war Mumbai, wo ich an der dortigen Universität studierte. Nach dem Studienabschluss folgten zwei Jahre Lehrtätigkeit (Religionswissenschaft) am *Dharmaram College* (Priesterseminar), Bangalore. 1976 traf ich in Deutschland ein. Hier wartete ein abwechslungsreiches Leben auf mich. Ich wirkte an vielen Orten, wechselte zwischen verschiedenen Aufgaben (Lehrer, Geschäftsführer des Vereins „Neues Kerala“, Student, Prediger, Kaplan, Pfarrer). Die wichtigen Stationen waren: Beginn in Königswinter, nach fünfjähriger Tätigkeit Versetzung nach Aegidienberg/Rhein-Sieg-Kreis, um dort die Stelle des erkrankten Pfarrers zu übernehmen; nach zwei Jahren Übernahme der Kaplanstelle in St. Servatius (Friesdorf, Bonn); von dort nach Indien und Lehrtätigkeit am *Dharmaram College* (Priesterseminar) in Bangalore. Nach einem Jahr folgte ein neuer Versuch, an der Universität Bamberg das Studium fortzusetzen; sodann wieder zurück ans *Dharmaram*, Bangalore; nach drei Jahren der Lehrtätigkeit wieder nach Bonn als Geschäftsführer des Vereins „Neues Kerala e.V.“ und zum Schluss Pfarrer in Wichterich/Zülpich.

Auf all meinen Wegen fand ich das Pauluswort ermutigend: „Wir sind Gottes Geschöpfe, dazu geschaffen, in unserem Leben die guten Werke zu tun, die Gott für uns im Voraus bereitet hat.“ (Eph 2:10) Es ist also weder Schicksal noch Zufall, die unser Leben regieren. Unser Leben ist eine ständige Erfüllung und Durchführung eines gut ausgedachten Planes des größten Baumeisters. *Ajnana*, das falsche Wissen ist es, das Verwirrung stiftet, *Jnana* – Erkenntnis – dagegen schenkt Erleuchtung. Wenn das Dunkle durch das Licht der Erleuchtung beseitigt wird, erwacht die Einsicht, dass wir, indem wir leben, nur das Werk erfüllen, das allein und ausschließlich für uns vorbestimmt ist. Ein so Erleuchteter war Jesus. Darum konnte er in der Stunde des schicksalhaften Abschieds vom irdischen Leben sagen: „Ich habe das Werk zu Ende geführt, das du mir aufgetragen hast.“ (Joh 17,4)

Rückblickend kann ich sagen, dass es schön und beglückend war, dort eingesetzt zu werden, wo man mich brauchte. Darin sah ich Aufgabe, Erfüllung, Selbstverwirklichung und Freude. Wie die Gita sagt: „Das eigene Dharma ist das Beste von allen.“ Ständige Wechsel und das ständige Hin und Her sind Zeichen dafür, dass der Mensch immer unterwegs ist wie der Fluss, um am Ende eins zu werden mit dem unendlichen Meer.

Der Kulturschock

Es gab ihn: den Kulturschock. Ich habe ihn erlebt, mit aller Härte und Konsequenz. Niemand hatte mich davor gewarnt, mich darauf vorbereitet. Bereits die Erfahrungen am Ankunftsflughafen, besonders die Anonymität und das Alleinsein, im Gegensatz zu der so persönlichen Verabschiedung in

Mumbai, versetzten mir einen Schock. Hier erhielt ich einen Vorgeschmack der Andersartigkeit meiner neuen Heimat.

Zum Kulturschock beigetragen haben auch meine Erfahrungen der Beziehungslosigkeit zwischen den Menschen in weiten Bereichen. Betriebsamkeit, Hektik und Stress, die Gaben der modernen Welt, schienen mir die Zwischenmenschlichkeit, das ruhige persönliche Miteinander oft zu verdrängen. Fortschritt ist vielfach die Quelle von Problemen und fordert seine Opfer. Ein Freund, der Indien oft besucht hat, formulierte es einmal so: „Wir hier in Deutschland haben Uhren, die Menschen in Indien haben Zeit.“ Viele, denen ich meine Bedenken vortrug, warnten mich: „Warten Sie, das wird bald auch in Indien der Fall sein.“ Mich schreckt dieses Szenario. Dann lieber weniger Entwicklung, dafür aber mehr Liebe und Menschenfreundlichkeit.

Diesen Verlust an liebevoller Zuwendung habe ich besonders in zahlreichen Altenheimen, bei allein stehenden alten, kranken Männern und Frauen, aber auch allein erziehenden Müttern kennen gelernt. Diese Anonymität, Beziehungslosigkeit, dieses Selbstständigkeitsbestreben und diese Einsamkeit wichen so unendlich von meinem indischen Familienbild ab. Ausdrücke wie: „Das ist das Haus meines Mannes“, „das ist das Auto meiner Frau“, „das hat mein Vater mir geschenkt“ haben mich befremdet. Die Familie ist eine Einheit, so lehrt meine Heimat, eine Einheit, die auch in der Wortwahl zum Ausdruck gebracht wird. So sprechen wir nur in der ersten Person Plural: Das Haus, in dem wir wohnen, ist „unser“ Haus, alles darin ist „unser“. Betroffen war ich, als ich die großen Plakate mit der Werbung „Ein Herz für Kinder“ erblickte. Soll das auf Reklametafeln gelehrt werden, was für andere Völker selbstverständlich ist, fragte ich mich. Mir war nicht vorstellbar, dass erwachsene Kinder ihren Eltern oft Miete zahlen müssen, wenn sie bei den Eltern wohnen; oder dass im selben Haus Eltern und Sohn oder Tochter völlig getrennt leben. In seiner Reglementierungswut (oder gar -notwendigkeit?) hat ein fortschrittlicher Staat seine Gesetzesfinger selbst an die persönlichen Bereiche des Familienlebens gelegt und somit geholfen, die gewachsene Spontaneität der Familienbindung ad acta zu legen.

Ein Teil des Kulturschocks war auch die Wahrnehmung meiner Person. Mein gewohnter, lieb gewordener Name (Josephachan) wurde mir genommen. Stattdessen erhielt ich Namen wie „Herr Kaplan“, „Herr Pater“ oder „Herr Thondipura“. In Gesprächskreisen war ich oft „der Inder“, für einige sogar „der Schwarze“. Mir kam es zuweilen vor, als ob ich mehr Attraktion oder Sehenswürdigkeit war. Viele schienen fast mehr Mitleid mit mir zu haben als frohe Erwartung meiner Tätigkeit, mehr Skepsis als Respekt. Einige sahen in mir gar ein lebendiges Exemplar eines Slumbewohners, eines Menschen, der es geschafft hat, das Glück zu erlangen, wovon Millionen in der Dritten Welt träumen. Bei einem Schulgottesdienst benutzte mich ein Pastor als lebendiges Beispiel dafür, wie das Geld, das gespendet wird, den Armen zugute kommen kann. Die Kinder, zu denen er sprach, nahmen die Botschaft an: Wenn dieser Mann in Indien geblieben wäre, wäre ihm wohl das gleiche schlimme Schicksal widerfahren wie dem Mann auf

dem von irgendeiner Hilfsorganisation zur Schau gestellten Plakat. Der indische Kaplan aber habe das Glück gehabt, der Armut zu entkommen und in das gelobte Land zu gelangen. Ein anderes Mal saß ich bei einem Empfang am Tisch mit einigen Prominenten des Ortes. Eine Frau, die mir gerade Bohnen servierte, fragte mich: „Gibt es die in Indien auch?“ Ihre Frage ließ vermuten, dass ich so etwas „Köstliches“ wohl zum ersten Mal esse. Auf meine positive Antwort reagierend, entgegnete sie: „Oh, dann haben sie sicher unsere Missionare mit nach Indien gebracht.“ Möglicherweise ist der Frau keinerlei Vorwurf zu machen. Vielleicht ist ihr irgendwann die grausame Kolonialisierung Indiens durch die Europäer als Mission oder gar Entwicklungshilfe „verkauft“ worden, so wie heutzutage Kriege als Befreiung oder als humanitäre Hilfe gepriesen werden.

Andere wiederum hatten Sorge um mich. Sie glaubten, mein Schritt „aus der Armut in den Reichtum“ setze mich der Gefahr aus, den Priesterberuf aufzugeben, und empfanden es als ihre Pflicht, mich unentwegt vor diesen Gefahren zu warnen. Nicht wenige waren davon überzeugt, dass ich niemals wieder nach Indien zurückkehren würde. Woraus ich dies schließe? Wie anders würden Sie die folgende Frage verstehen: „Wollen Sie wirklich jemals wieder zurück nach Indien?“ Niemand von ihnen hätte mir geglaubt, wenn ich ihre Frage mit einem kräftigen „Ja“ beantwortet hätte.

Teil des Kulturschocks war auch eine Reihe oft wiederholter Fragen, die mir gestellt wurden. Fragen, die aus Interesse, Neugier oder Hunger nach Wissen, vielleicht auch aus Ignoranz gestellt wurden. „Sind Sie hier in Deutschland Christ geworden?“ „Sind Ihre Eltern und Geschwister auch Christen?“ „Gibt es in Indien Kirchen wie hierzulande?“ „Werden die Christen in Indien verfolgt?“ „Welcher Kaste gehören Sie an?“ „Sie essen doch kein Fleisch. Warum?“ „Haben Sie auch in einem Slum gelebt?“ „Gibt es in Indien auch geteerte Straßen?“ „Sie sind vom Glück begünstigt. Sie haben sich vor der Armut gerettet“ (diese Äußerung ist jüngsten Datums: vom 20.7.2007). Bei einer Frauenversammlung stellte mir eine Tischnachbarin die Frage: „Gibt es Zahnärzte in Indien?“ Ich versuchte meine Verletztheit zu verbergen und gab ihr eine positive Antwort. Dann hörte ich eine andere Frau nebenan ihrer Nachbarin ins Ohr flüstern: „Pater Joseph ist sehr stolz auf sein Land und würde nie etwas Negatives erwähnen.“ Alle Fragen, die mir gestellt wurden, kreisten um die bekannten Themen: Armut, heilige Kühe, Kastensystem, Unberührbarkeit, Unterdrückung der Frauen, Vielgötterei, Missionsarbeit. Ich hatte mir so sehr gewünscht, dass jemand mich über etwas Tiefgreifendes befragt hätte. So waren Themen wie Gott des *Advaita*, *Mukti*, *Dharma*, *Marga*, *Jnana*, *Satyam*, *Jivan* nur für mich und für ein paar Wenige bedeutsam.

Viele Fragende schienen die Antworten auf ihre Fragen bereits im Vorhinein zu wissen. Ihr Bild von Indien war unverrückbar und jeden Versuch meinerseits, daran zu rütteln, empfanden sie nur als Ausdruck eines falschen Patriotismus. Ein Land, das eine uralte, hoch stehende Kultur nachzuweisen hat, wird mit groben Federstrichen auf einige wenige Kategorien

wie heilige Kühe, Armut, Kastensystem, Aberglaube, Religionskrieg reduziert. Da wird nichts Positives, nichts Gutes in meinem Land, nichts Erlernenswertes, nichts zu Übernehmendes gesehen. Ich frage mich: Aus welchen Quellen schöpfen die Menschen hier ihr Wissen? Werden sie vielleicht bewusst in Unwissenheit gehalten oder gar falsch informiert? Seit ich im Laufe der Zeit tieferen Einblick in die hiesigen Medien nehme, neige ich dazu, Letzteres anzunehmen: Wenn es um die „Dritte Welt“ geht, werden in der Presse nicht Tatsachen, nicht klare Sachinformationen, sondern Sensationen vermittelt. Wahr ist für sehr viele Leser nicht, was geschieht, sondern was in der Zeitung steht. Dabei ist Papier doch so geduldig. Es könnte selbst die Wahrheit ertragen.

Der Glaube zwischen Aufgeklärtheit und Weltbezogenheit

Ein völliges Umdenken forderte mir auch die Begegnung mit dem religiös-kirchlichen Leben meines neuen Landes ab. Ich kannte bis dahin nur ein Land, wo das alltägliche Leben der Menschen, gleich zu welcher Religion sie gehören, vom Glauben geprägt ist. Religion war für sie keine Nebensache, sondern eine alle Lebensbereiche berührende, allgegenwärtige, lebendige Wirklichkeit. Vom Morgengebet (*Suryanamaskar*) bis zum Abendgebet (*Sandyanamaskar*) überspannt der Glaube den Tag. Das Leben ist gleichsam eine ständige Verwirklichung des Glaubens. Alles hat nicht nur wirtschaftliche und wissenschaftliche, sondern auch transzendente Werte. Tiere, Berge, Flüsse, Sonne, Mond, Feuer, Erde, Bäume, alle haben eine religiöse Bedeutung. Advaita lehrt sogar, dass die Welt der Leib des Schöpfers ist, eine Ausdrucksform Gottes. *Artha* (Reichtum) und *Kama* (Freude) gehören zu den menschlichen Zielen, aber auch wie *Dharma* (Tugend) und *Moksa* (Einswerden mit Gott). Wirtschaftliches Wachstum und Wohlstand sollen geprägt sein von den religiösen Werten.

Mit dieser Vorstellung und Erwartungshaltung kam ich in ein christliches Land. Die Spenden, die wir aus Deutschland erhalten hatten, hatte ich als spürbares Zeichen großer Religiosität und Glaubensstärke bewertet. Was ich dann antraf, war jedoch alles andere, als ich erwartet hatte. Als Bestandteil der Kultur und Gesellschaft hat Religion ihren Stellenwert, doch spielt sie nach meiner Erkenntnis keineswegs die erwartete zentrale Rolle. Dabei beeindruckte mich die Aufgeklärtheit der deutschen Kirche, ja ich schätzte und bewunderte sie. Aber wirtschaftliche Entwicklung und technischer Fortschritt hatten mit all ihren Begleiterscheinungen Religion zu einer Art Sonntagskleid abgewertet. Die Religiosität der Inder wiederum wurde in den Medien als Hindernis auf dem Weg einer wirtschaftlichen Entwicklung Indiens verunglimpft, als Ursache der scheinbaren Lethargie des Landes. Wo Armut als Schicksal (*Karma*) akzeptiert wird, kann es doch keinen Fortschritt geben. Dies war die Botschaft, die mir allenthalben entgegenklang.

Zuweilen fragte ich mich, ob meine Vorstellung von priesterlicher

Arbeit, ob meine Ausbildung überhaupt in meine neue Umgebung passe. Im kirchlichen Leben schienen mir nicht Spiritualität, sondern Aktivismus, nicht Innerlichkeit, sondern Äußerlichkeit, nicht Charisma, sondern Struktur bedeutsamer zu sein. So nahmen in der seelsorgerischen Tätigkeit Verwaltungsaufgaben und Managementfunktionen ein hohes Maß an Zeit ein und verdrängten den eigentlich priesterlichen Dienst an den Menschen häufig in eine Nebenrolle. Die Kirche nahm für mich Maßstäbe einer mächtigen Struktur an, an der die Spuren der vergangenen „Sünden“ der Kirche (für die Papst Johannes Paul II. um Entschuldigung bat) ablesbar sind. Ein Spruch der Indianer kam mir in Erinnerung: „Die Kirche hat uns unser Gold genommen, dafür gab sie uns die Bibel.“ Völlig neu war es für mich zu erfahren, dass die Kirchen offizielle staatliche Anerkennung genießen, die ihr viele, auch finanzielle Vorteile verschafft. (Gott sei Dank nimmt die Mehrheitsreligion in Indien – der Hinduismus – so etwas nicht in Anspruch. In welcher Situation wäre dann die Kirche dort?)

In der Kolonialzeit übernahm meine Gemeinschaft die Tradition des Karmeliterordens. Dazu gehörte auch die Ordenstracht. Für mich war diese Tracht heilig. Uns wurde eindringlich vor Augen geführt, dass diese Tracht ein göttliches Geschenk der Mutter Gottes an ihre geliebten Kinder (das waren selbstverständlich die Karmeliter) sei. Wir dürften dieses himmlische Kleid keinesfalls ablegen, nicht einmal beim Spielen. Als ich eines Tages ein Karmeliterkloster in Süddeutschland besuchte, fand ich dort zu meinem Erstaunen keinen einzigen Mönch, der diese Tracht trug. Die Mönche hatten ihr Gewand, das sie uns als Heiligtum verkauft hatten, als Bürde der Vergangenheit einfach weggelegt. War das eine Täuschung der kolonialen Kirche? Oder sind nicht viele Lehren und Traditionen zeit- und ortsgebunden, so dass sie nicht ewig verbindlich für alle Länder und Völker gelten können? Müssen sie nicht immer wieder neu ausgelegt und den Kulturverhältnissen angepasst werden? Müssen nicht die Christen in aller Welt in gleicher Weise aufgeklärt sein, so dass in der Kirche kein Zweiklassensystem entstehen kann; ein Teil emanzipierter und befreiter, und ein anderer Teil (oft die „Dritte Welt“) unmündiger und leidtragender Christen?

Voneinander lernen, nehmen und wachsen

Ein Kulturschock ist die Folge des plötzlichen Aufeinanderprallens zweier Kulturen in einer Person. Man braucht eine gewisse Zeit, sich davon zu befreien und zu neuen Wirklichkeiten zu finden. Durch das neu Erfahrene, durch die andere Denkweise des neuen Landes beginnt man auch, seine vertraute Kultur zu hinterfragen. Diesen Prozess des Lernens, Verstehens, Annehmens, Verwerfens und Wachsens habe ich durchlaufen. Dabei wurde mir bewusst, dass jede Kultur ihren Eigenwert besitzt. Kulturen sind da, um voneinander zu lernen, sich gegenseitig zu bereichern, zu nehmen und so zu wachsen. Dabei muss ein Wertesystem, das für einen Kulturkreis gut ist,

nicht unbedingt auch gut für einen anderen sein. Jede Gesellschaft hat ihre eigenen Werte, die sie trägt und hält. Was nicht gut für sie ist, wird sie irgendwann aus eigener Kraft beseitigen. Diese Selbsterneuerung und der innere Wandel sind Teil der eigenen Dynamik. Sie können nicht von außen aufgezwungen werden. Deshalb darf Entwicklungshilfe für ein Volk nie verdeckter Export des eigenen Wertesystems sein. Jede Kultur birgt Wertvolles und Glänzendes, das bewahrt zu werden verdient. Kulturen müssen nebeneinander bestehen können, gebend und nehmend, keine sich dabei über die andere erhebend.

Mir ist noch lebhaft eine Initiative vor Augen: Als Kaplan sollte ich an einer Aktion teilnehmen und helfen, so viele Unterschriften wie eben möglich für die Emanzipation der Frauen in Indien zu sammeln. Ist es Ausdruck der Überheblichkeit? Oder ist es ein Versuch, die europäische Werteordnung nach Indien zu transportieren? Oder ist es die bewusste Diffamierung eines Landes, das keine Lobby hat? Ich konnte mich mit dieser Aktion jedenfalls nicht identifizieren und dabei mitmachen. Meinen Protest habe ich den Verantwortlichen schriftlich mitgeteilt. Sich gegen jede Form der Ungerechtigkeit und Diskriminierung einzusetzen, ist christlich. Aber wer urteilt darüber, was für ein ganzes Land gut ist oder schädlich, wer darüber, welche Befreiung und wie viel Emanzipation die Frauen in Indien brauchen?

Der Kampf gegen ein beklagenswertes Einzelphänomen in bestimmten Gruppen kann nicht die Diskreditierung eines ganzen Landes beinhalten. Die Frauen in Indien, die ihr Frausein als Aufgabe und Sendung verstehen, leben beachtliche Werte, sie erfüllen einen Auftrag (sie nennen es *Dharma*) und die meisten finden darin Glück, Zufriedenheit und Stolz. Das kann nur jemand verstehen, der in die Tiefe der Familienbindungen hinein geschaut hat. Emanzipation brauchen nur die Frauen, die an ihrem Frausein leiden, denen Leid von außen zugefügt wird, die Emanzipation als höchstes Gut in ihrem Leben betrachten und sich danach sehnen. Die Aufopferungsbereitschaft und das Leiden, das die Frauen aus Liebe zu ihren Kindern auf sich nehmen, sind die Säulen der Familien und der Erziehung der Kinder. Wer das mit Freude auf sich nimmt, braucht keine Emanzipation. Ich jedenfalls war glücklich, solch eine Mutter zu haben. Meine Geschwister und ich verdanken unser Dasein, unser Lebensglück und unseren Erfolg im Leben dieser Frau, die uns vor allem geliebt und sich für uns aufgeopfert hat. Hätte ich die oben angeführte so unreflektierte Unterschriftenaktion unterstützt, hätte ich mich gegen Frauen wie meine Mutter gewandt.

Die Werte, die anders sind als die gewohnten, vertrauten, können nicht einfach als minderwertig abgestempelt werden. Keine Kultur kann von sich behaupten, dass alles, was sie anzubieten hat, beispielhaft und übertragungswertig ist, alles andere dagegen wertlos und primitive Werte sind. Soll die Ehe in Indien immer als „Zwangsehe“ degradiert werden, nur weil sie auf einem anderen Familienverhältnis basiert und eine andere Form der Partnersuche ist als die in Europa übliche? Soll das *Dharma*-Bewusstsein der indischen Frauen als Unterdrückung entwertet werden, nur weil das Frau-

sein einen anderen Stellenwert hat als in Europa? Ist es richtig, die enge Beziehung in der Familie generell als Unfreiheit, die religiösen Sitten und Brauchtümer als Aberglaube, Liebe und Verehrung der Naturobjekte als Zeichen der Unaufgeklärtheit, Respekt vor Sex als Primitivität abzutun?

Kulturen sind da, um voneinander zu lernen und einander zu bereichern, nicht einander zu bekriegen oder zu zerschlagen. Vielfalt ist das schönste Geschenk der Einheit, die wir Gott nennen. Die Schöpfung ist die Folge des Verlangens des Einen, Vieles zu werden, so verkünden die indische Schriften. Die Vielfalt ist eine Vollkommenheit, die aus der Vollkommenheit stammt (*Isa Upanishad* 1). Kulturen und Religionen können und sollen als vielfältige Ausdrucksformen des Einen nebeneinander existieren und eine Einheit bilden. Integration erfolgt nicht durch das Aufgeben der eigenen Individualität. Integration bedeutet Auffüllen mit neuen Inhalten. Wie eine Pflanze, die in einen neuen Garten verpflanzt wird, nimmt der neu verpflanzte Mensch in sich das auf, was der neue Boden anzubieten hat und für das weitere Gedeihen förderlich ist. So bringt er eigene und eigenartige Früchte hervor, aber mit neuem Glanz und in neuen Farben.

Glück gründet sich in der größeren Wirklichkeit Gottes

Auch wenn ich nach einiger Zeit eine Reihe von Freunden hatte, fiel es mir unheimlich schwer, im Pfarrhaus allein zu leben. In Indien hatte ich mit anderen Priestern – im Priesterseminar waren dies an die 300 – in Gemeinschaft zusammengelebt. Nun stand ich auf einmal allein da. Alles, einschließlich Einkaufen, Kochen, Putzen und Waschen, musste ich zum ersten Mal selbst erledigen, ohne die Verpflichtungen in der Gemeinde zu vernachlässigen. Viele Freunde und Bekannte halfen mir mit Liebe, Güte und Freundlichkeit, mein Alleinsein leichter zu ertragen. Ich fand langsam Freude an der neuen Form des Lebens. Ich versuchte mich mit allem anzufreunden, was ich als gut empfand. Meine abwechslungs- und spannungsreiche Arbeit – Menschen nahe zu sein und ihnen zu helfen – füllte mich immer mehr aus. Die Forderungen der neuen Kultur und das Verstehen der hiesigen Kirche mit ihrem mannigfaltigen Reichtum nahmen mich immer mehr in Beschlag. Belohnt mit vielen neuen Erkenntnissen machte ich mich zielorientiert auf den Weg.

Langsam ist es mir gelungen, glaube ich, mich hier in Deutschland immer mehr zu integrieren. Ich wurde ein von Einheimischen akzeptierter und geschätzter Priester. Lasse ich den anfänglichen Kulturschock einmal beiseite, so kann ich behaupten, in den langen Jahren in Deutschland viele gute Erfahrungen gemacht zu haben. Vieles hat mich beeindruckt und bereichert, ja beschenkt, nachdem ich mich selbst geöffnet und Raum in mir für Neues und Gutes geschaffen habe. Mit Erstaunen und Bewunderung zugleich habe ich registriert, was das deutsche Volk nach dem Krieg durch Fleiß und harte Arbeit aus den Trümmern vollbracht hat. Die Perfektion und

Genauigkeit, die überall zu sehen sind, haben mich schon beeindruckt.

Faszinierend waren für mich die Spendenfreudigkeit und die Hilfsbereitschaft der Deutschen, ihr Einsatz für Freiheit und Menschenrechte, ihr Respekt für die Menschenwürde, ihre Liebe zu Umwelt und Tieren, ihre Sensitivität für Gerechtigkeit und in Not befindliche Menschen, ihre aufgeklärte Bindung an die Kirche sowie ihr mit Vernunft verfeinerter Glaube. Ich habe hier vieles entdeckt, mir angeeignet und bewahrt, von dem ich annehme, dass es für mich und vielleicht später für meine Heimat und die Menschen dort nützlich sein könnte.

Einen Aspekt habe ich jedoch trotz der großen Spendenbereitschaft vermisst: den stärkeren Einsatz für Gerechtigkeit in der Welt, vor allem für eine neue wirtschaftliche Weltordnung. Die Ursachen für die Armut in der Welt werden allenfalls ansatzweise diskutiert. Erscheinen Bilder erschreckender Armut aus den Ländern der Dritten Welt im Fernsehen, so wird glücklicherweise in beachtlichem Umfang gespendet. Die Fragen jedoch, warum diese Menschen in ständiger Armut leben müssen, warum ihre Armut immer größer wird, warum ihre Schüssel immer leer ist und warum sie immer Spendenempfänger sein müssen, wurden fast immer ausgeklammert.

Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass das System, das die Armen in immer schlimmere Armut treibt, so mächtig ist, dass nur wenige den Mut aufbringen, dieses System anzuprangern. Selbst die Kirche reagiert meines Erachtens nicht aufmerksam genug, wenn die Ursachen der Armut in den Entwicklungsländern angesprochen werden. Nicht einmal die Befreiungstheologie hat es vermocht, sich gegen die Widerstände durchzusetzen. Soll vielleicht die Armut als Nährboden des Reichtums erhalten bleiben?

Glaube hat viele Ausdrucksformen

Der Glaube, den ich hier fand, war ein aufgeklärter, emanzipierter Glaube. Nach vielen Jahren der Unterdrückung und Bevormundung hat er sich aus den Kinderschuhen befreit. Viele Menschen hierzulande sehen dies als Verschwinden des Glaubens. Dem kann ich nicht zustimmen. Für mich ist dieses Phänomen eine Folge der Evolution. Evolution ist eine unaufhaltsame Fortentwicklung, die im Lauf der Zeit immer neue Formen annimmt. Paulus ermutigt die Christen, im Glauben zu wachsen und nicht in den Kinderschuhen zu verweilen. „Seid doch nicht Kinder an Einsicht, Brüder! Seid Unmündige an Bosheit, an Einsicht aber seid reife Menschen!“ (1. Kor 14, 20). Oft spricht er von dem „Wachsen in der Erkenntnis Gottes“ (Kol 1, 10). Die Welt ist immer noch im Werden. Nichts in ihr ist endgültig. Wir haben kein Recht, das als ewige Ordnung festzuschreiben, was wir heute als gut empfinden. Die Welt und die Einsichten werden weiter wachsen, ob es uns gefällt oder nicht.

Ich deute deshalb das aufgeklärte Christsein nicht als Abkehr von der Kirche. Darum kann ich auch nicht denen zustimmen, die von einem Ver-

schwinden des Glaubens in leerer werdenden Kirchen sprechen. Der Glaube ist etwas Dynamisches und ist immer im Wandel. Im Lauf der Zeit nehmen Glaube und auch die Art des Glaubenslebens neue Formen und Tiefe an. Wie schön, dass christlicher Glaube auf verschiedene Weise im konkreten Leben seinen Ausdruck findet! Das Reich Gottes ist wie ein Netz, das viele Arten von Fischen fängt. Vielfalt und Andersartigkeit des Glaubens sind ein Reichtum der Kirche. Auch unser Leben verharrt nie auf ein und derselben Stufe. Unser Leben ist Bewegung, kein Zustand. Wir leben nicht in einem Museum, in dem einmal Gesetztes Gültigkeit für alle Zeiten hat.

Die Menschen verschiedener Regionen dieser Erde sind anders. Darum darf die Kirche unterschiedliche Gestalt annehmen, je nach dem, in welchen Boden sie gepflanzt ist. Die Christen dürfen anders sein und anders glauben. Der Glaube braucht nicht immer in gleicher Weise ausgedrückt und gelebt zu werden. Da die Entwicklung unaufhaltsam fortschreitet, wird der Glaube immer neue Ausdrucksformen annehmen. Dies kann sich mit den Ländern und Zeiten ändern. Jede Form des Glaubensausdrucks hat ihren Eigenwert, hat ihre Funktionen zu erfüllen. Für die einen sind die neuen Entwicklungen wunderbar, für die anderen sind sie Zeichen des Niedergangs. Das Entscheidende ist, dass sie alle nebeneinander oder miteinander existieren, einander helfen zu wachsen und sich selbst zu verbessern. Wie schön ist es, diesem Wachstum und der Vielfalt zu dienen und beides zu bewundern!

Was ist Mission?

Oft wurde ich mit der Bemerkung konfrontiert: „Deutschland ist ein Missionsland geworden“ oder: „Früher haben wir Missionare nach Indien geschickt, nun kommen Priester aus Indien, um hier bei uns zu missionieren.“ Meine Sendung möchte ich nicht in diese Kategorie einordnen. Ich habe ein anderes Verständnis des Begriffes „Mission“. Die europäische Mission hatte das Ziel der Ausdehnung der Kirche, der Gewinnung von Menschen anderer Religionen. So kam eine Missionstheologie nach Indien, die einer Kampfansage an die „Gottlosen“ oder „Heiden“ gleichkam. Der Inhalt jener Mission war nicht der Versuch, die anderen Religionen zu verstehen, sondern der eines aggressiven Feldzuges gegen Andersdenkende. Mission hieß damals Konvertierung der „Ungläubigen“ zum „wahren Glauben“, Erweiterung der Kirche, die einen rein europäischen Kulturmantel trug. Eine solche Mission versuchte nicht, zu hören und zu verstehen, was Gott durch die anderen Religionen und Kulturen offenbart, oder zu entdecken, welchen Reichtum und welche Wahrheit die anderen Religionen beinhalten. Das war nicht die Mission, die Jesus im Sinne hatte.

Die indische Denkweise ist völlig anders. Gott ist für sie Geist und Wahrheit, also etwas, das alle Grenzen überspringt. Er oder das *EKAM* (das Eine) ist der Ursprung aller Lebewesen, deshalb ist er der Vater aller Men-

schen, der kein Volk als sein Eigentum auserwählt und es bevorzugt. Alle Religionen sind als Wege zu der einen befreienden „Wahrheit“ wertvoll und hilfreich. Keine darf und soll sich über die andere erheben und den Anspruch auf Absolutheit stellen. Denn welche Kriterien gibt es, nach denen Wertesysteme bewertet oder beurteilt werden können? Das Richtige zu definieren ist nicht das Privileg eines bestimmten Volkes, und besonders in Glaubensfragen gibt es kein Monopol. Vielfalt ist die Gabe des Schöpfers oder besser gesagt: Selbsta Ausdruck der absoluten Einheit. Sie ist deshalb etwas Wunderschönes, ein Schatz, der bewahrt werden muss. So gesehen ist Mission sinnlos.

Für mich ist Mission etwas Gutes, wenn sie als Ziel die Erneuerung der eigenen Religion oder Gesellschaft hat, nicht aber den Export eines festgelegten Wertesystems in eine fremde Kultur oder Religion. Ihr Ziel soll es sein, dort Hilfe zu leisten, wo Not (z. B. Priestermangel) herrscht. Kirchen sind aufeinander angewiesen und sollen im Notfall einander helfen. Verstanden als ein Beitrag zur Erneuerung der Kirche, kann meine Arbeit als Mission bezeichnet werden. Eine solche Mission ist nach innen orientiert, nicht nach außen. Solche Mission gab es immer, in allen Religionen. Hauptziel Jesu war doch die Erneuerung der jüdischen Religion. Darum erging sein Sendungsauftrag an seine Jünger: „Geht nicht zu den Heiden, sondern geht zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel.“ (Mt 10,5-6)

Das Neue ergreifen, ohne das Alte zu verlieren

Entwicklung und Fortschritt haben auch ihren Preis. Fortschritte geben den Menschen viel Schönes, aber sie hinterlassen auch Kratzer im Wesen des Menschen: an der Menschenfreundlichkeit, der Aufgeschlossenheit, der Fröhlichkeit oder den zwischenmenschlichen Beziehungen. Reichtum und Wohlstand sind gut und sollen auch Lebensziele der Menschen bleiben. Aber sie müssen, so lehrt die indische Weisheit, dem *Dharma* (Verantwortungsbewusstsein) untergeordnet und vom *Mukti* (dem letzten Ziel) geprägt sein. Kapitalismus mit Herz! Wohlstand, der die Menschen von der Vollkommenheit nicht abbringt! Das sollten Ziele sein. Nicht ein eindimensionales Leben des Reichtums, sondern ein Leben, das auch in die Tiefe, in die Sinnfrage des menschlichen Lebens dringt. Das eindimensionale materielle Wachstum ist vielfach mit einer inneren Leere und gewissen Armut verbunden. Das habe ich in meiner Tätigkeit als Seelsorger häufig zu spüren bekommen. Oft habe ich dabei an das Sprichwort meiner Eltern gedacht: „Es ist nicht alles Gold, was glänzt.“ Darum war ich nicht bereit, alles in mich aufzunehmen, was angeboten wurde. Der Reichtum schien mir zuweilen eine innere Leere zu verdecken. Zufriedenheit und Glück sind nicht die notwendige Folge des Reichtums. Es stimmt nicht immer, was der Kapitalismus lehrt: „Je mehr du hast, desto mehr Glück und Freude hast du.“ Ich halte es mehr mit der indischen Lehre, die sagt: „Je reicher und befreiter

dein Herz ist, desto mehr Freude und Glück hast du in deinem Leben.“ Das ist keine Haltung der Lethargie, keine Weltentsagung. Es bedeutet vielmehr, den materiellen Dingen einen Stellenwert zuzuordnen, so dass sie die Menschen nicht versklaven. Jesus meint nichts anderes als das, wenn er sagt: „Euch aber muss es zuerst um sein Reich und um seine Gerechtigkeit gehen; dann wird euch alles andere dazugegeben.“ (Mt 6, 33)

Während all meiner Jahre in Deutschland habe ich einerseits versucht, mich zunehmend zu integrieren, andererseits aber meine indischen Wurzeln zu bewahren. Meine Identität sah ich nicht als Zufall an, sondern als ein Geschenk. Ich schätzte, was mich ernährt, begleitet und getragen hat – meine Heimat, meine Kultur, Werte und Einsichten. Ich war mir bewusst, dass ich nicht mit leeren Händen nach Deutschland geschickt worden bin. Mein Land hat mir eine wunderbare Mitgift mitgegeben. Der Kontakt mit der neuen Welt hat mir geholfen, meine Heimat neu zu entdecken. Pfarrer H. Kringe, ein guter Freund, den ich zweimal nach Indien begleiten durfte, hat mir einmal gesagt: „Werde nicht Deutscher, bleibe ein Inder.“ Ich brauchte viel Zeit zu begreifen, was er damit meinte: „Entdecke deinen Reichtum, den deine Heimat dir mitgegeben hat. Du kommst aus einer Jahrtausende alten Kultur, die ungeheuer viel Wertvolles anzubieten hat. Du brauchst nicht anders zu werden, um geben zu können. Du kannst wie ein Licht in Deutschland leuchten, um den Menschen Wärme und Licht zu geben. Du brauchst nur dein Licht auf einen Leuchter zu stellen, dann leuchtet es allen, die dir anvertraut sind.“

Bewusstsein für die Gaben des Lebens

Ich begann zu geben, was ich hatte. Das geschah auf verschiedene Weise: durch meine Nähe, Worte, Taten, Vorträge, vor allem aber einfach durch mein Dasein. Mein Lachen, meine Herzlichkeit und meine Offenheit haben ihre Mitteilungskraft entwickelt. Sich mitteilen kann man nicht nur mit Worten, sondern auch mit dem, was man ist, wie man ist. Ich verstand, ich bin eine Gabe – wenn auch eine winzig kleine – für die Welt und so, wie ich bin, und mit dem, was ich habe, soll ich vor den Menschen leuchten.

Dankbarkeit für die Gaben des Lebens drückt sich in der Weitergabe aus. Diese Überzeugung gab mir Mut, mich, hinauszuwagen. Ich führte viele Studienreisen nach Indien, hielt Vorträge für eine Vielzahl von Gruppen und Vereinen (indische und deutsche) von nah und fern. Ich konnte das Interesse der Menschen wecken, die mehr über indische Religionen, Kulturen und Werte erfahren wollten. Ich nahm sie mit in die Tiefe des indischen Denkens, in die nahezu 5000 Jahre alte Kultur. Ich sprach über die Antworten, die die indischen Schriften auf die Urfragen der Menschheit anzubieten haben: Wer ist Gott? Woher kommt diese Welt? Was ist das Leben? Welches Ziel hat der Mensch? Was folgt nach dem Tod? Woher kommt das Böse? Indien hat auf all diese Fragen eigene Antworten, die zwar von der christli-

chen Lehre abweichen, deswegen aber nicht minderwertig sind. Ich konnte über einen anderen Gott sprechen, einen, der kein Volk als sein Eigentum erwählt, sich von keinem abkapseln lässt, nicht das Monopol irgendeiner Religion ist, der nicht irgendwo „oben“ existiert, sondern inmitten der Schöpfung, der viele Wege und viele Darstellungsmöglichkeiten von ihm zulässt, der im All als Harmonie erfahrbar ist. Ich sprach über *Parinama* – die Evolution, die auch heute noch in Gang ist, über *Vivārtha*, das Viel-Werden des Einen, über *Karma*, die Kraft, die die Evolution der Welt regelt, über *Dharma*, das der zwischenmenschlichen Beziehung Orientierung gibt. Ich sprach über *Maya*, die Schöpfungskraft Gottes, und *Mukti*, die befreiende und erlösende Kraft Gottes. Zur Sprache kam auch die Weltanschauung der *Upanishaden*, die geistliche Lehre der *Gita*, Werte wie *Ahimsa* und *Dharma*, die geistige Vision von Sankara und die Weltoffenheit von Vivekananda. Ich begann zu erzählen, wie Indien das Leben und das Leben nach dem Tod versteht; wie die *Rishis* Gott als eine Kraft verstehen, die alles durchdringt und erfüllt, wie die Mystiker Indiens die Welt als eine Ausdrucksform Gottes sehen.

Plötzlich hatte ich eine Botschaft, die ich mit Begeisterung verkündete. Mir wurde bewusst, was ich hatte, und ich begann zu geben. Umsonst haben wir empfangen, umsonst sollen wir geben (Mt 10, 8). „Entdecke, was du hast, und beginne zu geben“ – das ist doch eine großartige Mission! Bekehrung der Menschen war nicht meine erste Absicht. Ich wollte nur die Menschen ein wenig öffnen für Werte, die anders sind als ihre gewohnten.

Chancen entdecken, die Gott in unser Leben hineinspielt

Was kann ich als meinen Erfolg anführen? Erfolg kann man nicht in Kategorien einordnen und Erfolg darf auch nicht der Maßstab sein für die Güte einer Tat. Trotzdem muss ich eines gestehen: Als Geschäftsführer des Fördervereins Neues Kerala e.V. habe ich mich sehr unwohl gefühlt, konnte auch nicht den erhofften großen Erfolg verbuchen. Um auf diesem Feld Erfolg zu haben, muss man bereit sein, mit der Armut Geschäfte zu machen. Das konnte und tat ich nicht.

Was aber ist Erfolg in seelsorgerischer Arbeit? Ich kann nur sagen, ich habe das getan, was von mir gefordert wurde, ich habe das gegeben, was ich zu geben hatte, das ist eine wunderbare Aufgabe. Jeder Mensch hat seine Sendung und Aufgabe. Jeder Mensch hat auch die Verpflichtung, den Reichtum zu entdecken, den Gott ihm geschenkt hat. Das Reich Gottes ist mitten unter den Menschen. Gemeinsam diesen verborgenen Reichtum zu entdecken, ist eine schöne Aufgabe. Darum habe ich nicht versucht, etwas Anderes zu predigen als das Reich Gottes, das mitten unter den Menschen ist, das ohne große Mühe der Menschen von sich aus wächst. Seelsorge heißt dann, das Verborgene zu entdecken und anderen beim Finden zu helfen. „Sucht als erstes das Reich Gottes“, sagt Jesus. Gemeinsam das Reich Gottes, das Paulus als „Gerechtigkeit, Friede und Freude“ (Röm 14, 17) definiert, suchen

und seine allumfassende Anwesenheit erspüren, sich darüber zu freuen, dies habe ich als meinen Sendungsauftrag gesehen. Inwieweit ich ihn erfüllen konnte, vermag niemand zu sagen. Das weiß nur Gott, der alles, auch das Verborgene sieht. Die *Upanischaden* (indische Weisheitsbücher) sprechen vom Menschen als „Spielzeug“ in den Händen Gottes. Wir werden von Ihm als „Spielzeuge“ benutzt, um das Spiel zu spielen, das er gerne spielt. Letztendlich ist Er es, der spielt, und nicht wir. So habe ich meinen Blick auf das Schöne und Gute gerichtet, das ich immer wieder erfahren habe, und auf die guten Werke, die vielleicht durch mich vollendet werden sollen. Das Leben, so wie es ist, auch mein Leben, hat einen Sinn. Gestärkt durch diese Gewissheit konnte ich den Weg gehen, auf den ich geschickt wurde, auch wenn er nicht immer eben und glatt war. Wo das Leben jedoch zu einem „Auftrag“ wird, sprudelt die Freude bei jedem Schritt der Erfüllung.

Unsere äußere Form, ganz gleich, wie sie aussieht, ist nicht unsere Wahl. Sie ist die von der Kraft ausgedachte Form, die alles bewirkt. Sinnlos und zufällig ist sie nicht. Als Ausdrucksform des ewigen Seins hat jeder/jede etwas Einmaliges zu vollbringen, etwas dazu beizutragen, das wir Evolution nennen. Niemand von uns kommt ins Dasein mit leeren Händen. Von Geburt an fangen wir Menschen an, die Werke (*Dharma*) zu vollbringen, die uns aufgetragen sind. Das dafür notwendige Instrumentarium besitzt jeder von uns schon. Daraus resultieren Einmaligkeit, Eigenart und der Eigenwert des Individuums. Mit unseren jeweiligen Gaben und Grenzen sollen wir tätig sein und das, was wir haben, mit anderen teilen. So wie wir durch das Nehmen wachsen, müssen wir anderen zum Wachsen verhelfen, indem wir ihnen geben. Nehmen und Geben sind entscheidende Bausteine unserer Lebenswirklichkeit.

Wie treffend sagt doch Paulus: „Es gibt verschiedene Kräfte, die wirken, aber nur den einen Gott: Er bewirkt alles in allen.“ (1. Kor 12, 6) Er ist „ein Gott und Vater aller, der über allem und durch alles und in allem ist.“ (Eph 4, 6) Diesen Gott, der über allem und in allem ist und alles in allen bewirkt, zu entdecken und das Entdeckte weiter zu geben, ist eine schöne Aufgabe. Das werde ich tun, bis mein Sein in das Sein Gottes einfließt. Beglückend ist es, zu fließen, den vorbestimmten Bahnen entlang, mit dem großen Meer als Ziel unterwegs zu sein und dabei den Bäumen und Blumen, die am Rand des Pfades stehen, das Leben spendende Wasser zu schenken, selbst zu wachsen, anderen helfen zu wachsen und am Ende dort anzukommen, wo die unendliche Freude ist. So werde ich weiter fließen, ohne zu wissen, auf welchen Bahnen noch und bis wann!

Sushila Sharma-Haque

Heimat in der Mehrzahl



Sushila Sherma-Haque, geboren 1940 in Birahimpur, Indien. War verheiratet, aber jetzt alleinstehend, zwei Kinder. Ankunft in Deutschland: 1966. Hat in Indien Social Service Administration (Abschluss: Postgraduate Diploma) studiert. Berufsjahre: Ein Jahr in Indien und 33 Jahre in Deutschland. Seit 1999 im Ruhestand. Wohnort: Berlin.

Auszeichnungen: Bhartendu Puraskar – Hindi Debate, erster Preis 1959; Kamala Hindi Paritoshik – Essay, erster Preis 1959; Godino Puraskar – Eloquation, erster Preis 1959; Rotary prize in Debate, erster Preis 1958; Centenary Celebrations of national struggle for freedom – Essay and Debate, erster Preis 1957; Youth Congress – Essay and Debate, erster Preis 1958; All India Debate competition organized by Youth Congress, zweiter Preis 1961; Story writing in N.C.C., erster Preis; Reverend Mother of Sophia College for extempore Debate, 1961-62; Ramvilas Anandilal Trophy for Inter Collegiate

Debate, 1960; Hindi Prasar Samman 100.000 Rs., Kupferschild 2006
Mitgliedschaft in Vereinen: Bharat Majlis Berlin e.V.; Ladies Corner Berlin;
Deutsch-Indische-Gesellschaft Berlin

Die Familie

Geboren bin ich im Jahr 1949 in dem nordindischen Dorf Birahimpur in einer Dunkelkammer, das Zimmer hatte nämlich kein Fenster, so wie es heute noch in manchen nordindischen Dörfern üblich ist. So ein Zimmer nennt man *Barotha*.

Meine Familie gehört zu den *Kanyakubj Brahmin*, die die Priesterkaste der Hindus und somit die höchste darstellt. Meine Mutter gehörte zu den *Vaishnavas*, mein Vater zu den *Arya Samajis*. Mein Großvater war ein direkter Schüler von Swami Vivekananda.

Ich hatte zwei ältere Brüder, außerdem fünf ältere und eine jüngere Schwester. Meine Mutter war Hausfrau, mein Vater Geschäftsmann, Politiker, Sozialarbeiter und Gandhi-Anhänger, der sich mit seiner Familie in Bombay niedergelassen hatte. Meine Eltern waren Dörfler, die sich ihren Lebensraum erfüllten, indem sie in Birahimpur Ackerland kauften, es bewirtschafteten und darauf drei Häuser bauten. Sie besaßen zwei Gärten, einen mit Desimango-Bäumen und anderen Obstsorten und einen mit Kalmiaam, Zitronen, Sheesaam und Neem. Jedes Jahr fuhr unsere gesamte Familie, die 21 Personen umfasste, von Bombay nach Birahimpur, um dort ihre Ferien zu verbringen, was für mich als Kind ein großes Abenteuer war.

Meine Mutter und meine Tante waren Cousinen aus dem gleichen Dorf, die mit zwei Brüdern verheiratet waren. Zeitgleich zu meiner Geburt gebar meine Tante einen Sohn, daher stillte sie mich oft an ihrer Brust und dichtete dabei viele Lieder darüber, warum wohl ihre kleine Nichte keine Haare hatte. Davon ging eins wie folgt: „*Baalon ko notsch natsch, kanghi ko khenc-khaanc mundi baanhi meri Baby.*“ („Sie reißen an ihrem Haar herum, kratzen mit dem Kamm drüber – so wird mein Baby zum Kahlkopf.“)

Da ich pummelig, hellhäutig und wie erwähnt glatzköpfig war, nannte man mich Baby. Noch heute ist mein Rufname zu Hause Baby, sogar meine Enkelkinder nennen mich Baby Oma (*Nani* oder *Dadi*).

Meine Kindheit war sehr glücklich und fröhlich. Zur Schule ging ich in Bombay-Malad, danach absolvierte ich an der Universität Bombay meinen *Bachelor of Arts* in Hindi-Literatur und Psychologie. An dem sehr bekannten Tata Institute of Social Sciences in Bombay-Chembur promovierte ich in „*Medical and psychiatric social service administration*“.

Während meiner Zeit im College trat ich in den National Cadet Corps (NCC – indischer Kadettenkorps) ein. In meinem fünfjährigen Training besuchte ich einige „*All India Camps*“ und erhielt verschiedene Auszeichnungen. Im Jahr 1962/63 wurde ich von allen Kandidaten aus ganz Indien als „*Best Cadet N.C.O.*“ gewählt. Ich spielte Theater und schrieb teilweise selber die Stücke. Einiger meiner damaligen College-Freunde wurden später berühmte Schauspieler in Bollywood. Im Sport, vor allem Badminton und Tischtennis, gewann ich viele Medaillen. Als Nebenjob schrieb ich Kurzgeschichten und Artikel in Zeitungen und sprach in Hörspielen beim *All India Radio*, womit ich mir mein Taschengeld verdiente.

Kurz nach meiner Promotion starb mein Vater, und für meine Familie war es schwierig, innerhalb unserer Kaste einen passenden Partner für mich zu finden. Die Männer, die mir vorgestellt wurden, wollten keine emanzipierte und qualifizierte Frau heiraten, denn zu meiner Zeit war eine Ehefrau an erster Stelle Schwiegertochter, deren Pflicht es war, der Familie ihres Mannes zu dienen und viele Söhne zu gebären. Doch für diese Aufgaben war ich wohl zu unqualifiziert. Aber wie alle anderen indischen Mädchen wollte ich auch heiraten. Kurze Zeit später hatte ich einen muslimischen Freund, was für ein Brahmin-Mädchen sehr ungewöhnlich war.

Heirat und Reise nach Deutschland

Als mein Freund im Rahmen seines Studiums ein Stipendium in Deutschland bekam, willigte meine Familie in unsere Hochzeit ein. Ich arbeitete zu dieser Zeit in einem Navy-Krankenhaus als Sozialarbeiterin im Bereich der Familienplanung. Ich verdiente gut und war angesehen und respektiert. Am 30. Dezember 1965 heirateten wir und im Januar 1966 waren wir auf einem Schiff namens Sydney unterwegs nach Deutschland.

Es war nicht mein Entschluss, nach Deutschland zu gehen, sondern ich begleitete nur meinen Ehemann. Ich ging weder nach Deutschland, um zu studieren, noch in der Hoffnung, eine bessere Arbeitsstelle zu finden, und auch nicht, um ein Teil dieser sogenannten Wohlstandsgesellschaft zu werden, denn es ging mir in Indien finanziell und emotional sehr gut. Über Deutschland und die Deutschen wusste ich kaum etwas, auch die Sprache konnte ich nicht. Auf dem Schiff begegnete ich einem Pastor, der mir ein wenig Deutsch beibrachte.

Nach einer zwölftägigen Reise auf dem Schiff nahmen wir von Genua einen Zug und kamen am 11. Februar 1966 in Duisburg im Ruhrpott an. Damals habe ich geweint. Alle Bäume waren kahl und die Umgebung war schwarz. Ich wollte zurück nach Indien!

Mein Mann musste ein Praktikum in einer Kugellager-Firma machen und ich hatte nur ein Touristenvisum. Die Kugellager-Firma Balzer empfing uns sehr freundlich, wunderte sich jedoch, dass mein Mann verheiratet war und ich auch mit nach Deutschland gekommen war. Sie hatten sehr viel Mitleid mit uns und boten mir eine Stelle in ihrer Fabrik an. Außer mir waren alle Angestellten Deutsche. Man sah mich als Exotin an und alle waren sehr hilfsbereit. Jeden Morgen musste ich im bitterkalten deutschen Winter ohne warme Kleidung länger als eine halbe Stunde zur Fabrik laufen, aber ich war froh, dass ich mit meinem Mann zusammen war, eine Arbeitsstelle hatte und Geld verdiente. Später verkaufte uns einer der Mitarbeiter seinen VW-Käfer mit Schiebedach und zusätzlichen Winterreifen für nur 300 DM. Von da an konnte ich mit dem Auto zur Arbeit fahren.

Wir waren in einem Hotel untergebracht, das an einem Marktplatz stand. Auf dem Markt gab es nichts Indisches, aber die Stimmung war sehr

gut. Alle begrüßten mich als Prinzessin aus Indien und sangen „Humba humba humba tätärä“. Ich war sehr angetan von der Freundlichkeit der Deutschen. Erst später wurde mir klar, dass diese Freundlichkeit durch den Karneval bedingt war. Da wir wenig Geld hatten, bekamen wir in den Lokalen umsonst zu trinken. Wir haben es genossen, bis eines Tages der Karneval vorbei war und ein Junge auf dem Marktplatz zu mir sagte: „Tante, mach die Farbe ab, Karneval ist vorbei.“ Wie sollte ich ihm erklären, dass meine Hautfarbe echt war? Ein anderes Kind wunderte sich, warum ich kein Deutsch konnte, obwohl doch jeder in Deutschland Deutsch spricht.

Das bewog mich, die Sprache zu lernen, und ich ging zur Volkshochschule. Dort lernte ich die Italienerin Maria, ihre Freundin Ingrid und zwei Inder, Herrn Apte und Herrn Sandhu, kennen. Inzwischen war mein Touristenvisum abgelaufen und ich musste zum Ausländeramt. Ein Polizeibeamter mit nur einem Ohr – er war kriegsgeschädigt – drohte mir, dass ich Deutschland zu verlassen habe. Meine Antwort darauf war, dass ich weggehe, wann ich es will, nicht ahnend, wie streng die Ausländergesetze hier waren. Ich wusste nicht einmal, dass man eine Arbeitserlaubnis brauchte, um zu arbeiten. Durch meine neuen Freunde an der Volkshochschule lernte ich die Carl-Duisburg-Gesellschaft kennen und einen Club, in dem Frau Michaelis die Leiterin war. Sie war sehr angetan von mir und meiner Qualifikation. Sie kannte bisher keine Inderin, die studiert hatte, fließend Englisch sprach, schwimmen konnte und sogar im Sari Tischtennis spielte. Sie mochte mich so sehr, dass sie mich überall hin mitnahm. Auf diese Weise lernte ich den Bürgermeister von Duisburg und viele andere einflussreiche Menschen kennen. Fast jeden Tag war mein Foto in den Duisburger Zeitungen. Als ich wieder zum Ausländeramt musste, begleitete mich Frau Michaelis und fungierte als Dolmetscherin.

Der gleiche Polizeibeamte wie damals wollte mich nach Indien zurückschicken, fragte mich aber, warum ich einen schwarzen Punkt auf der Stirn hatte. Ich antwortete, dass ich ihn deshalb trage, weil ich traurig bin, dass ich nicht in Deutschland bleiben darf. Er mochte meinen Humor und sagte, ich müsse eine anständige Wohnung nachweisen, dann bekäme ich eine Aufenthaltserlaubnis. Nun entstand das Problem, woher man so eine Wohnung nehmen und wie man sie finanzieren sollte. Als Zeitungsreporter mich das nächste Mal interviewen wollten und Fragen zu heiligen Kühen, Stirnpunkt und Sari stellten, sagte ich, dass ich erstmal meine Probleme mit meiner Aufenthaltserlaubnis zu klären habe. Der Chefreporter des „Duisburger Anzeigers“, Herr Schmidt, veröffentlichte meine Geschichte in seiner Zeitung. Daraufhin meldete sich eine Lehrerin aus Rheinhausen und war bereit, mir ihr Haus zur Verfügung zu stellen. Sie musste wegen eines weiteren Studiums nach Dortmund. Ich sollte in ihrer Abwesenheit ihren Garten pflegen, dafür bekam ich eine Wohnung in ihrem Haus mit Wohnzimmer, Schlafzimmer, Küche und Bad für nur 150 DM. Nun begann eine schöne Zeit in Deutschland.

Wie ein Schutzengel

Jetzt war das Ausländeramt in Duisburg nicht mehr für mich zuständig und in Rheinhausen fragte man mich, warum ich nicht meiner Qualifikation entsprechend arbeite. Wenn ich einen Arbeitsplatz nachweisen könne, bekäme ich auch eine Aufenthaltserlaubnis. Als ich meiner Hauswirtin Frau Whysk das erzählte, schaute sie sich meine Zeugnisse an, nahm ihr Fahrrad und fuhr los, um mir eine Arbeitsstelle zu besorgen. Das werde ich ihr niemals vergessen. Sie war für mich wie ein Schutzengel in Deutschland. Durch sie bekam ich eine Arbeitsstelle bei der Lebenshilfe in einer Tagesstätte für geistig behinderte Kinder. Trotz meiner geringen Deutschkenntnisse bekam ich in dieser Einrichtung viel Anerkennung. Dr. Müller, Frau Wendler und Frau Bours werde ich auch nie vergessen. All diese Menschen trugen dazu bei, dass mein Leben in Deutschland schön wurde.

In der Zwischenzeit bekam ich dank Frau Michaelis ein Stipendium an der Benedikt-Sprachschule, um Deutsch zu lernen. Ich lernte die Sprache schnell und gut. Nun suchte ich nach einer Arbeitsstelle, die meiner Qualifikation entsprach. Im Arbeitsamt ließ man mich acht Stunden warten und ich bekam die Auskunft: „Sozialarbeiterin sein und Geld verdienen wollen, das geht nicht.“ Und wenn ich in einem Krankenhaus arbeiten möchte, müsste ich mindestens Krankenschwester sein. Meine Qualifikation als Diplom-Sozialarbeiterin mit Schwerpunkt Medizin und Psychiatrie war damals in Deutschland nicht bekannt. Heute ist es üblich, dass Sozialarbeiter in Krankenhäusern arbeiten. Später wurde mein Studium vom Regierungspräsidium in Köln anerkannt. Ich blieb also vorerst bei der Lebenshilfe in Rheinhausen.

Aber schon bald wurde ich zur stellvertretenden Leiterin und dann zur Leiterin einer Einrichtung im Kreis Moers, in dem Ort Kamp-Lintfort. Zur gleichen Zeit hatte ich auch eine Stelle im Landeskrankenhaus in Düsseldorf in der Abteilung Jugendpsychiatrie als Heilpädagogin. Nebenbei arbeitete ich als freie Mitarbeiterin bei der Deutschen Welle im Hindi-Dienst. In Bombay war ich auch Redakteurin bei *All India Radio* gewesen, nachdem ich ein Stimmen-Casting zur Moderatorin und Hörspielsprecherin bestanden hatte. Aus meiner freien Mitarbeit wurde bald eine Vollzeitstelle.

Also gab ich meine Stelle als Leiterin auf und fing 1969 als Redakteurin bei der Deutschen Welle an. Frau Dr. Lohia, eine sehr angenehme Person, war damals Leiterin des Hindi-Dienstes und schätzte meine Arbeit sehr. Außer mir gab es jedoch kaum jemanden, der Rundfunkerfahrung aus Indien mitbrachte und der Hindi als Muttersprache sprach. Dennoch herrschte eine sehr gute und kollegiale Atmosphäre im Hindi-Dienst. Doch plötzlich wurde ein Deutscher Chef der Hindi-Abteilung und ich musste die bittere Erfahrung machen, dass von nun an nicht Qualifikationen, sondern Beziehungen gefragt waren. So wurden viele Zeitverträge, so auch meiner, nicht mehr verlängert. Frau Dr. Lohia kündigte ihre Arbeitsstelle freiwillig. Der neue deutsche Chef holte seine Freundin aus Indien als Aufnahmeleiterin,

obwohl sie weder Radiojournalistin war noch ausreichend Hindi konnte. Qualifiziert sein und dann auch noch selbstbewusst, das mochten meine Arbeitgeber an mir nicht.

In meinem Privatleben aber erfreute ich mich eines intakten sozialen Umfeldes. Ich hatte sowohl guten Kontakt zu Deutschen als auch zu vielen Indern, die damals hauptsächlich zum Studium nach Deutschland gekommen waren. Wir Inder waren für einander wie ein Familienersatz in der Fremde. An den Wochenenden waren wir immer zusammen, kochten, feierten und trösteten uns gegenseitig in schwierigen Lebenslagen.

Durch meine gut bezahlten Arbeitsstellen konnte ich jedes Jahr zu meiner Familie nach Indien fliegen, was mir sehr viel bedeutete. Ich hatte in all den Jahren immer guten Kontakt zu meiner Familie.

In den siebziger Jahren verstarb mein Ehemann. Ich hatte keinen Grund mehr, in Deutschland zu bleiben, und ging zurück nach Indien. Meine Familie war der Meinung, dass ich als junge Witwe keine Zukunft in Indien hätte und lieber wieder nach Deutschland gehen sollte, was ich in Begleitung meiner Mutter auch tat. Sie blieb ein Jahr bei mir, um mir über meine Trauer hinwegzuhelfen.

Einige Jahre später heiratete ich einen Pakistaner. Das wäre in Indien wohl kaum möglich gewesen. Aber hier in der deutschen Gesellschaft war es unproblematisch.

1977 wurde mein Sohn Imtiaz in Köln geboren. Es fing eine schwere Zeit für mich an, obwohl ich mir so sehr ein Kind gewünscht hatte. Leider musste ich jedoch Vollzeit arbeiten und mein Sohn wurde von Anfang an von einer Tagesmutter betreut. Ich arbeitete zu dieser Zeit in einem Waisenhaus in der Abteilung für schwererziehbare Mädchen und hatte oft Wochenend- und Nachtdienste. Mein Ehemann war arbeitsbedingt nach Berlin gezogen, und so war ich mit meinem Kind ganz alleine, ohne Partner und ohne Familie. Wenn man ein Kind in Indien bekommt, sind so viele liebe Menschen um einen herum, die sich um Mutter und Kind kümmern. Aber hier war es leider nicht so. Ich bekam viele Glückwunschkarten, aber kaum praktische Hilfe.

Zwei Jahre später zog ich zu meinem Mann nach Berlin, wo 1979 meine Tochter Anamika geboren wurde. Das war der glücklichste Tag in meinem Leben! Nach einem Jungen hatte ich nun auch noch ein Mädchen. Ein Jahr Babypause tat mir und meiner Familie sehr gut. Ich fand schnell Anschluss an die Berliner Inder und war aktiv im indischen gesellschaftlichen Leben. Ich organisierte indische Programme und moderierte Veranstaltungen. Später wurde ich Präsidentin des Vereins „Bharat Majlis Berlin“, dem ältesten indischen Verein Europas. Im Jahr 1985 gründete ich zusammen mit anderen Frauen den Verein „Ladies Corner Berlin“.

Die Idee des Vereins bestand darin, einen Familienersatz in einem fremden Land zu schaffen. Die Frauen sollten sich in unterschiedlichsten Lebenslagen gegenseitig unterstützen, ihre Erfahrungen austauschen und einfach gesellig beisammen sein, was zu Anfang auch ganz gut klappte.

Probleme in der Schule

Zu Deutschen hatte ich in Berlin, anders als in Westdeutschland, weniger Kontakt. Meistens waren es Eltern von Schulfreunden meiner Kinder oder Kollegen. Wir wohnten in Berlin-Lichterfelde, wo damals sehr wenige Ausländer lebten. In vielen Situationen musste man sich erst einmal behaupten, bevor man anerkannt wurde. Passte man sich an, schien alles in Ordnung zu sein. Noch heute gehen viele Deutsche erst einmal davon aus, dass ich sie nicht verstehe, bis ich ihnen dann antworte. Mein Sohn hatte aufgrund seines aufbrausenden Temperaments viele Probleme in der Schule, nicht zuletzt auch wegen seiner Herkunft. Einmal sagte eine Grundschullehrerin zum Beispiel zu ihm: „Aus dir mach ich auch noch einen Menschen.“ Leider geriet er oft in solche Situationen, in denen er sich als „Ausländer“ persönlich angegriffen fühlte. An dieser Stelle ist es allerdings auch wichtig zu erwähnen, dass meine Tochter keine derartigen Probleme hatte. Sie war anpassungsfähig und eher zurückhaltend.

Obwohl mein Mann Moslem und ich Hindu war, schickten wir unsere Kinder in der Schule zum evangelischen Religionsunterricht. Für uns gehörte das Kennenlernen einer anderen Religion zum Allgemeinwissen, und es war uns ein Anliegen, dass unsere Kinder auch Werte und Normen dieser christlich geprägten Gesellschaft mitbekamen. Zu Hause übten wir überwiegend die hinduistische Religion aus, so dass unsere Kinder von Anfang an damit vertraut waren. Es war sehr schwierig für mich, in einem fremden Land zwei Kinder großzuziehen, ohne die Unterstützung von Großeltern, Geschwistern oder anderen Familienmitgliedern.

Es ist schwer, wenn Kinder bemerken, dass sie anders sind als andere Kinder hier und das in ihrem Umfeld auch zu spüren bekommen, obgleich auch nicht immer im negativen Sinne. Meine Kinder hörten oft Sätze wie: „Fliegt ihr in den Ferien nach Hause?“ oder „Ist das bei euch auch so?“

In meinem Berufsleben bedeutete der Umzug nach Berlin einen enormen Abstieg auf der Karriereleiter. Von Anfang an arbeitete ich nur als Erzieherin. Ich hatte zwar eine Planstelle und war Angestellte im öffentlichen Dienst des Landes Berlin, doch war ich weit unter meiner Qualifikation beschäftigt. Von meinen deutschen Kolleginnen wurde es mir unmöglich gemacht, weiterzukommen. Sie waren neidisch darauf, dass ich als Sozialarbeiterin mit einem promovierten Biologen verheiratet und dazu auch noch Ausländerin war. Da ich in der Zwischenzeit viele Weiterbildungen gemacht hatte, durfte ich Praktikanten betreuen und ausbilden, was ihnen auch nicht gefiel. Sie waren im Vergleich zu mir unterqualifiziert und aus dem typischen Berliner Arbeitermilieu. Ich arbeitete im Berliner Bezirk Neukölln, der durch seinen hohen Ausländeranteil auffällt. Viele Deutsche in diesem Gebiet halten von Ausländern nicht viel. Meine Kolleginnen hielten also zusammen – gegen mich. Obwohl ich bereits seit vielen Jahren in Deutschland lebte, trug ich bei der Arbeit oft einen Sari. Erst in Berlin hörte ich wegen der blöden Bemerkungen meiner Kolleginnen damit auf und trug ihn nur noch

zu besonderen Anlässen. Ich blieb also 20 Jahre Erzieherin und ging 1999 aus gesundheitlichen Gründen vorzeitig in den Ruhestand.

Professor Nespital bat mich schon seit vielen Jahren, an der Universität Hindi zu unterrichten. Als Rentnerin hatte ich nun endlich Zeit dafür. Ohne ein Honorar zu erhalten, lehrte ich zwei Jahre lang Fortgeschrittenen die Hindi-Sprache und -Literatur an der Freien Universität Berlin im Fachbereich Indologie. Professor Nespital verstarb während dieser Zeit an einem Krebsleiden, was ich sehr bedauerte. Er war der einzige Deutsche, den ich jemals kennengelernt habe, der fließend und mit guter Aussprache Hindi sprechen konnte.

An der Universität besuchte ich die Kurse deutscher Hindi-Dozenten, um etwas von ihren Lehrmethoden zu lernen. Als ich ihr fehlerhaftes Hindi verbesserte, beendete Professor Falk meine Tätigkeit ohne jegliche Anerkennung. Für die deutschen Dozenten stellte eine Muttersprachlerin eine große Konkurrenz dar. Leider habe ich derartige Erfahrungen in Deutschland oft gemacht.

Inzwischen lehre ich Hindi im Auswärtigen Amt und in einem Sprachenatelier. Meine Tätigkeit als Hindi-Lehrerin im Ausland wurde im Jahr 2005 vom *Bharatiya Hindi Sansthan* der indischen Regierung anerkannt, im Jahr 2006 erhielt ich als Auszeichnung ein Kupferschild und 100.000 Rs.

Lebensabend in Indien?

Wenn ich zurückblickend heute noch einmal entscheiden könnte, ob ich nach Deutschland immigrieren wolle, würde ich mich eindeutig dagegen entscheiden. Während meiner Jahre im Berufsleben dachte ich oft, dass ich meinen Lebensabend in Indien verbringen würde. Daher kaufte ich auch eine Eigentumswohnung in Bombay. Doch damals bedachte ich nicht, dass ich auch älter werde und mir dadurch vieles schwerer fallen wird. Ich bin hier krankenversichert und weiß das deutsche Gesundheitswesen im Vergleich zum indischen zu schätzen. Genauso wie ich hat sich auch Indien in all den Jahren verändert. Es ist nicht mehr das Land, das ich zurückgelassen habe. Ich habe oft Schwierigkeiten, mich dort zurechtzufinden.

Leider gibt es das Wort Heimat nicht in der Mehrzahl, aber ich kann von mir sagen, dass ich mich sowohl in Bombay als auch in Berlin heimisch fühle. Meine Kinder sind in Deutschland geboren. Sie denken und handeln deutsch, haben auch die deutsche Staatsangehörigkeit, werden aber aufgrund ihrer Hautfarbe nicht als Deutsche angesehen. Sie haben auch nicht die Wahl, nach Indien zu gehen, denn für sie ist es ein fremdes Land. Sie beherrschen zwar die Sprache und kennen die Religionen und Sitten, doch haben sie immer nur ihre Ferien dort verbracht. Von einem „Zurückgehen“, wie es viele Deutsche oft bezeichnen, kann im Fall der zweiten Generation gar nicht die Rede sein.

Nun habe ich auch ein Enkelkind, den Sohn meiner Tochter. Er ist

mein Sonnenschein und der Mittelpunkt meines Lebens. Ich hoffe, dass er es in diesem Land trotz seiner Hautfarbe besser haben wird als ich und meine Kinder.

Glossar

Vaishnavas: Angehörige einer der Hauptströmungen des Hinduismus; die Vaishnavas verehren den Gott Vishnu, vor allem in seiner Inkarnation als Krishna.

Arya Samajis: Mitglied des „Arya Samaj“, einer reform-hinduistischen Organisation.

Swami Vivekananda: hinduistischer Mönch und Gelehrter, sprach 1893 als erster Hindu vor dem Weltparlament der Religionen in Chicago.

George Arickal

Ein Leben zwischen zwei Welten



***George Arickal**, geboren 1939 in Mekkad, Kerala. Verheiratet, zwei Kinder. Ankunft in Deutschland: 1961. Studium: Diplom-Volkswirt, Dr. rer. pol. in Deutschland. Beruf: Entwicklungsökonom. War tätig als Geschäftsführender Vorstand der Karl Kübel Stiftung (KKS) Bensheim. Berufsjahre: 4 Jahre in Indien, 28 Jahre in Deutschland. Seit 2005 im Ruhestand. Wohnort in Deutschland: Köln.*

Wichtige Veröffentlichungen:

Die „Non Governmental Organisations“ (NGOs) als Partner des Staates im Rahmen einer geplanten sozialökonomischen Entwicklung, dargestellt anhand ausgewählter Beispiele in Bihar/Indien. Duncker & Humblot Verlag, Berlin 1976; Auf dem Weg zur Einen Welt. Begegnungen und Erfahrungen in Indien, Deutschland und der ganzen Welt, Publik-Forum Verlag, Oberursel 2002; The Same Globe For All. Sharing on Encounters in East and West, Media House, Delhi 2004.

Mitgliedschaft in Vereinen:

Mitgründer des *A. D. Trust*; Direktor der *Karl Kübel Foundation (KKF) India*; Direktor des *Renewable Energy Center Mithradam, Cochin*; Mitglied im Beratungsgremium des *Little Flower Hospital & Research Centre, Angamally, Kerala*.

Destination Germany

Die Anfrage kam wie aus heiterem Himmel. Es war an einem Abend im Februar 1961. Gemäß der täglichen Routine im Sacred Heart Petty Seminary, Ernakulam, gingen die Studenten um 16 Uhr in die Pause. Imbiss mit Tee, ein wenig Gartenarbeit, Volleyballspiel und anschließend eine tüchtige Dusche waren die Programmpunkte vor dem Abendstudium. Kaum war ich im Studiensaal, rief mich der Pater Rektor zu sich und fragte, ob ich mir vorstellen könne, nach der Lateinprüfung das Philosophie- und Theologiestudium gemeinsam mit einem anderen Kollegen in Deutschland fortzusetzen. Mit dieser für mich sehr erfreulichen Auswahl waren die Schienen für meinen Zug in Richtung Europa gelegt.

Es begann die Zeit der Reisevorbereitungen und gleichzeitig die Suche nach dem Bild des Gastlandes und seiner Menschen. Da Auslandsreisen damals noch selten waren, wurde ich mit vielfältigen Fragen konfrontiert, die meine Neugier und Spannung nährten. Die Fragen kamen zum Beispiel von verängstigten älteren Menschen, die sich nicht vorstellen konnten, wie ein Flugzeug die Berge und Meere überquert oder wie das wochenlange Leben auf einem Schiff aussehen könnte. Fürsorgliche Mütter und Frauen stellten eher die Frage, ob es in Europa denn auch Reis, Zucker und Gewürze gebe und wie es um Ernährung, Kleidung und Unterkunft bestellt sei. Die Jüngeren fragten nach dem abenteuerlichen Leben in Europa und wie die Menschen dort wohl sein würden. Ob es dort Erde, Pflanzen und Tiere wie in Indien gebe und ob die Menschen mich akzeptieren und respektieren würden? Würde man nicht einsam sein auf einem so fremden Kontinent?

Das Bild von Europa war schwammig, doch folgendes schien sicher zu sein: Alle Europäer waren reich, hatten große Häuser, große Autos, und sie verrichteten keine niederen Arbeiten, sie machten sich die Hände nicht schmutzig, sie waren alle Inhaber von „white collar jobs“ und ihre Moral war zu liberal. In Bezug auf die Ernährung bekam ich allerdings einen Dämpfer. Ein Priester, der Deutschland besucht hatte, hob die Bedeutung von Kartoffeln und Wurst auf den deutschen Speisekarten hervor und erklärte, die Wurst sei „zerriebenes Fleisch in Schweinedärmen“. Diese Beschreibung war für mich so abstoßend, dass ich mir vornahm, alles zu vermeiden, was mir fremd vorkam, denn es könnte ja „Wurst“ sein. Der Schulunterricht in meinem Gymnasium vermittelte den Eindruck, dass die Deutschen besonders reich, fleißig, pünktlich und große Experten in den Naturwissenschaften seien. Angefüllt mit solchen Vorstellungen fieberte ich meiner ersten Auslandsreise entgegen.

Unterwegs zum gelobten Land

Am 8. Juli 1961 starteten wir aus Cochín, bekannt als die Königin des Arabischen Meeres. Das Schiff hieß „Australia“ und fuhr unter italienischer Flag-

ge. Ich war plötzlich inmitten einer neuen Welt, gemeinsam mit Menschen aus anderen Kontinenten. Juli ist der Monat des Monsuns und entsprechend hoch waren die Wellen, durch die sich die „Australia“ kämpfte. Das Menü im Schiff hatte sieben Gänge und ich konnte „wurstverdächtige“ Speisen ausschließen. Ich war überzeugt, dass das tägliche Menü in Europa ähnlich aussehen würde wie auf der „Australia“.

Der unendliche Horizont und das ungewohnte Inseldasein inmitten des Meeres verstärkten in mir die Sehnsucht, endlich wieder Land zu sehen, zu riechen und zu berühren. Die Möwen flogen um das Schiff herum und kündigten an, dass Arabien nicht mehr fern sein konnte. Wir erreichten den Hafen von Aden. Ich nahm die Erde wahr wie ein verlorener Sohn, der das Vaterhaus wieder neu entdeckt, und begriff in diesem Moment, dass Arabien und Indien bereits in der Zeit vor Christus Handelspartner gewesen waren.

Auf friedlicheren Wellen ging es weiter durch das Rote Meer, den Suezkanal und das Mittelmeer nach Europa. Sizilien war die erste Station, wo meine Vorstellungen von Europa einer gründlichen Revision bedurften: kleine Häuser, enge Gassen, steinige Straßen, Kleider, die zum Trocknen an den Fenstern hingen, Menschen, deren Hände die Spuren harter Arbeit verrieten.

Nach schönen und spannungsvollen Erlebnissen erreichten wir Genua, den Zielhafen der „Australia“. Dort fuhren wir zum Bahnhof, um den Zug nach München zu nehmen. Viele Gleise, viele Richtungen, viele Züge, viele Menschen, viele Fahrkartenschalter und viele Sprachen verwirrten uns. Am 24. Juli kamen wir schließlich wohlbehalten an unserem Zielort in Eichstätt, Bayern an.

Erste Impressionen

Zum Empfang bei der Ankunft standen die meisten Studenten der Hochschule am Ausgang des Bahnhofs. Im Hof der Hochschule sangen die Studenten Willkommenslieder, und einer hielt eine Begrüßungsrede auf Latein, da er kein Englisch sprach und wir kein Deutsch. Im Unterschied zu vielen ausländischen Studenten, die bei der Ankunft in Deutschland keine Ansprechpartner fanden, erlebten wir eine warmherzige Aufnahme.

Am Abend versammelten sich alle Studenten und Professoren im Speisesaal. Es gab Kartoffeln und Heringe. Ich traute den frisch aussehenden Heringen mit den großen Augen nicht, da sie mir ungekocht zu sein schienen, und wartete auf die nächsten Gänge wie auf dem Schiff. Plötzlich ein Klingeln, alle standen auf, und das Abendessen war zu Ende. Ab da nahm ich mir vor, in Zukunft alles zu essen, was auf den Tisch kam. Mir sollte es Wurst sein – solange nur keine Wurst serviert würde.

Eine weitere überraschende Entdeckung an meinem Ankunftstag war, dass die Sonne in Deutschland im Unterschied zu Indien im Sommer sehr spät schlafen geht und am Morgen schon früh aufwacht.

Ende Juli begannen die Sommerferien. Ein Kollege lud mich ein, die

Ferien mit seiner Familie in Oberhaunstadt bei Ingolstadt zu verbringen. Ich hatte damit echtes Glück, denn unbewusst hat diese Zeit den Grundstein für meine Integration in Deutschland gelegt. Ich war über manches verwundert: Nicht alle waren dort reich, hatten große Häuser oder „white collar jobs“. Die meisten Häuser waren damals noch mit Plumpsklos ausgestattet. Nicht an jedem Tag wurde geduscht, und nur wenige Familien besaßen damals einen Fernseher oder ein Auto. Ich konnte miterleben, wie das deutsche Wirtschaftswunder diese Situation während der ersten Hälfte der 60er Jahre grundlegend veränderte.

Mir fiel auf, dass viele Jugendliche im Dorf handwerkliche Berufe wie Friseur, Schreiner und Maurer erlernten, obwohl sie aus christlichen Familien stammten – in Indien werden diese Berufe traditionsgemäß von Hindus unterer Kasten ausgeübt. Diese Beobachtung veranlasste mich, die Arbeitsteilung und das Kastensystem in Indien kritisch zu reflektieren. Über den Wert der Arbeit in Deutschland bestimmte der Markt, nicht die Herkunft wie in Indien. Diese und andere Eindrücke stürzten eher beiläufig auf mich ein, denn ich sollte ja vor allem Deutsch lernen. Die Dorfbewohner, einschließlich der Kinder, waren meine Deutschlehrer. Besonders schwierig war es, Wörter mit den Umlauten „Ö“ und „Ü“ auszusprechen. Meine Zunge musste dabei öfter einen Salto Mortale schlagen. Es gab auch gelegentliche Momente des Heimwehs, in denen ich am liebsten nach Indien zurückgefahren wäre. Zum Glück hatte ich jedoch kein Geld für das Flugticket.

Am 13. August kam es zu aufgeregten Diskussionen im Dorf. Das Fernsehen zeigte schreckliche Bilder über die Errichtung der Mauer mitten durch Berlin. Ich konnte den Hass gegen das kommunistische Regime der DDR nachvollziehen, denn ich erinnerte mich an die „Befreiungsbewegung“ gegen die demokratisch gewählte kommunistische Regierung in Kerala im Jahr 1957. Ich sammelte Informationen über die Berliner Mauer und verfasste einen Artikel in Malayalam zur Veröffentlichung in der Zeitschrift *Sathya Deepam*. Dieses Erlebnis motivierte mich, die deutsche Politik bewusster zu verfolgen.

Der Beginn als Gasthörer

Ganz gespannt war ich auf den Beginn des Studiums. In der Hochschule wartete jedoch eine unangenehme Information auf uns. Das Bayerische Kultusministerium hatte mitgeteilt, dass wir für die Zulassung an Deutschen Universitäten einer Ergänzungsreifepfung bedurften. Eine Welt brach in uns zusammen. Nach einigen Recherchen ließ Pater Regens uns wissen, dass wir uns als Gasthörer an der Hochschule einschreiben lassen konnten. Die Prüfungen würden anerkannt, wenn wir die Ergänzungsreifepfung erfolgreich abschlossen. Wir verzichteten auf den Besuch eines Studienkollegs und ließen uns als Gasthörer einschreiben.

Zum Erlernen der deutschen Sprache besuchte ich das Goethe-Institut in Walchensee. Mir machte das Deutschlernen Spaß, obwohl mir die Logik

von „der, die, das“ große Schwierigkeiten bereitete. Ich konnte einfach die deutsche Gender-Philosophie nicht verstehen. Wenn der Zug das Mädchen zur Schule bringt, heißt es: „er bringt es zu ihr“, obwohl der Zug und die Schule neutral sein sollten und das Mädchen weiblich. Schwierig gestaltete sich auch der Umgang mit den Zahlen. Statt des komplizierten „Neunzehnhunderteinundsechzig“ wäre mir „Eintausendneunhundertsechzigundeins“ wesentlich leichter gefallen. Diese Zahlenakrobatik war für mich kaum nachvollziehbar.

Der einmonatige Aufenthalt im wunderschönen Walchensee ermöglichte mir auch die erste Begegnung mit Schnee. Zunächst schien der Schnee nicht so kalt zu sein, wie ich ihn mir vorgestellt hatte. Ein längerer Spaziergang mit heftigen Schmerzen an Nase, Ohren, Händen und Füßen ließ mich jedoch die Kälte im Winter deutlich spüren. Nach der Deutschprüfung fuhren wir schnell nach Eichstätt zurück, denn wir wollten die Vorlesungen des ersten Semesters auf keinen Fall versäumen.

Parallel zur Vorbereitung der Hochschulreifepfung besuchte ich die Vorlesungen in Philosophie. Ich hatte fleißig mitgeschrieben, doch auf meinem Notizblock standen keine Sätze, sondern nur einzelne Wörter wie Sein, Existenz, Logik, Aristoteles, Sokrates. Zum Glück gab es Manuskripte anderer Kommilitonen, mit deren Hilfe ich manches nachvollziehen konnte. Nach der Semesterprüfung legten wir im Mai 1962 die Ergänzungsreifepfung im Studienkolleg der Universität Erlangen ab. Genau zehn Monate nach der Ankunft in Deutschland bestanden wir also die Semesterprüfung und konnten die Reife für das Studium an den deutschen Hochschulen nachweisen. Es war Mittag und ich bestellte Nürnberger Bratwürstchen mit Sauerkraut und Bier und zelebrierte dieses Mahl wie meine eigene kleine Examensfeier. Bei dieser Gelegenheit überwand ich endgültig meine frühere Aversion gegen Wurst.

Spuren des Kolonialismus

Die Kommunikation fiel mir immer leichter. So konnte ich auch die Vorgänge in der Welt besser verfolgen. In dieser Zeit las ich Zeitungskommentare über die Annektierung Goas durch Indien. Sie kritisierten diese Aktion Indiens scharf. Ich fragte mich, warum es für die europäische Bevölkerung selbstverständlich war, Gebiete in anderen Kontinenten in Besitz zu nehmen und die dortige Bevölkerung zu unterjochen. Niemandem schien aufzufallen, wie gefährlich das Wort „Entdeckung“ war. Hatte es zuvor etwa keine Menschen auf den Kontinenten Afrika, Amerika oder Asien gegeben? Ist das erste Erreichen eines Ortes über den Seeweg gleichzusetzen mit seiner Entdeckung oder gar Eroberung? Bei solchen Fragen stieß ich in Deutschland auf Widerstand. Die Gespräche endeten meist mit dem unausgesprochenen Satz: „We agree that we disagree.“ Für mich war das ein Anlass, über das eigene, das wahrgenommene und das vorherrschende Menschenbild Europas nachzudenken.

Das Ergebnis meiner späteren Nachforschungen war erschreckend. Der schwedische Naturforscher Carl von Linné teilte in seinem Werk „Systema Naturae“ (1758) die Menschheit in folgende Kategorien ein: a) der amerikanische Indianer, rötlich, großgewachsen, cholerisch und hartnäckig, b) der Europäer, weiß, muskulös, agil und erfinderisch, c) der Asiate, gelb, melancholisch, unnachgiebig und geizig sowie d) der Afrikaner, schwarz, phlegmatisch, nachgiebig, nachlässig und verschlagen. Eine Flut von Büchern ähnlicher Art war zwischen 1800 und 1855, der Blütezeit des Kolonialismus, erschienen. Sie waren die Grundlage für die Entstehung des „weißen Bewusstseins“ bzw. des weißen Rassismus.

Die Versammlung des Ökumenischen Weltkirchenrats in Uppsala (1968) beschrieb dies wie folgt: „Mit weißem Rassismus meinen wir den bewussten oder unbewussten Glauben an die inhärente Überlegenheit der Menschen europäischer Herkunft, die allen weißen Menschen Herrschaft und Vorrechte einräumte, verbunden mit dem Glauben an die angeborenen Minderwertigkeiten aller Farbigen, insbesondere derjenigen afrikanischer Herkunft, die deren Unterwerfung und Ausbeutung rechtfertigt.“

Die Auswirkungen eines solchen Verständnisses machten sich in den zwischenmenschlichen Beziehungen in Deutschland nicht bemerkbar, jedoch in der deutschen Außenpolitik, die damals den Kolonialismus Portugals und die Apartheidspolitik von Südafrika unterstützte. Dies veranlasste mich auch dazu, über den Rassismus und das Kastensystem in Indien äußerst kritisch nachzudenken. Eine Option für marginalisierte, benachteiligte und ausgebeutete Bevölkerungsgruppen in der Welt schien mir Pflicht und Aufgabe zu sein.

Die gute Wirtin

Im Laufe der Zeit drängten sich mir zunehmend Fragen im Hinblick auf meine eigene Zukunft auf. Die Hauptfrage war, ob ich das Studium der Theologie beginnen sollte oder nicht. Ich nahm an der internationalen *Pax Christi-Route* in Frankreich teil. Viele Diskussionen kreisten um den Frieden in der Welt, um Völkerverständigung, Umwelt und Entwicklung. Meine Gedanken gingen hin und her, mal in die eine, mal in die andere Richtung. Ich wusste, dass eine Entscheidung gegen das Theologiestudium meine Familie und meine Vorgesetzten enttäuschen würde. Ich war mir auch dessen bewusst, dass das sichere, von finanziellen Sorgen befreite Leben zu Ende sein würde, falls ich das Studienfach und die Universität wechseln sollte.

Nach meinen Prüfungen in Philosophie im Frühjahr 1964 begab ich mich schließlich nach Freiburg im Breisgau, um das Studium der Wirtschaftswissenschaften aufzunehmen. Als Startkapital standen mir knapp 100 DM zur Verfügung. Ich bat einen Freund vor Ort, für mich ein Zimmer anzumieten, was er gerne tat. Allerdings hatte die Wirtin, eine ältere Dame, keine Ahnung, dass das Zimmer für einen Ausländer gedacht war. Entspre-

chend erschrocken und verängstigt zeigte sie sich, als ich an der Haustür stand. Sie zeigte mir widerwillig das Zimmer. Zu meiner Überraschung entdeckte ich vor einem Spiegel eine große Schüssel mit einem kleinen Krug. Auf meine Frage nach der Funktion dieser Schüssel erklärte sie mir, dass diese für die Körperhygiene bestimmt sei – eine unerträgliche Vorstellung für mich. Nach längerer Diskussion zeigte sie mir den Wasserhahn in der Küche. Eine Duschgelegenheit gab es in diesem großen Haus nicht, doch wenigstens war das Stadtbad nicht weit.

Sie begann, meinen Lebensrhythmus zu beobachten, und schon nach einer Woche zeigte sie sich entspannter und offener. Zu einem späteren Zeitpunkt erzählte sie mir, dass sie selbst noch nie näher in Kontakt mit außereuropäischen Menschen gekommen war, daher habe sie vielleicht Angst und Vorurteile gegenüber Ausländern gehabt. Die positive Veränderung ihrer Einstellung gab mir die Chance, sie zu fragen, ob ich an einem Abend Freunde und Freundinnen zu mir einladen dürfte, was bis dahin verboten war. Sie stimmte zu, nachdem ich ihr wunschgemäß Auskunft über die Zahl der Gäste und den genauen Zeitpunkt ihrer Ankunft gab. Am besagten Abend kaufte ich gemeinsam mit Freunden allerlei Lebensmittel ein. Als wir in die Wohnung kamen, sah ich zu meiner Überraschung meine Wirtin, ihre Schwiegertochter und ihre Enkelin in der Küche stehen. Sie hatten bereits alles für den Besuch vorbereitet: Kartoffelsalat, Eier, Wurst, Käse, Brot, alkoholfreie Getränke, Geschirr, Kerzen und sogar Blumen standen auf dem Tisch. Später erzählte sie mir, dass dies eine Art Wiedergutmachung sein sollte für das Vorurteil, das sie mir als Ausländer entgegengebracht hatte.

Meine Wirtin war auch darauf bedacht, mir die deutsche Kultur nahe zu bringen. So schenkte sie mir ein Jahresabonnement für den Besuch des Theaters in Freiburg. Noch heute denke ich in Dankbarkeit an meine damalige Wirtin, wenn ich europäische Musik höre und wahrlich genieße.

Zeit zur Hochzeit

Im Studium wählte ich als Hauptfach Volkswirtschaftslehre und als Nebenfächer Soziologie und Wirtschaftsgeschichte. Zur Finanzierung des Studiums und des Aufenthalts in Deutschland verrichtete ich Gelegenheitsarbeiten und war stundenweise als Straßenbahnschaffner in Freiburg tätig. Nach einigen Semestern erhielt ich ein Stipendium vom Katholischen Akademischen Ausländerdienst, Bonn, das ich später zinslos in Raten zurückzahlen konnte.

In der Uni-Gemeinschaft hatte ich viele Freunde, da ich in der katholischen Hochschulgemeinde aktiv war. Als Präsident des Internationalen Freundeskreises, der Deutsch-Indischen Gesellschaft an der Universität sowie als Mitglied der *Pax-Christi-Bewegung* boten sich mir diverse Felder für ehrenamtliches Engagement. Dies gab mir die Chance und den Spiel-

raum, mich mit anderen über aktuelle Entwicklungen in der Welt auszutauschen und das Studentendasein intensiv auszuleben. Diese Kontakte und unter anderem die damalige Politik von Willy Brandt beeinflussten unbewusst mein Denken in Richtung Sozialdemokratie. Kritische Rückfragen zu Gesellschaft, Politik und Kirche waren inzwischen modern geworden. Ich schwamm auf dieser Welle leise mit, ebenso bei der berühmten Studentenbewegung im Jahr 1968.

In dem turbulenten Jahr der Studentenbewegung standen für mich die Examensvorbereitungen im Mittelpunkt. In meiner Diplomarbeit befasste ich mich mit dem *Community Development Programme* in Indien. Im Frühjahr 1969 bestand ich die Prüfung als Diplom-Volkswirt. Die anschließende Bewerbung zur Promotion im Bereich der Entwicklungsökonomie wurde von meinem Professor gerne angenommen. Durch seine Vermittlung stellte das Bischöfliche Hilfswerk Misereor eine finanzielle Förderung für meine Feldforschung in Bihar in Aussicht.

Die Zeit zwischen der Diplomprüfung und dem Beginn der Feldforschung in Indien ermöglichte es mir und meiner Freundin, die gerade ihr medizinisches Staatsexamen in Basel und das Diplom in Tropical Medicine in Liverpool absolviert hatte, Hochzeitspläne zu schmieden. Am 6. September gaben wir uns das Jawort vor dem Standesbeamten im Rathaus Freiburg und am gleichen Tag vor dem Altar in der dortigen Münstergemeinde. Im Saal der katholischen Studentengemeinde bereiteten uns Freunde und Freundinnen aus allen Kontinenten eine unvergessliche Hochzeitsfeier, die wunderschön, aber dennoch relativ preiswert war. Der Leiter meiner Stipendienstelle fragte mich, woher ich so viel Geld für die große „exotische Hochzeitsfeier“ gehabt hätte. Ich reagierte darauf ziemlich frech: „Wissen Sie, wir in Indien heiraten nur einmal im Leben im Unterschied zu Europa.“

Unseren Angehörigen in Indien kamen wir beide wie Rebellen vor, die ihre Partner ohne Vermittlung der Eltern selbst ausgewählt hatten. Dies war sozusagen eine Liebesheirat, die damals von vielen als unmoralisch angesehen wurde. „Die Zeit heilt alle Wunden“, dachte ich mir – und so war es tatsächlich auch, wie sich später herausstellen sollte. Die eigene Erfahrung in der Partnerwahl half uns später, die diesbezüglichen Entscheidungen unserer Kinder nachzuvollziehen.

In Bihar

Im Januar 1970 flogen meine Frau und ich über Delhi nach Ranchi, wo ich die Feldforschung aufnahm. Ich sollte nach bestimmten Kriterien in Bihar agierende *Nichtregierungsorganisationen (NGOs)* auswählen und ihre Rolle im Rahmen der sozio-ökonomischen Entwicklung herausstellen. Da dieses Thema für die damalige Zeit ziemlich neu war, gab es kaum Literatur darüber. Dies war der Hauptgrund für die empirische Forschung. In Ranchi wohnend begann ich, die verschiedenen NGOs in Bihar aufzusuchen und

ihre Arbeit kennen zu lernen. Öfter war ich auch zu Besuch bei diversen Ministerien in Delhi und in Patna, um die staatliche Politik in Bezug auf die Förderung des Engagements der NGOs einschätzen zu können. Für die Reisen stellte Misereor ein Auto und ausreichend Finanzierungsmittel zur Verfügung. Für den wissenschaftlichen Austausch vor Ort schrieb ich mich als Student am *St. Xavier's College* in Ranchi, ein, das damals von Jesuiten aus Belgien geleitet wurde.

Der Aufenthalt in Bihar war eine besondere Chance, die Entwicklung Indiens näher zu betrachten, zumal ich vor meiner ersten Reise ins Ausland kaum Gelegenheit dazu gehabt hatte. Wir freuten uns, Indien aus unterschiedlichen Blickwinkeln kennen zu lernen und die Einheit in Vielfalt zu erleben. Für die übergroße Freude meiner Frau und mir gab es allerdings einen ganz anderen, besonderen Grund, nämlich die Geburt unserer ersten Tochter im Missionskrankenhaus Mandar im Jahr 1970. Dieses von Misereor finanzierte Krankenhaus stand unter der Leitung amerikanischer Missions-schwestern. Wir erfuhren dort eine außergewöhnlich herzliche Aufnahme und aufmerksame Pflege. Unser Familienglück wurde perfekt, als unsere zweite Tochter genau nach einem Jahr und drei Tagen im gleichen Krankenhaus das Licht der Welt erblickte.

Als mein Doktorvater nach Ranchi kam, stimmten wir den Titel und weitere Details der Dissertation ab. Nach einem kurzen Besuch bei unseren Familien in Kerala mit gelungenen Versöhnungsfeiern flog ich Ende 1971 mit der auf das Doppelte angewachsenen Familie nach Europa zurück. Meine Frau nahm eine Tätigkeit als Chirurgin im Bezirksspital Zofingen auf. Ich pendelte zwischen Zofingen und Freiburg, bis im Oktober 1972 der Entwurf meiner Dissertation eingereicht werden konnte. Einige Minuten nach der Einreichung entdeckte ich im Leseraum der Universität eine interessante Stellenanzeige aus Düsseldorf. Nach einer kurzen Beratung mit meinem Professor bewarb ich mich am gleichen Tag formlos mit einer Postkarte auf diese Stelle. Später erfuhr ich, dass nicht etwa meine Bewerbung, sondern die eindeutige Empfehlung meines Doktorvaters ausschlaggebend für die Einladung zum Vorstellungsgespräch gewesen war. Ich hatte davon keine Ahnung gehabt und empfand tiefe Dankbarkeit.

Lobbying mit Bildung

Das Vorstellungsgespräch in der Zentrale des *Bundes der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ)* fand am 17. November 1972 statt, und ich begann drei Tage später mein Berufsleben als Referent für Entwicklungsfragen mit einer Tagung in Altenberg. Damals existierten 17 Mitglieds- und 22 Diözesanverbände des *BDKJ* und der Hauptsitz war im Jugendhaus Düsseldorf. Als Vertreter der Bundeszentrale sollte ich das existierende Engagement der katholischen Jugendorganisationen stärken, vernetzen und neue Impulse zur entwicklungspolitischen Bildung und für entsprechende Aktionen setzen.

Themen, die mich besonders interessierten, wie Weltwirtschaft, Kolonialismus, Menschenrechte, Mission und Entwicklung, waren damals auch in der Jugendverbandsarbeit aktuell. Die Tatsache, dass der *BDKJ* im Bereich der „Eine-Welt-Fragen“ eine enge Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend pflegte, war außerordentlich bereichernd. Wir hatten einen gemeinsamen „Entwicklungspolitischen Arbeitskreis“, dessen Geschäftsführung ich zu bekleiden hatte. Dieser Arbeitskreis initiierte diverse entwicklungspolitisch bedeutsame Aktionen und Kampagnen auf Bundesebene. Hierzu gehörten: Fairer Handel, Angola- Sonntag, Namibia-Woche, Alu-Schock-Aktion, Aktion „Jute statt Plastik“ sowie Informations- und Aktionskampagnen anlässlich der *Welthandels- und Entwicklungskonferenzen der Vereinten Nationen (UNCTAD)*.

Die Atmosphäre der 70er Jahre war ideal für entwicklungspolitisches Engagement, obwohl wir von reichen und mächtigen Mitgliedern der Gesellschaft oftmals als „Linke“ abgestempelt wurden. Mit den kirchlichen Organisationen arbeiteten wir eng zusammen. So hatten wir gemeinsame Jugendaktionen mit Misereor, Missio und dem Kindermissionswerk. Als Vertreter des *BDKJ* war ich Mitglied in der Kommission *Justitia et Pax*, in der Mitgliederversammlung der *Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe (AGEH)* sowie in diversen Gremien der bereits erwähnten kirchlichen Hilfswerke. Der Schwerpunkt meiner Arbeit lag in der Durchführung von Seminaren und Konferenzen, ferner sollte ich entwicklungspolitische Aktionen initiieren und organisieren. So hatte ich viele Reisen zu unternehmen, die mich zu deutschen, europäischen und internationalen Organisationen führten. Meine längste Dienstreise führte mich für vier Wochen nach Nairobi zur Berichterstattung von der vierten Sitzung der *UNCTAD*.

Obwohl wir gegenüber der deutschen Außen- und Entwicklungspolitik sehr kritisch eingestellt waren, hatten wir ausgezeichnete Kontakte zu den politischen Parteien wie auch zur Bundesregierung. Der Staat förderte unsere Aktionen mit erheblichen Mitteln. Die deutsche Bischofskonferenz unterstützte unser Engagement mit Segen und kritischem Zeigefinger. Insgesamt war die Arbeit mit der Jugend sehr spannend und verbunden mit vielfältigen politischen und gesellschaftlichen Herausforderungen. Meine Erfahrung lehrte mich, dass wir von jungen Menschen viel lernen können und dass sie begeistert dabei sind, wenn sich Erwachsene mit engagierter Parteilichkeit und Glaubwürdigkeit für Gerechtigkeit und Frieden einsetzen.

Wie die bunten Blumen

Im Jahr 1973 kam meine Familie aus der Schweiz nach Deutschland. Meine Frau begann ihre Facharztausbildung in der Gynäkologie, und wir nahmen uns eine Wohnung in Essen. Unsere Wohnung war ein Treffpunkt vieler Landsleute, insbesondere an Wochenenden. Dabei lernte ich einige aufenthalts- und arbeitsrechtliche Probleme kennen, mit denen sich manche

Freunde konfrontiert sahen. Die erste „Ölkrise“ im Jahr 1973, die im Sonntag der autofreien Autobahnen gipfelte, führte auch zu einer strikten Ausländerpolitik. Gemeinsam mit einflussreichen und kompetenten Freunden setzten wir uns für menschlichere Lösungen in Aufenthalts- und Arbeitsangelegenheiten ein. Diese Lobbyarbeit zeigte gute Ergebnisse. Die Unterstützung von Kultur- und Hilfsvereinen sowie das Organisieren mehrerer Programme zur Brückenbildung zwischen Deutschland und Indien bildeten ein wichtiges Feld meines damaligen ehrenamtlichen Engagements.

Da meine Frau und ich voll berufstätig waren, ließen wir unsere Kinder durch eine Frau betreuen, die zugleich Leiterin eines Kindergartens war. Unsere Töchter besuchten ihren Kindergarten und entwickelten eine enge Freundschaft zu dieser Frau und deren Familie. Eines Tages fragten unsere Kinder, ob sie denn nicht auch weiß sein könnten wie die anderen Kinder im Kindergarten. Ich erzählte ihnen, wie viele Deutsche unter der heißen Sonne am Strand lägen, um ein bisschen braun zu werden. Wir dagegen bräuchten für unsere Hautfarbe weder Geld auszugeben noch die Hitze oder gar einen Sonnenbrand zu ertragen. Diese Schilderungen waren natürlich übertrieben, hatten aber sicherlich eine beruhigende Wirkung.

Eines Tages weigerte sich ein Junge im Kindergarten, gemeinsam mit einer meiner Töchter zu spielen, und gab als Grund an, dass sie braun sei. Die Leiterin des Kindergartens bekam dies mit und zeigte dem Jungen den Vorgarten voller Blumen. „Schau mal, wie schön diese bunten Blumen sind, so ist es auch bei uns Menschen“, sagte sie. Der Junge verstand dies sofort und forderte meine Tochter auf, wieder mitzuspielen. „Du bist so blass wie Käse, und Käse stinkt, das habe ich von meinem Vater gehört!“ Mit diesem Ausgleich an Beleidigungen nahmen sie das gemeinsame Spiel wieder auf. Mir gefiel die Erklärung der Kindergärtnerin sehr, denn ihre Beschreibung der Natur, ja der Welt, war einfach und wunderschön. Sie verlangte die vorbehaltlose Akzeptanz der Verschiedenheit.

In krassem Gegensatz zu diesem Grundsatz interkulturellen Lebens erlebte ich im Jahr 1979 folgendes: Nach einer enthusiastischen Abendveranstaltung des Kirchentags in Nürnberg ging ich in ein Restaurant, um ein Bier zu trinken. Nach längerem Warten kam der Kellner zu mir und sagte: „Ausländer sind hier nicht erwünscht und ich darf Sie nicht bedienen.“ Jene, die an der Theke standen, bestätigten die Aussage des Kellners. Dort der große Beifall für meine Rede beim Kirchentag und hier – ausgerechnet in Nürnberg, nur einige Meter entfernt, diese krasse Ablehnung. Wut, Bitterkeit, Enttäuschung, Schamgefühl, Ohnmacht und sogar Angst waren meine Empfindungen. Es dauerte lange, bis ich einschlafen konnte, zumal ich bis dahin mit keiner diskriminierenden Handlung in Deutschland konfrontiert gewesen war.

An der Bergstraße

Durch die Evaluation eines Entwicklungsprojektes in Silwani, Madhya Pradesh, im Jahr 1984 kam ich in Kontakt mit dem Gründer der *Karl Kübel Stiftung* (KKS) mit Sitz an der Bergstraße. Im Juli 1985 übernahm ich dort die Position als Leiter des Bereichs Entwicklungszusammenarbeit. Ende 1987 wurde ich zum Geschäftsführer sämtlicher gemeinnützigen Programme im In- und Ausland berufen und von 1991 bis 2000 war ich geschäftsführendes Vorstandsmitglied. Meine Familie blieb in Kaarst wohnen, bis unsere Kinder im Jahr 1990 ihr Abitur absolvierten. Gleichzeitig kündigte meine Frau ihre Arbeit im Gesundheitsamt Mülheim an der Ruhr und übernahm eine Stelle als angestellte Amtsärztin im Gesundheitsamt Darmstadt. Zunächst wohnen wir in Worms, später in Bensheim und Zwingenberg.

Das Kernziel der Stiftung bestand darin, weltweit die Familie als Nährboden für die ganzheitliche Entwicklung der Kinder zu fördern. Der intensive Austausch mit dem Stifter Karl Kübel half mir, das mit diesem Ziel verbundene Menschenbild nachzuvollziehen. Nach meiner Interpretation umfasste das Kernziel drei Hauptdimensionen, die in Übereinstimmung mit der christlichen Soziallehre und meinen eigenen Vorstellungen standen:

- Als Person ist jedes Individuum einmalig und unverwechselbar. Die Würde eines jeden Menschen ist unantastbar, und seine Rechte sind unteilbar und zu respektieren.
- Der Mensch ist als soziales Wesen auf andere angewiesen und bedarf der Solidarität.
- Alle Menschen sind Kinder des gleichen Schöpfers, und daraus resultiert die Verpflichtung bzw. die Chance für Geschwisterlichkeit in Form von Verständnis, Respekt, Toleranz und gegenseitiger Unterstützung.

„Hilfe zur Selbsthilfe“ mit den Prinzipien der Subsidiarität und Solidarität war der Ansatz für jedes Programm der Stiftung, sei es in Europa oder auch in den Überseeländern. Ich war für die Programme im In- und Ausland zuständig, während sich mein Kollege in der Geschäftsführung um die Erwirtschaftung des Einkommens und die Verwaltung der Stiftung kümmerte. Ich wurde beauftragt, die Inlandsprogramme wie das Förderungswerk für die zurückkehrenden Entwicklungshelfer und das *International Management Training* für ausländische Hochschulabsolventen auf andere Trägerorganisationen zu übertragen. Ebenso sollte ich die Projekte in Afrika zum Abschluss bringen und die Bedingungen für eine Ausweitung der Kooperation mit Indien und den Philippinen schaffen. Voraussetzungen hierfür waren zahlreicher Auslandsreisen, intensive Verhandlungen mit allen Beteiligten und die Mobilisierung erheblicher Kofinanzierungsmittel über das BMZ und die EU.

Im Inland initiierten wir neue Familienförderungsprogramme, insbesondere den mit 100.000 DM dotierten jährlichen *Karl Kübel Preis* und den Aufbau von zwei neuen Bildungsinstituten. Die Verantwortung für die

Inlandsprogramme führte mich zu Verbindungen mit familienorientierten Organisationen und Netzwerken. Das entwicklungspolitische Engagement ermöglichte mir intensive Kontakte mit *NROs* in Afrika, Asien und in Europa. Als Leiter der Koordinationsstelle des Bensheimer Kreises und als dessen Sprecher für einige Jahre war ich an vielen Verhandlungen mit dem *BMZ* und an manchen Anhörungen des Parlaments beteiligt.

Aufgrund der gewachsenen Anzahl an Projekten in Indien und ausgehend von der Erkenntnis der besonderen Bedeutung des Personals für die Effektivität der Entwicklungszusammenarbeit initiierte die Stiftung die Errichtung des *Karl Kübel Institute for Development Education (KKID)* in Coimbatore, Tamil Nadu. Dieses Bildungszentrum wurde Ende 1999 feierlich eröffnet. Damit sah ich den geeigneten Zeitpunkt für einen entscheidenden Wechsel in meiner Funktion gekommen. Am 30. Januar 2000 organisierte die Stiftung eine wunderschöne Verabschiedungsfeier in Bensheim. Im März landete ich in Indien als Vertreter der Stiftung, entsandt durch einen Vertrag mit der *AGEH* gemäß dem Entwicklungshelfergesetz. Als einer der Direktoren im Board der *Karl Kübel Foundation, Charitable Company, India* bin ich auch heute noch unterwegs für das Anliegen des am 10. Februar 2006 verstorbenen großen Visionärs, Unternehmers und Stifters Karl Kübel.

Das Leben zwischen zwei Welten

Ich weiß inzwischen nicht mehr genau, was ich nun eigentlich bin, ein Deutsch-Indier oder ein Indo-Deutscher. Privat und vor allem beruflich hatte ich Indien regelmäßig besucht und den Kontakt intensiv gepflegt. In beiden Ländern bin ich zu Hause, doch so ganz zu Hause bin ich nirgends. Die Elemente des „Einheimischseins“ und des „Gastseins“ sind miteinander verwoben. Blicke ich auf Deutschland zurück, so plagt mich der Gedanke, wie vielen Menschen ich Dank schulde.

Als inländischer Ausländer bzw. ausländischer Inländer in der deutschen Gesellschaft habe ich im Laufe der Jahre sicherlich deren Wertesystem, Denkweisen und Arbeitsmethoden in mir aufgenommen. Der Referenzrahmen für meine Wahrnehmungen und Beurteilungen ist also eher deutsch geprägt. Viele Entwicklungen in Deutschland habe ich mit großem Interesse verfolgt. Ich bewunderte, wie die Vielfalt die deutsche Demokratie prägte. Die Rolle der Gewerkschaften, der Unternehmerverbände, der *NROs*, der Kirchen, der politischen Parteien, der Massenmedien etc. war für die Entwicklung Deutschlands zumeist konstruktiv. Trotz aller Verteilungskämpfe fanden sich immer wieder tragfähige Kompromisse.

Es war bewundernswert, wie Deutschland die Währungsreform einführte und das Wirtschaftswunder zustande brachte. Sehr interessant war das System des Verhältniswahlrechts und auch das soziale Netz war in Deutschland dicht geknüpft. Man kannte zwar keine Obergrenze des Reichtums, doch zum Glück eine Untergrenze der Armut. Weniger gern hatte ich

die Diskussion in Deutschland über eine „Leitkultur“ und die gelegentlich offenbarte Intoleranz gegenüber fremden Kulturen. Ich fragte mich oft, ob manche Einrichtungen Deutschlands auf Indien übertragbar wären, vor allem das relativ korruptionsfreie Verwaltungs- und Dienstleistungssystem. Es ging uns in Deutschland immer gut, dennoch wollten wir einen lange gehegten Traum meiner Frau verwirklichen und einige Jahre in der alten Heimat verbringen.

Diese Entscheidung war für uns zu süß zum Spucken und zu bitter zum Schlucken. Wir mussten zumindest vorübergehend Abschied von Kindern und vielen Freunden nehmen. Ich wusste, dass ich unheimlich vieles vermissen würde, an das ich mich so sehr gewöhnt hatte. Die wunderschöne Natur, die prächtigen Landschaften, die Wälder, großzügig angelegte Parks und Spazierwege, die breiten Straßen, der regelmäßige Wechsel der Jahreszeiten mit den vielfältigen Veränderungen in der Natur, der aufmunternde Frühling, der Sommer und die langen Abendstunden, der Herbst mit den goldenen Blättern, die stimmungsvolle Weihnachtszeit nach dem deprimierenden Monat November, die weißen Bäume im Winter, die Weihnachtsmärkte, die Bundesliga an den Samstagen, die Bundestagsdebatten, die spannenden Fachdiskussionen im Fernsehen, der Presseklub am Sonntag, das frische Brötchen zum Frühstück, ein frisch gezapftes Pils an der Theke, ein Glas halbtrockner Wein – dies und vieles mehr würde in weite Ferne rücken, wenn ich mich ans andere Ufer begäbe.

Das Leben in Indien könnte auch reizvoll sein, dachten wir, anders zwar, doch durchaus schön und sinnerfüllend. Inzwischen hatten wir eine kleine Stiftung in Indien zur Förderung bedürftiger Frauen in der Krankenschwesternausbildung gegründet. Ein gezielter Ausbau dieses Engagements war für uns ein besonderes Anliegen, und wir sahen es als eine neue Herausforderung, einige Jahre mit den und für die Menschen in der alten Heimat tätig zu sein. Die Entscheidung wurde natürlich erleichtert durch die KKS, die mit exzellenten Arbeitsbedingungen im Hintergrund stand.

Wenn man über ausreichende Mittel und Toleranzfähigkeit verfügt, scheint es im Zeitalter der Globalisierung weniger relevant zu sein, wo man lebt. Die moderne Kommunikationstechnologie funktioniert hier genau wie in Europa. Allerdings werden wir auch mit manchen unangenehmen Faktoren in Indien konfrontiert: bittere Armut, Korruption, Umweltverschmutzung, spontane Streiks, der ständige Besuch von Bittstellern für Parteien und Verbände, übertriebene Religiosität, die Bevorzugung von Menschen in Machtstellungen wie Politiker oder auch Priester und nicht zuletzt die Benachteiligung der Frau.

Inspirierend ist hier das harmonische Leben der Menschen verschiedener Weltreligionen untereinander. Indien ist jung mit einem großen Anteil an Kindern und Jugendlichen. Als aufstrebende Wirtschaftsmacht werden die indischen Bildungs- und Arbeitsmärkte in absehbarer Zeit viele Chancen bieten, die insbesondere für die Kinder der zweiten Generation indischer Immigranten interessant werden könnte. Der Besitz des Ausweises *Overseas*

Citizen of India ist daher in Zukunft umso empfehlenswerter.

Die Entscheidung zwischen zwei Welten mag wie eine Qual der Wahl aussehen, doch uns ist die einmalige Chance gegeben, in beiden Ländern zu Hause zu sein und glaubhaft zu bezeugen, dass die Menschen mehr verbindende als trennende Visionen im Leben haben. Damit können wir eine interkulturelle Brücke zur Völkerverständigung bilden.

Auch deswegen sehen wir unseren Weg als Geschenk, für das wir unendlich dankbar sind.

Ajit Lokhande

**Mein Leben in Deutschland:
Eine kleine Brücke zwischen zwei Kulturen**



Ajit Lokhande, geboren 1940 in Kendal, Maharashtra, Indien. Verheiratet, zwei Kinder. Ankunft in Deutschland 1972. Studium: MA. in Sanskritliteratur in Indien, Mag. Theologie in Österreich, Dr. Phil. Deutschland. Beruf: Lehrer, Bildungsreferent. Berufsjahre: 2 in Indien, 30 in Deutschland. Seit 2005 im Ruhestand. Wohnort: Jülich.

Wichtige Veröffentlichungen: *Tukaram: his person and his religion. A religio-historical, phenomenological and typological enquiry*. Peter Lang Verlag, Frankfurt 1976.

Mein Weg nach Deutschland

Ich hatte mir nie im Leben erträumt, dass ich einmal nach Deutschland kommen würde. Viel weniger hatte ich es geplant, hier zu leben. Alles kam unerwartet. Aus mehreren Gründen zögerte ich, über die Geschichte meines Lebens in Europa zu schreiben. Hier ist meine Story, wie erwartet, ganz persönlich und deshalb auch rein subjektiv.

Auch wenn ich nie daran dachte, nach Deutschland zu kommen, hatte ich indirekt sehr engen Kontakt mit dem Land. Im Distrikt Ahmednagar in Maharashtra, wo ich geboren bin, sind Jesuiten aus Deutschland im Bildungsbereich sehr aktiv, mit Mitbrüdern aus der Schweiz und Österreich. Mein Vater war Leiter einer ihrer Grundschulen. Ich besuchte diese Schule. Später ging ich zur *High School* und war in einem 50 Kilometer entfernten Städtchen vier Jahre im Internat. Beide wurden von deutschen Jesuiten geleitet. Einige meiner Lehrer waren deutsche Patres, zu denen ich einen herzlichen Kontakt hatte. Später während der Studienjahre im *College* blieb ich mit den deutschen Jesuitenpatres sehr eng verbunden.

Die Patres meinten, dass ich gar nicht so schlecht im Lernen sei. Zu meiner großen Überraschung schickten sie mich 1968 für einen Studienaufenthalt nach Europa, genauer gesagt nach Innsbruck in Österreich. Ich sollte nach meinem Studium in ihrem *College* in Indien unterrichten. Das vierjährige Studium schloss ich mit dem *Magistergrad* ab. Es waren die 68er, die Jahre der so genannten Studentenrevolte. Die Situation der jungen Studenten und ihre Denkart in Mitteleuropa veränderten sich. Ich mich auch. Ich suchte mehr Freiheit. So wollte ich weiter studieren – auf eigene Faust und ohne die Verpflichtung, in einem *College* der Jesuiten in Indien später zu unterrichten. Ich fragte, und die Jesuiten verhielten sich großzügig. Ich durfte mich in meiner Entscheidung frei fühlen. Zu diesem Zeitpunkt sagte mir ein Freund, der Jesuitenpater Matthäus Lederle, ein gebürtiger Schwabe, der in der Stadt Pune das interreligiöse Dialogzentrum *Snehasadan* (Haus der Freundschaft) leitete und in seinem großen Bekanntenkreis sehr beliebt war, dass ich meine Studien mit einer Doktorarbeit abrunden sollte. Es war ein guter Rat, für den ich meinem Freund Matthäus immer dankbar sein werde. Ich folgte seinem Rat und entschied mich für eine Promotion – und zwar in Deutschland. So begann mein Leben in Deutschland.

Krankenhaus-Aufenthalt, aber anders

Allerdings hatte ich für das Vorhaben, zu promovieren, noch nicht die nötige finanzielle Sicherheit. Eine großzügige Seele gab mir eine kleine Summe Geld als Starthilfe, die sich in der Anfangssituation als sehr kostbar erwies. Meine Eltern waren weit weg in Indien – sie hätten mich finanziell sowieso nicht unterstützen können – und eine ungewisse Zukunft lag vor mir. Ich wusste nicht einmal, wovon ich im nächsten Monat leben würde. Kurzum,

ich litt sehr viel unter der Sorge um meine Existenz in Deutschland.

Bevor das akademische Jahr 1972 begann, wollte ich die Sommerferien ausnutzen, um das nötige Geld für den Beginn der Promotion zu verdienen. Eine deutsche Krankenschwester, die ich vor vier Jahren auf dem Schiff nach Europa kennen gelernt hatte, nahm sich meiner an und organisierte für mich in Mainz an der Uni-Klinik für etwa drei Monate eine Stelle als Krankenpflegehelfer. Ausgerechnet in der Frauenklinik! Es war mir am Anfang etwas unangenehm, aber ich nahm an. Als ausländischer Student und ungelernete Hilfskraft unter gelernten Krankenschwestern hatte ich keine leichte Aufgabe. Ich musste fleißig sein, vieles übersehen und einiges über mich ergehen lassen. Ich passte mich an. In den drei Monaten verdiente ich eine Summe von 2000 DM. Was mir von der Steuer abgezogen worden war, erhielt ich als Studierender vom Finanzamt im Jahr darauf zurück.

Die Ausländerbehörde verlangte, dass jemand die Bürgerschaft für meinen Aufenthalt während der Promotion übernehmen sollte. Dies machte mir sehr viele Sorgen und große innere Unruhe. Ich wandte mich an die Jesuiten. Mein Freund Pater Joe, hilfsbereit und großzügig, wie er ist, schrieb sofort einen Brief und übernahm die Verantwortung. Ich wollte ihm auf keinen Fall zur Last fallen; aber ich brauchte diese formelle Bestätigung.

Die Universität Bonn bot das Fach an, in dem ich promovieren wollte: Vergleichende Religionswissenschaft. Dort leitete der renommierte Professor Gustav Mensching das Institut, der aber ausgerechnet genau zu dieser Zeit emeritierte. So begann ich meine Promotion unter der Leitung seines Nachfolgers, Prof. Hans-Joachim Klimkeit. Schon während meiner Ferienarbeit von Mainz aus suchte ich in Bonn ein billiges Zimmer zum Wohnen. Von einer Patientin in der Klinik hörte ich von ihrer alten Schwiegermutter, die bei Bonn als Witwe alleine wohnte. Sie war nach einem Gespräch mit ihrem Sohn und ihrem Schwiegersohn bereit, mich für wenig Geld bei sich aufzunehmen und vermietete mir ein kleines Zimmer in ihrem Haus. Aber nicht lange. Nach nur drei Monaten vermittelte sie mir, dass ich mir etwas anderes suchen sollte, sie zog es vor, alleine zu leben. Das brachte mir wieder ein großes Problem und unnötige Ablenkung vom Lernen. Glücklicherweise lernte ich genau zu diesem Zeitpunkt den stellvertretenden Direktor des Theologenkonvikts *Collegium Albertinum* in der Stadt Bonn kennen. Dr. Karl-Heinz Vogt war ein sehr menschlicher und hilfsbereiter Geistlicher. In einem leer gewordenen Flügel des *Albertinums* wurden auch an Laienstudenten Zimmer für wenig Geld vermietet.

Es wird ernst mit der Promotion

Ich hatte ein Zimmer, ich war immatrikuliert, das Semester mit Vorlesungen und Seminaren hatte längst begonnen. Im Hinterkopf hatte ich nur wenige Gedanken: fleißig lernen, gute Prüfungen machen, schnellstens die Promotion abschließen und irgendwo mit einer Arbeitsstelle das „wirkliche“ Leben

beginnen. Als Ausländer und mit leeren Taschen konnte ich mir nicht leisten, ein „ewiger Student“ zu sein; das wollte ich auch nicht. Die Atmosphäre an der Uni war gut. Ich spürte, dass die Professoren mit mir sehr zufrieden waren und die Mitstudenten mit mir gut zurecht kamen. Ich las viel auf der Suche nach einem Thema für die Doktorarbeit. Mein Doktorvater, Prof. Klimkeit, hatte mich lange beobachtet und ich spürte, dass er mich schätzte. Da war offensichtlich eine gegenseitige Sympathie. Eines Tages kam Prof. Klimkeit selbst mit einem Vorschlag auf mich zu.

Prof. Klimkeit war, wie ich verstand, Sohn eines Lutherischen Missionars in Indien und hatte die ersten fünfzehn Jahre seines Lebens in diesem Land verbracht, das er offensichtlich liebte. In den Kriegsjahren war er als Deutscher mit seiner Mutter von den britischen Kolonialherren irgendwo in Maharashtra interniert worden. Damals hatte er viel vom *Warkari Movement* (*Bhakti*-Bewegung – *Bhakti* bezeichnet religiöse Hingabe – der spezifischen Prägung von Maharashtra) gehört und ihre regelmäßigen Pilgerfahrten nach Pandharpur mitbekommen. Er war daran interessiert und fragte mich, ob ich nicht über *Tukaram* schreiben wolle. *Tukaram* ist vor allem im ländlichen Bereich Maharashtra der populärste *Bhakti*-Heilige, der über fünftausend „Psalmen“ komponiert hat, die heute noch gesungen werden. Mir schmeckte der Vorschlag von Prof. Klimkeit am Anfang gar nicht, denn ich wollte über ein Thema aus der westlichen Welt forschen.

Aber dann mit der Zeit sah ich die Vorteile ein. Der Hinduismus war mir nicht fremd, der Hintergrund der *Bhakti*-Bewegung in Maharashtra war mir bekannt, die Sprache der Kompositionen war *Marathi*, meine Muttersprache; vor allem aber bräuchte ich mit diesem Thema weniger Zeit, um die Doktorarbeit zu Ende zu bringen. Ich war bereit, auf den Vorschlag von Prof. Klimkeit einzugehen. Mehrere Psalmen vom heiligen *Tukaram* konnte ich bereits als Schüler auswendig. Als ich nun seine Psalmen wiederholt las, lernte ich den Heiligen näher kennen, leidenschaftlich schätzen und von Herzen zu verehren. Längst bin ich überzeugt, dass keiner *Tukaram* heilig zu sprechen braucht; er ist für mich ein großer Heiliger, der Gott und Mitmenschen geliebt hat und mit Ihm das himmlische Leben lebt.

Aber meine Sorgen um die finanzielle Existenz hörten nicht auf. Nachts konnte ich nicht schlafen. Wenn ich zu Bett ging, lag ich lange Zeit wach. Ich war besorgt und mein Körper zitterte. Ich hatte das Gefühl, eine kalte Eisenkugel läge schwer in meinem Magen. Ich öffnete meine Augen und alles war dunkel, stockdunkel. Ich sah nichts, nicht einmal die Decke in meiner kleinen Studentenbude. Ich hatte das Gefühl, dass ich irgendwo in ein dunkles Loch falle, dass ich vor einem Abgrund stünde. Manchmal drängten sich Gedanken in meinen Kopf, die mir nicht klar waren, die ich nicht sortieren konnte. Dies dauerte fast ein ganzes Jahr. Und natürlich war ich sparsam, sehr sparsam mit meinem Geld. Das hatte ich bereits zu Hause gelernt.

Mein Tag begann früh, denn ich glaubte, morgens am besten arbeiten zu können. Mein Frühstück bestand aus einer Tasse Kaffee. Danach lernte ich im Zimmer oder in meinem Institut. Zum Mittagessen ging ich in die

Studentenmensa. Für eine Mark bekamen wir Studenten Suppe mit Wurst und Brötchen. Es war genug, es musste auch genug sein. Nach dem Lernen, den Vorlesungen oder Seminaren ging ich noch einmal zum Abendessen in die Mensa. Für zwei Mark war das etwas „üppiger“. Dies war mein Essensprogramm von Montag bis Samstagmittag. Am Wochenende kochte ich selbst. Ich machte Curry mit Linsen aus der Dose und etwas indischen Gewürzen, den nur ich essen konnte. Aber es half dem Reis, „runterzurutschen“. Diese „Kochkunst“ hatte ich von einem anderen indischen Studenten gelernt.

Ich bin Gott begegnet

In meiner Sorge betete ich. Jeden Morgen, bevor ich in mein Institut ging, ging ich zunächst ins Bonner Münster, das unweit von meinem Institut steht. Vielleicht klingt es fromm, aber ich betete viel. Die intensive religiöse Erziehung, die ich im Elternhaus genossen hatte, war in mir tief verwurzelt und blieb stets lebendig. Ich betete, dass Gott mich nicht verlassen und mir helfen möge. Es gab irgendwann einen Moment, da hatte ich ein seltenes inneres Gefühl. Ich fand mich in einem Tunnel. Einem sehr langen und dunklen Tunnel. Und Gott, den ich um Hilfe bat, sagte mir: „Schau nun her. Hier ist eine starke Eisenkette. Nimm ein Ende in deine Hand; das zweite Ende halte ich in meiner. Ich werde dich durch diesen Tunnel führen, habe Vertrauen zu mir, ich werde dich nie verlassen. Halte an dieser Kette fest. Du bist schuld, solltest du diese Kette aus der Hand fallen lassen“. Und Gott schien mich durch diesen dunklen Tunnel zu führen, ganz langsam, jeden Tag nur ein paar Schritte. Ein Tag folgte einem anderen, ein Monat dem anderen. Das Dunkel wich langsam und nach einem Jahr spürte ich in diesem Tunnel die ersten Lichtstrahlen. Die Sorgen waren nicht ganz verschwunden, aber ich war mit einer ermutigenden Hoffnung erfüllt. Es war ein unbeschreibliches Erlebnis. Der Philosoph Meister Eckhart würde sagen: „Tiefer kann ich nicht fallen, als in die Hände, die mich tragen.“ Dieses Jahr hat mich sehr verantwortungsbewusst gemacht. Es war ein hartes Jahr; ich möchte es in meinem Leben nicht missen, aber auch nicht noch einmal erleben.

Die Begegnung mit Gott geschah jeden Tag. Gott begegnete mir durch Mitmenschen, die mir nahe standen. Es waren mehrere Menschen. So eine Person war Frau Lüth, die mit ihrem Ehemann bei Heinsberg lebte. Lüths waren ein älteres kinderloses Ehepaar, hatten aber viel Kontakt mit indischen Studenten. Ich hatte sie in ihrem Urlaub in Innsbruck kennen gelernt. Obwohl sie mich einluden, sie zu besuchen, hielt ich einen Besuch für unwahrscheinlich, da ich zu diesem Zeitpunkt nicht an ein Studium in Deutschland dachte. Als ich aber in Deutschland war und mich so einsam und allein fühlte, nahm ich mit dem Ehepaar Kontakt auf. Sie waren sehr freundlich und luden mich sofort zu Weihnachten zu sich ein. Es war mein erstes Weihnachtsfest in Deutschland, in einem kleinen Dorf von ein paar hundert Einwohnern, im alten Haus des Ehepaares. Es lag nicht nur ein

Geschenk für mich unter dem Christbaum, sondern ich erlebte echte Liebe und Wärme in ihrem Haus. Ich verbrachte drei Tage dort und kehrte nach Bonn zurück. Die Beziehung blieb bestehen und wurde mit der Zeit intensiver. Es dauerte auch nicht lange, bis Herr und Frau Lüth für mich einfach „Onkel Peter“ und „Tante Änne“ wurden. Sie halfen mir, wo sie konnten.

In meinem Institut studierte an der Universität Bonn ein junger Mann aus dem Nachbardorf von Tante Änne, der mit seinem Käfer fast jede Woche nach Hause fuhr. Tante Änne kannte die Familie gut und schlug vor, dass ich meine Wäsche mit diesem Studenten zu ihr schicken soll. Ich tat mich zunächst sehr schwer, aber auf ihr Drängen hin tat ich es doch. Peter nahm also meine Wäsche freitags mit und brachte sie gewaschen und gebügelt am Sonntag zurück. Ab und zu entdeckte ich in dem Wäschekarton eine Schokoladentafel oder eine Dose Suppe. Sie waren ein einfaches Ehepaar, aber sie wurden für mich zu Eltern, als ich weit weg von meinen leiblichen Eltern war. Sie gaben mir Liebe und Wärme in meiner Einsamkeit. Ich blieb mit ihnen viele Jahre verbunden, besuchte sie relativ häufig auch in späteren Jahren und zeigte ihnen meine Dankbarkeit, bis Onkel Peter starb und einige Jahre später Tante Änne ihm folgte. Ich sah zu, dass ich bei beiden Beerdigungen anwesend sein konnte.

Ich habe durch die Jahre in Deutschland und in der Schweiz mehrere Menschen kennen gelernt, die zwar nicht wohlhabend, aber menschlich, freundlich und voller Güte waren.

Die Hilfe kommt

Um den Aufenthalt teilweise zu finanzieren, arbeitete ich neben dem Studium. In den ersten Wochen meiner Bonner Zeit sammelte ich Anschriften von Organisationen, die Studenten in Form von Stipendien finanziell unterstützten. Und wenn die Vorlesungen zu Ende waren, ging ich einige Male zu dem einen oder anderen Büro und versuchte, mich über die Möglichkeiten eines Stipendiums zu informieren oder bat um finanzielle Hilfe. Wenn ich zurück denke, kann ich mich gut an diese Gespräche in diesen Büros erinnern. Ich spürte, dass ich bloß eine Nummer war; einer von vielen Studenten wahrscheinlich, die um Hilfe baten. In Büros hat man mir Paragraphen zitiert und Bedingungen erwähnt, die ich nicht erfüllte. Ich kehrte zurück – körperlich müde und innerlich enttäuscht.

Ich machte den ersten Versuch, an ein Landesgraduiertenstipendium zu kommen. Mein Doktorvater schrieb ein Gutachten. Aber der Professor fürs Nebenfach, ein älterer erhabener, asketischer Herr, etwas krank, sagte mir, dass ich nicht lange genug hier wäre und er mir kein Gutachten geben könne. „Vielleicht im nächsten Semester.“ Ich ging zum Professor für das zweite Nebenfach. Er gab mir ein Gutachten. Ich gab alle nötigen Papiere an die offizielle Stelle ab und wartete. Mir kam die Wartezeit unheimlich lang vor. Nachdem die Kommission getagt hatte, hörte ich, dass ich kein Stipen-

dium erhielt. Man hatte mir erzählt, dass nur vierzehn Leistungsstipendien im Jahr für ausländische Studenten und Studentinnen aller Fakultäten vergeben werden, die in vier Jahressitzungen verteilt wurden. Natürlich waren damit die Chancen, einer unter drei bis vier Studenten in einem Quartal zu sein, sehr gering. Wieder hieß es: abwarten und erneut versuchen.

Ich ging meinem Studium nach, besuchte meine Vorlesungen und war in Seminaren aktiv beteiligt. Professor Hamm, der mir ein Gutachten verweigert hatte, meinte einmal in der Vorlesung der *Pali*-Literatur (*Pali* ist eine mittelindische Sprache, in der die Urtexte des Buddhismus verfasst sind), dass er über meinen Eifer und Fortschritt „sehr positiv überrascht“ sei. Für mich war das ein gutes Zeichen. Ich hatte zwar meinen *M.A.* in Sanskrit- Literatur bereits in Indien gemacht, aber *Pali* war mir neu. Eine Mit-Doktorandin half mir.

Einige Zeit verging und ich wollte die Gelegenheit nicht verpassen, den Antrag auf das Leistungsstipendium des Landes Nordrhein-Westfalen zu stellen. Mein Doktorvater schrieb mir ein Gutachten. Dann wagte ich noch einmal, zu Professor Hamm zu gehen und um sein Gutachten zu bitten. Man hatte mir erzählt, dass Prof. Hamm selten ein Gutachten abgab; er war aber dem Senat als ein sehr korrekter, diskreter Professor mit Urteilsvermögen bekannt und wurde in seinem Urteil sehr ernst genommen. Er empfing mich kühl, nahm sich aber Zeit für mich und erklärte sich nach einem längeren Gespräch bereit, ein Gutachten zu meiner Person zu schreiben.

Die Sitzung der Kommission fand statt und ich wartete sehnsüchtig auf die Entscheidung. Mir wurde ein Landesstipendium für die Promotion gewährt, aber nur für ein Jahr. Es konnte allerdings um ein halbes Jahr verlängert werden und, wenn nötig, nach dem Bericht über den Fortschritt der Dissertation letztmalig für ein weiteres halbes Jahr. Ich wollte aber auch nicht mehr. Ein Jahr ging bald zu Ende, in dem ich in den Semesterferien in einer Klinik als Krankenpflegehelfer etwas Geld verdiente. Ich war fest entschlossen, in drei Jahren meine Promotion abzuschließen. Dafür hatte ich einen wissenschaftlichen Hintergrund und eine gute Disposition.

Die harte Arbeit lohnte sich und die Zeit verging schnell. Es gab Zeiten, wo es schwierig war, die Menschen um mich herum machten mir mal Freude, machten mich aber auch manchmal traurig. Immer, wenn ich Sorgen hatte, traurig war oder mich einsam fühlte, was nicht selten vorkam, ging ich den Rhein entlang spazieren. Hinter dem *Collegium Albertinum* gibt es einen langen Spazier- und Radweg den Rhein entlang bis zu dem früheren Bundestagshaus und dem „Langen Eugen“, dem Bürogebäude der Bundestagsabgeordneten.

Ich hielt durch. Ich legte meine Promotionsarbeit und nach deren Approbation die *Rigorosa* ab. In einer feierlichen Promotionsfeier mit Musikkapelle und Reden vom Universitätsrektor und anderen Amtsträgern wurde uns – ich glaube wir waren 26 Doktoranden aus allen Fakultäten – die Doktorurkunde überreicht. Mein Doktorvater war offensichtlich stolz auf mich. Ich war sein erster Doktorand.

Eine Lebensentscheidung

Der Gedanke ans Heiraten lag mir zu diesem Zeitpunkt sehr fern. Ich hatte mir vorgenommen, erst dann an das Heiraten zu denken, wenn ich mit der Promotion fertig bin und eine vernünftige Arbeitsstelle habe. „Primum est vivere“, die Existenz geht vor, sagten alte Philosophen. Ich war in dieser Hinsicht ziemlich rational, stellte alle anderen Gefühle zurück und konzentrierte mich gänzlich auf meine Doktorarbeit.

Ich habe aber während dieser Zeit eine Studentin kennen gelernt. Es war ein seltsamer Zufall an einem Februarabend in der rheinischen Karnevalszeit. Ein indischer Student, der in meinem Wohnheim wohnte, kam eines Abends zu mir und sagte: „Es gibt in der katholischen Hochschulgemeinde eine Karnevalsfeier mit Tanz.“ Er redete auf mich ein, mitzugehen. Das Tanzen ist nicht meine Stärke, aber ich wollte gerne neue Menschen kennen lernen. Ich ging also mit und beobachtete mit einem Glas Saft in der Hand die bei lauter Musik tanzenden Studentinnen und Studenten, die mir wegen ihrer Verkleidung seltsam vorkamen.

Ich war etwas verduzt, als ich eine Studentin sah, die zu dieser Party im indischen *Sari* erschien. Natürlich neugierig geworden, sprach ich sie an und fragte, welchen Bezug sie zu Indien habe und woher sie den *Sari* hatte. Paulette stammte aus Luxemburg, studierte Medizin und hatte eine Zimmernachbarin aus Indien in ihrem Wohnheim, von der sie sich für Karneval den *Sari* ausgeliehen hatte. Aus der kurzen Antwort entwickelte sich ein langes Gespräch. Fremde wurden Freunde. Ein weiterer Zufall wollte es, dass Paulette mit einer Studentin befreundet war, deren Freund Georg wiederum in meinem Studentenwohnheim wohnte.

Tage und Monate vergingen. Paulette und ich blieben miteinander in Kontakt. Einige Zeit später lernte ich auch ihre Eltern bei ihrem Besuch in Bonn kennen. Als Paulette später ihre Famulatur in einem indischen Krankenhaus machen wollte, hat ihr ein mit mir befreundeter Jesuitenpater eine Stelle in Mumbai vermittelt. Um ihr bei ihrem ersten Indienaufenthalt behilflich zu sein, verband ich meinen Forschungsaufenthalt in Indien mit ihrer Famulaturzeit. Danach luden meine Eltern sie zu sich nach Hause ein. Paulette verbrachte ein paar Tage mit meinen Eltern und Geschwistern.

Mir war eines sehr bewusst: Eine Ehe ist von Natur aus eine Gemeinschaft von zwei Menschen mit verschiedenen Persönlichkeiten und verschiedenen Mentalitäten, die zueinander passen müssen. Und noch etwas war mir klar: Es wird zusätzlich schwieriger, wenn diese Partner aus verschiedenen Kulturwelten stammen. Der Glaube prägt den Menschen besonders: seine Denkart, seine Prinzipien, seinen Lebensstil. Konkret war meine rationale Schlussfolgerung, dass ich eine Frau meines Glaubens heiraten möchte, also eine indische Katholikin, die auch mit dem europäischen Lebensstil vertraut ist, oder eine europäische Katholikin. Das Letztere wurde später zur Realität.

Ich hatte hier bereits mehrere Ehen erlebt, die gescheitert sind. Natür-

lich könnte man fragen, auf wessen Kosten die Ehen in Indien häufiger halten. Ich hatte gehört, dass über 30 Prozent der Ehen in Westeuropa geschieden werden, weit mehr als in Indien. Heiraten werde ich und will ich für immer, dachte ich. Als ich dann später unsere Hochzeitsanzeige vorbereitete, wählte ich dafür ein Bibelzitat aus dem Buch Ruth, nicht zuletzt mit dem Gedanken an unsere unterschiedlichen Kulturen: „Wohin du gehst, dahin gehe auch ich; und wo du bleibst, da bleibe auch ich. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterbe auch ich, da will auch ich begraben sein.“ (Ruth 1, 16) Und dann wagte ich, das Zitat fortzusetzen: „Der Herr soll mir dies und das antun – nur der Tod wird mich von dir scheiden.“ Ich kann nicht in die Zukunft sehen, aber ich hatte eine Entscheidung getroffen.

Ich war etwas zu kopflastig, Paulette war geduldig. Ich dachte primär an meine Existenz, Paulette wollte die Zukunft planen. Ich wollte schnell die Promotion beenden. Sie hielt vier lange Jahre aus. Am Tag der Hochzeit, als ich vor dem Altar kniete, fiel mir wie ein Blitzschlag ein, dass ich Paulette genau an diesem Tag vor vier Jahren kennen gelernt hatte, an einem Februarabend in der katholischen Studentengemeinde in Bonn. Ein seltsamer Zufall.

Das Berufsleben beginnt

Ich hatte bereits zum Schluss meiner Promotionszeit mehrere Kontakte geknüpft, so dass ich nahtlos nach der Promotion mein Berufsleben beginnen konnte. Unmittelbar nach der Promotion bekam ich eine Stelle als Lehrer an einem staatlichen Gymnasium, wo ich Religion und Englisch unterrichtete. Es dauerte nicht lange, bis ich feststellte, dass dies nicht mein Traumberuf war. Die Diözese Aachen übernahm mich und ich begann mit der Ausbildung als Pastoralreferent. Das bedeutete eine pastorale Tätigkeit in der Pfarrgemeinde, die mit Kursen und Seminaren unter der Leitung eines Mentors begleitet wurde. Hier absolvierte ich auch meine Referendarzeit für das Fach „katholische Religion“ und gab danach Religionsunterricht. Nach drei Jahren konnte ich fest angestellt werden. Ich war zwar innerlich relativ beruhigt, dass ich eine sichere Existenz hatte. Es störte mich allerdings ein wenig, dass ich für diese Tätigkeit auf dem Hintergrund meiner bisherigen Studien überqualifiziert war. Mehrere Freunde dachten so und sagten es mir auch.

Nach vier Jahren in der pastoralen Tätigkeit wurde ich vom Internationalen Katholischen Missionswerk *Missio* in Aachen gebeten, in einer katholischen Akademie im Bildungsbereich ein neues Referat zu beginnen und zu leiten. Die Akademie Klausenhof hatte für die entwicklungspolitische Bewusstseinsbildung einen guten Ruf. Ich zögerte zunächst, nahm das Angebot dann aber doch an. Als Dozent bereitete ich Bildungsveranstaltungen zu Themen über Weltkirche, Religionen und Kulturen vor und führte sie durch. Meine Seminare bekamen eine gute Resonanz. Ich veranstaltete regelmäßig Seminare für Lehrer, Schüler, Jugend- oder Frauengruppen und Pfarrge-

meinderäte. Meine Erfahrungen in der Pastoral, meine Studien in Religionswissenschaft und in indischer Philosophie, aber auch meine indische Herkunft hatte mich sehr gut für diese Aufgabe qualifiziert.

Kenner wissen, dass die Bildungsarbeit sehr personenbedingt ist. Viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer besuchen Bildungsveranstaltungen auch wegen der Persönlichkeit des Referenten. Langsam hatte ich eine Art „Fan-Teilnehmergruppen“, die meine Veranstaltungen unabhängig vom Thema regelmäßig besuchten. Der Direktor merkte das und schlug vor, dass ich in meine Seminare andere Referenten mit einbeziehen soll. Ich wusste, dass er es ungern sah, dass der Erfolg von meiner Person abhing. Eine legitime Überlegung zwar, aber dies hatte nicht die Wirkung, die er sich wünschte. Leider konnte ich nichts dafür, dass die Zuhörer meine Person angenehm und meine Themen interessant fanden.

In der Akademie, aber auch in meiner späteren Stelle, machte ich die persönliche Erfahrung: Da ich aus Indien komme, kann ich von vornherein nicht so gut sein, wie „die Deutschen“. Infolgedessen muss ich alles, was ich tue, zweimal so gut machen, damit es einmal als gut anerkannt wird. Ich bin aber heute darauf stolz, dass einige um mich herum fast neidisch auf meinen Erfolg waren.

Vier Jahre waren vergangen. Ich hatte ein neues Referat aufgebaut und geleitet, das zum integralen Teil der Bildungsarbeit der Akademie wurde. Dann wurde ich in die Zentrale des Hilfswerkes, in das Internationale Katholische Missionswerk in Aachen, berufen. Ich übergab meine Arbeit an eine Kollegin, die vom Studium her Theologin war. Ich ging sehr gerne. Der Grund war, dass die Akademie von meiner Familie sehr weit weg war und dass ich pro Wegstrecke fast zwei Stunden fahren musste.

In der Stadt Kaiser Karls des Großen

Damals war es Prälat Wissing, der mich mit dem Auftrag, ein Referat in der Akademie zu etablieren, zu der Akademie Klausenhof geschickt hatte. Wiederum war er es, der mich in die Zentrale von *Missio* nach Aachen berief. Ich vermutete, dass ich als verantwortlicher Dozent für Bildungsveranstaltungen für Lehrer oder andere kirchliche Mitarbeitergruppen tätig sein würde. Ich war regelrecht erschrocken, als Prälat Wissing mir sagte: „Sie übernehmen das Referat Priesterbildung.“ Erschrocken war ich deswegen, da dies eine Tätigkeit war, die vor mir nur deutsche Priester und Theologieprofessoren durchgeführt hatten.

Als Referent war ich jetzt für Fortbildungen der bereits in der Pastoral tätigen Priester verantwortlich sowie für Priesteramtskandidaten und Laientheologen. Natürlich sah Prälat Wissing in meinem Gesicht die Überraschung. Aber er hatte sich entschieden. Ich hätte dem weisen Herrn nicht widersprechen können. Er war respektiert, erfahren und war viele Jahre Leiter des katholischen Büros in der Bonner Regierung gewesen. Ich muss

aber auch erwähnen, dass Prälat Wissing eine gute Menschenkenntnis besaß und dass ihn seine Intuition selten täuschte. *Missio* hatte damals etwa 170 Mitarbeiter, die in vier große Abteilungen eingeteilt waren. Die zwölf Referenten in der Bildungsabteilung, zu der auch ich gehörte, führten in der Gesamtrepublik (außer Bayern, wo es „*Missio* München“ gibt) für verschiedene Zielgruppen Bildungsveranstaltungen durch.

Mein Nachteil war, dass ich kein Deutscher war und vor allem kein deutscher Priester. Würde ich als Laie für die Bildung der Priester akzeptiert werden? Was würden die Regenten, die Verantwortlichen für die Priesterbildung, sagen, wenn ich für ihre Priesteramtskandidaten Seminare anbieten würde? Ich war verunsichert. Außerdem wurde mir hinter vorgehaltener Hand mitgeteilt, dass bei offizieller Stelle diskutiert würde, ob es unbedingt notwendig sei, dass ein Laie für die missionstheologische Priesterbildung zuständig ist. Prälat Wissing hatte wohl eine passende Antwort gegeben; aber das klerikale Denken in einigen Köpfen blieb anfangs bestehen. Also fing ich an, mit verschiedenen Regenten Gespräche zu führen. Ich war sehr erleichtert, als mir drei Regenten versicherten: „Uns ist unwichtig, ob Sie Priester sind oder nicht; wenn eine qualifizierte Arbeit für unsere Theologiestudenten geleistet wird, sind wir einverstanden.“

Ich nahm die Verantwortung als Herausforderung an. Der Anfang war schwer. Unter 170 Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen war ich der einzige Nicht-Europäer. Heute im Rückblick schaue ich mit großer Zufriedenheit zurück. Ich hatte großen Erfolg; die Regenten der Priesterseminare, Direktoren der Theologenkonvikte sowie die Leiter der Fachakademien, wo die Laien für die Pastoral ausgebildet werden, waren sehr zufrieden. Auch die Reaktion der Studierenden war sehr positiv. Ich habe meinen Beruf als Dozent für Missions-theologie so leidenschaftlich geliebt und so erfolgreich ausgeübt, dass ich nie ernsthaft versucht habe, eine andere Tätigkeit anzustreben.

Kein Mensch ist eine Insel, ich auch nicht

Wann ist der Integrationsprozess abgeschlossen? Wann ist jemand „deutsch“ geworden und kein Ausländer mehr? Man könnte auch anders fragen: „Was macht einen Deutschen zum Deutschen?“ Nur, dass er innerhalb der politischen Grenzen hierzulande geboren ist? Ohne dazu etwas beigetragen zu haben? In diesem Zusammenhang möchte ich von zwei Erlebnissen erzählen.

Es war Vormittag. Ein sonniger Tag. Ich stieg aus meinem Auto aus. Wie meistens war ich sehr korrekt angezogen, mit Sakko und Krawatte. Ein mir völlig unbekannter Herr, etwa vierzig Jahre alt, kam auf mich zu und fragte: „Ihnen gefällt es in Deutschland, was?“ Völlig überrascht über diese unerwartete rhetorische Frage einer wildfremden Person, antwortete ich: „Jedes Land hat seine Schönheit und seinen Reiz.“ „Ja, aber Ihnen geht es hier gut...“ Der Ton war nicht ohne Hintersinn und ich war nicht wenig irritiert. Ich erwiderte: „Ich sagte doch, jedes Land bietet Vorteile und

Nachteile.“ „Aber Ihnen geht es hier besser als in Ihrem Land.“ Er wusste dabei gar nicht, aus welchem Land ich komme. Und ich sagte wieder: „Wie ich sagte, hat jedes Land seine Schönheiten und Vorteile ...“ „Man kann mit Ihnen gar nicht reden“, sagte er und ging.

Als ich meinen Wohnort wechselte, fragte mich jemand etwas grob: „Gehen Sie wieder in Ihr Land zurück?“ Mir war der Unterton klar. „Nein“, sagte ich, „ich gehe dorthin arbeiten, wo ich gebraucht werde, wo ich gut qualifiziert bin und wo es nicht genug Deutsche gibt.“ Und dann fragte ich: „Habe ich Ihre Frage zufriedenstellend beantwortet?“ Der Herr schwieg. Einen Moment später nickte er mit dem Kopf und sagte leise: „Ja.“

Solche Erfahrungen haben mich nicht entmutigt, aber sie blieben hängen. Dennoch habe ich das Gefühl, dass ich in die deutsche Gesellschaft aufgenommen worden bin. Die Tatsache, dass ich mit einer Europäerin verheiratet bin, hat bestimmt dazu beigetragen. Der erste Grund dafür aber ist, dass ich die deutsche Sprache beherrsche und selbstsicher auftrete, dass ich mich in der deutschen Kultur wohl fühle (wir gehen in die Oper und zu Konzerten, besuchen Museen, ich interessiere mich für deutsche Geschichte, verfolge intensiv die deutsche Politik, lese *Die Zeit* und habe *Die Tageszeitung TAZ* abonniert ...) und unter keinen Komplexen leide. Auf der Straße grüße ich bekannte Menschen normalerweise als Erster und spreche sie an. Das Echo ist genauso positiv; ich stelle fest, die Menschen sind freundlich zu mir. Im Unterschied zu vielen anderen habe ich in Deutschland, vor allem im Berufsleben, sehr viel mit Akademikern zu tun gehabt. Vor vielen Jahren, als ich noch Pastoralassistent war, habe ich häufig in unserer Pfarrkirche am Sonntag gepredigt; die Gläubigen kannten mich daher. Mehrere kennen mich auch als Ehemann der Frauenärztin, die eine Arztpraxis im Stadtzentrum hat. Meine Töchter Mohini und Shanti sind wie jedes deutsche Kind aufgewachsen und fühlten sich in ihrer Schule wohl. Sie gingen zur Musikschule, zum Ballett, zum Blöckflöten- und Geigenunterricht, zur Messdienergruppe, zu Jugendcamps und haben bei uns im Dorf-Karneval mitgemacht.

Ich reagiere meistens freundlich, aber dezidiert, wenn mir etwas nicht passt; ich stelle klare Rückfragen, wenn etwas unklar ist. Das macht den Umgang leichter. Ich erinnere mich an meinen Besuch bei einer staatlichen Behörde. Die junge Frau am Schalter, kaum 22 Jahre alt, nahm die Dokumente in die Hand, kontrollierte sie und fragte mich (wie es bei mir ankam) ziemlich unfreundlich „Wie heißen Sie denn?“ in ihrem lokalen Tonfall. Mir wurde es im Nacken plötzlich heiß und ich reagierte instinktiv: „Hören Sie mal, Sie haben doch meine Papiere in der Hand, können Sie nicht lesen?“ Die Haltungsänderung bei der jungen Frau war nicht zu übersehen. Später fragte ich mich: „Hätte diese Angestellte mit einem deutschen Bürger genau so lässig gesprochen? Wie hätte ein anderer ängstlicher Ausländer, der weiß, dass er von der Stimmung einzelner Beamten abhängig sein könnte, reagiert?“

Ich habe nie auf meinen Dokortitel gepocht. Bei Behörden allerdings habe ich mich normalerweise als „Dr.“ angemeldet. Was mir als Nicht-Deutscher „fehlte“, hat dieser Titel wettgemacht. Ich kenne die Schwäche

vieler Menschen hier. Es kam schon mal vor, dass mich Straßenarbeiter oder Menschen auf der Baustelle einfach – als offensichtlichen Ausländer – duzten. Sie freuten sich dann, wenn ich in gutem, verständlichem Deutsch freundlich reagierte und mich mit ihnen weiter unterhielt.

Ich habe mit Menschen in Deutschland fast ausschließlich gute Erfahrungen gemacht. Wenn ich Hilfe brauche, bitte ich sie und sie helfen mir. In der unmittelbaren Nachbarschaft kann ich immer zu den anderen gehen und um Hilfe bitten. Auch im Alltagsleben waren meine Erfahrungen meist positiv. Ein Beispiel: Als ich einmal auf dem Parkplatz des Supermarktes nach mehrmaligem Einparkversuch nicht in die Lücke hineinkam, sagte mir eine Taxifahrerin, die gerade eingeparkt hatte: „Nehmen Sie diesen Platz!“ Sie fuhr heraus, gab mir ihren Platz und parkte ihr Taxi elegant mit Leichtigkeit in die Parklücke. Ich lächelte bewundernd und dankte ihr herzlich.

Soweit ich mich erinnern kann, habe ich nie Diskriminierung wegen meiner Herkunft oder Hautfarbe erlebt. Ein guter Bekannter witzelt ab und zu mit der Bemerkung: „Den Menschen aus der Dritten Welt helfen wir doch gerne“ und legt dabei seine Hand freundlich auf meine Schulter und lacht dabei herzlich laut. Zwei Anekdoten möchte ich aber noch erzählen.

In der Straßenbahn von Bonn nach Sankt Augustin schaute mich ein kleines Kind an und schrie laut: „Du bist ein Schwarzer!“ Ich lächelte zurück und sagte: „Nein, ich bin braun, nicht schwarz.“ Der Mutter und anderen Reisenden war es peinlich. Das Kind wiederholte „Du bist ein Schwarzer. Schwarzer!“ Ich bin freundlich geblieben, während die Menschen offensichtlich unruhig wurden. Die Mutter konnte das Kind nicht bändigen. Am Ende sagte eine Frau dem Kind: „Schau, du bist weiß, du kannst auch nichts dafür.“ Und in meinem Dorf, wo ich jetzt wohne, sagte mir einmal ein etwa zehnjähriger Junge: „Du bist so schwarz!“ Ich sagte: „Ulli, du bist farbenblind; ich bin braun, nicht schwarz. Und schau mal, Ulli. Du bist soooo weiß – wie ein Schwein. Stimmt’s?“ Der Kleine schaute sich an, nickte mit dem Kopf und sagte: „Ja.“

Solche Erfahrungen sind eine Abwechslung und Unterhaltung; ich betrachte sie nicht als Diskriminierung.

„Que sera, sera“ oder: Wie geht es weiter?

Es sind inzwischen fast vierzig Jahre vergangen, in denen ich hier lebe. Ich glaube mehr und mehr, dass die Heimat dort ist, wo man sich wohl fühlt, wo man sich angenommen fühlt. Nicht, dass ich keine nostalgischen Gefühle für Indien verspüre. Das Gegenteil ist der Fall. Nicht, dass ich nicht an die wunderschöne Kindheit und die fröhliche Schulzeit in Indien denke. Umgekehrt. Denn wenn ich ab und zu traurig bin, erlebe ich spontan in meiner Phantasie die Geborgenheit und Wärme des Elternhauses. In der Tat aber sind die Kontakte in Deutschland über die Jahre gewachsen und der engere Bekanntenkreis um mich hat sich erweitert und gefestigt. Unser echter

Freundeskreis ist sehr klein und sehr international; aus Deutschland, Luxemburg, der Schweiz, Spanien und Indien. Ich mag meine deutschen Bekannten und weiß, dass sie mich mögen. Auf der anderen Seite sind Kontakte zu Indien wegen der geographischen und zeitlichen Entfernung schwächer geworden. Einfach deswegen, weil ich die alten Bekannten so selten sehe. Meine Eltern, die der Mittelpunkt und Ruhepol der Familie waren, leben nicht mehr. Auch wenn ich meine Geschwister sehr liebe und sie von Zeit zu Zeit gerne besuche, ist mein Bezug zu meinem Herkunftsland und meinen früheren Bekannten nicht mehr so, wie er einmal war. Aber mit Geschwistern sowie mit anderen Freunden bleibe ich stets per Telefon, Brief oder Internet verbunden.

Ich hatte meine Entscheidung, in Deutschland zu leben, getroffen, bevor ich eine Europäerin heiratete. Damit wollte ich von Anfang an meiner Ehefrau die Unsicherheit, in einer fremden Kulturwelt zu leben, ersparen. Ich bin froh, dass ich es getan habe, auch wenn meine Frau Indien sehr liebt. Wir haben relativ häufig Gäste aus Indien bei uns und meine Frau ist dann eine hervorragende Gastgeberin. Auch Mohini und Shanti sind einige Male sogar ohne mich und meine Frau in Indien gewesen und haben sich wohlgefühlt; Mohini in der 11. Klasse als Auslandsjahr, Shanti für eine Famulatur an einer Uni-Klinik in Bangalore.

Als mir klar war, dass meine Familie in Deutschland ist und meine Zukunft hier in Deutschland sein wird, habe ich die deutsche Staatsangehörigkeit angenommen. Ein wichtiger Grund dafür war die Zukunft meiner Töchter.

Bin ich Inder oder Deutscher?

Die Frage ist mir häufig gestellt worden. Als Scherz habe ich oft die Frage so beantwortet: „Ich bin ein Mensch mit indischem Gesicht und deutschem Pass.“ Mir kommt das Gedicht von Johann Wolfgang von Goethe über das Blatt des Gingko-Baumes in den Sinn, in dem er fragt, ob es ein Blatt ist oder zwei Blätter sind:

*Dieses Baums Blatt, der von Osten
Meinem Garten anvertraut,
Gibt geheimen Sinn zu kosten,
Wie's den Wissenden erbaut.*

*Ist es ein lebendig Wesen,
Das sich in sich selbst getrennt?
Sind es zwei, die sich erlesen,
Dass man sie als eines kennt?*

*Solche Frage zu erwidern,
Fand ich wohl den rechten Sinn:
Fühlst du nicht an meinen Liedern,
Dass ich eins und doppelt bin?*

Johann Wolfgang von Goethe:
„Der west-östliche Divan“, Buch Suleika

Ich finde mich in diesen Gedanken wieder, besonders wenn ich an meinen Lebensgarten denke, an mein indisches Wesen und an alles, was mich hier geprägt hat. Ich könnte die letzten zwei Zeilen auf mich beziehen und sagen:

*Siehst du nicht an meinem Leben,
Dass ich Inder und Deutscher bin?*

Ich fühle mich wie eine Kletterpflanze, die im indischen Boden stark verwurzelt ist, die darin Nahrung empfängt und über die Länder und Meere hinaus in meiner neuen Heimat im deutschen Klima wächst, gedeiht und blüht.

Ich blicke auf die fast vierzig Jahre mit Freude und Zufriedenheit zurück und stelle fest, dass mein Leben gelungen ist. Trotz der Widerstände und Probleme; trotz der Schwierigkeiten, des Klimas, des Essens, der Sprache und der Mentalität. Ich habe mich integriert. Meine Ausdauer und mein Durchhaltevermögen haben sich gelohnt. Ich habe nicht den Mut verloren. Dabei haben mir viele Menschen geholfen. Und ich bin überzeugt, auch mein Gebet.

Ich habe mich manchmal mit einer Brücke zwischen Indien und Deutschland verglichen. Ich habe in Indien viel über Deutschland erzählt, habe Gedanken von Deutschland nach Indien übermittelt und, wo es nötig war, korrigiert. Ich habe aber auch das Bild Indiens hier in Deutschland ergänzt, korrigiert, bereichert. Ich bin zwar als einzelner Mensch nur ein ganz winziges Etwas, der zu dieser indisch-deutschen Beziehung beigetragen hat, aber ich habe etwas Erhebliches beigetragen, vor allem in meinen Seminaren und Vorträgen, die ich dreißig Jahre lang gehalten habe, und bei den Studienreisen nach Indien, die ich geleitet habe. Alle meine Reisetegner kamen immer begeistert zurück.

Ich bin zwar eine kleine Brücke, aber ich glaube fest, dass ich auch nicht weniger als eine Brücke bin.

Saraswati Albano-Müller

Als Vorbild wirken



Saraswati Albano-Müller, geboren in Varanasi, Uttar Pradesh, Indien. Verheiratet, zwei Kinder. Ankunft in Deutschland 1961. Studium: BA in Psychologie, Englisch, Sanskrit und Musik in Indien, MA in Kinder und Jugendpsychologie, Bedford College, London. Beruf: Pädagogin. War tätig als Lehrerin, Dozentin für Pädagogik und Psychologie, als Leiterin des Frauenfunks beim Rundfunksender Deutsche Welle, als Filmemacherin, Autorin und Herausgeberin der Zeitung *Colloquium International*. Gründung eines Kindergartens.

Mitgliedschaft in Vereinen/Ehrenamtliche Tätigkeiten: Gründung des *Colloquium Feminarum* (überregionaler Gesprächskreis für mittlerweile 240 Mitglieder in Nordrhein-Westfalen); Gründung des *Schwelmer Freundeskreise*; Gründung des *Jugendförderungswerks e.V.*, Vortragstätigkeit zu allgemeinen gesellschaftlichen Fragen in Vereinen, Kirchen, Stiftungen, Verbänden, Schulen u.s.w., Mitwirkung beim Projekt *Welt Ethos*.

Auszeichnungen: Bundesverdienstkreuz für „Gastfreundschaft“.

Als ich 19 Jahre alt war, verließ ich meine Heimat Indien, um in England Kinderpsychologie zu studieren. Mein Vater befragte mein Horoskop und bestimmte einen Glückstag für die Abfahrt von Benares nach Bombay. Am Hafen verabschiedete er mich mit den Worten: „Pass auf dich auf, beobachte die anderen und lerne neue Sitten und Gebräuche.“ Mit einer weltoffenen Erziehung und einem Bündel von Ansichten fuhr ich allein nach England.

Mich fasziniert das Wort „Ansichten“. Jeder von uns trägt ein Bündel Ansichten mit sich, die unser Denken und Tun beeinflussen. Mit allem, was wir tun und sagen, offenbaren wir unsere grundlegenden Perspektiven. Man könnte fast sagen: „Wir sind unsere Ansichten“. Wir bilden Ansichten eigenständig oder übernehmen sie aus unserer Kultur. Es geschieht unbewusst. Wir ordnen die Welt entsprechend unseren Wünschen und leben dann in dieser von uns selbst geschaffenen Welt. Unsere Ansichten haben gute und auch schlechte Folgen für uns. Sie führen zu Verwirrung und Leiden oder zu wachsender Freiheit und Erfüllung.

Ansichten

Welche grundlegenden Ansichten habe ich von Indien mitgebracht? Nie zuvor stand eine solche Vielfalt von Weltanschauungen zur Auswahl wie in unserer Zeit. Meine Kindheit und der Schulbesuch während der Kolonialzeit in Indien war geprägt von der englischen Lebensart. Wir wollten wie die Westler sein. Man sprach von „westernization“. Unter Mahatma Gandhis starkem Einfluss – er war ein Freund meines Vaters – wollten Familien wie unsere gleichzeitig englisch im Hinblick auf Bildung, aber traditionell indisch in der Lebensart sein; materialistische und spirituelle Ansichten standen miteinander im Konflikt.

Religiöse Erziehung war das Wesentliche in unserem Familienleben. „Das Geheimnis Gottes“, dieser Titel einer Schrift, die mein Vater vor vielen Jahren geschrieben hatte, bedeutete mir in meiner Kindheit wenig. Wenn ich heute sehr bewusst über den Sinn des Lebens nachdenke, wenn ich versuche, einen Sinn für mein tägliches Denken und Tun zu finden, verstehe ich die Lebensauffassung meines Vaters. Bei dem Bemühen um ein nachträgliches Verständnis handelt es sich für mich nicht um ein intellektuelles Bemühen, sondern um die Rückkehr zu einem Teil meiner Kindheit, zum Inhalt meiner Schulbildung, in die Umwelt meiner ersten fünfzehn Lebensjahre – einfach zu meiner ganzen Art, wie ich bin.

Unsere Tage begannen mit Beten und einigen Minuten der Stille, mit dem Anzünden einer Öllampe. Jeder tat es für sich. Unsere Familie unterhielt ein offenes Haus, in das der Wind jede Kultur hineinwehte, religiöse Ideen aus allen Teilen dieser Erde begegneten sich innerhalb dieser vier Wände in Benares am Ganges. Wir wurden infolgedessen in dem Gefühl und in dem Glauben erzogen, dass wir zur ganzen Welt gehörten, obwohl wir sehr konservative Brahmanen waren. In meinem Sack „Ansichten“ war

Toleranz und Respekt für alle. Liebe zu Gott und zu den Menschen ist doch die Basis aller Religionen.

Vorbereitung auf die Heirat

In meinem weiteren Leben in Deutschland legte ich meinem Denken und Tun im Alltag mein Bündel Ansichten als Basis zugrunde. Als Vorbereitung auf meine Heirat mit einem Deutschen kam ich 1961 nach Deutschland und ging zunächst für zwei Monate an das *Goethe-Institut* in Lüneburg, um intensiv die deutsche Sprache zu lernen. Danach ging ich nach Hamburg, wo mein Verlobter arbeitete. Ich unterrichtete Englisch an einem bekannten Mädchengymnasium, um meine Deutschkenntnisse zu verbessern. Gleichzeitig machte ich den Führerschein. Alles war sehr aufregend. Um aber auch andere Lebensweisen in Deutschland kennen zu lernen, arbeitete ich zwei Monate in der Röhrenfertigung bei der Firma *Philips*. Ich war schon immer neugierig auf andere Menschen und scheute mich nicht – wie viele Deutsche –, unbekannte Menschen, wenn mir etwas an ihnen interessant schien, anzusprechen. Hätte ich dies nicht getan, wäre ich vielleicht einsam geblieben.

Das „richtige Leben“ begann in einer Stadt in Westfalen. Nach der Heirat brauchte ich etwa fünf Jahre, um meinen Weg in der deutschen Gesellschaft zu finden. In meiner Kleinstadt war ich zu Anfang mit dem leuchtenden seidenen *Sari*, dazu noch dem Glückspunkt auf meiner Stirn und meinem fehlerhaften Deutsch (z. B. „der Haus, das Treppe, die Mann“) sozusagen ein „bunter Vogel“. Ich war in der glücklichen Lage, in eine gut situierte Familie hinein zu heiraten, rückte dadurch aber gleichzeitig auch in den Blickpunkt der „kritischen Augen“. Jetzt begann für mich eine interessante Zeit: Wie darf ich mein „Ich“ ausleben und wie weit begeben sich in meine neue Heimat? Dank der Unterstützung meines Mannes, der Schwiegereltern und der ganzen Familie habe ich bei diesem Anfang hier nie Probleme verspürt und viel Neues gelernt. Als ich eine Schwägerin sagen hörte: „Bei mir hat jedes Ding einen festen Platz, sogar nachts im Dunkeln kann ich finden, was ich suche“, dachte ich im Stillen: „Ist das in einem Land mit so vielen Lampen und Lichtern nötig?“ Mir wird immer gesagt, Ordentlichkeit sei zeitsparend. Bei meinen vielfältigen Aktivitäten bringe ich nicht die Zeit auf, die Dinge an einen festen Platz zurück zu stellen. Ich brauche zwei bis drei Stunden jeden Monat, um Schlüssel, Börse, Telefonnummern und so weiter zu suchen. „A stitch in time saves nine“ und „make hay when the sun shines“, diese Sprichwörter lernte ich in der Schule, ohne ihre Bedeutung zu verstehen. Unter den ordentlichen Deutschen wurden sie mir klar. Hier wird ein Knopf abgerissen, bevor er abfällt. Jetzt weiß ich, dass es, wenn ein Knopf verloren ist, teurer ist, fünf neue zu kaufen.

Bald öffneten sich mir neue Türen. Ein alter Bekannter aus Delhi, Ernst Shaeffer, zurückgekehrter deutscher Emigrant, holte mich überraschend als Leiterin einer halbstündigen wöchentlichen Frauensendung zur *Deutschen*

Welle. Jede Woche brachte er mich in Köln mit allen möglichen deutschen Menschen in Kontakt. Ich berichtete über interessante und interessierte deutsche Frauen und über meine Begegnungen mit ihnen. Bald schrieb eine Journalistin in der Lokalzeitung über meine Arbeit. Unser Bekanntenkreis wuchs über Schwelm hinaus in die Bereiche von Politik und Wirtschaft, Kultur und Religion. Witze wie „Schwelm braucht einen eigenen Flughafen“ waren zu hören. Autos mit CD-Kennzeichen waren aufregend für die Kleinstadt.

Die Ankunft der Kinder

Unser erster Sohn erfüllte einen indischen Wunsch, der Familie einen Sohn zu schenken. Sein Name war bewusst so gewählt, dass er für beide Familien hier und in Indien leicht auszusprechen ist. Hans heißt auf Sanskrit „weißer Schwan“. Drei Jahre später kam Marc Anand. Jetzt war die Zeit gekommen, mir einen Traum zu erfüllen. Ich wollte eine Schule gründen, wie es meine Schule damals in Indien gewesen war. Annie Besant, die Theosophin, war mein Vorbild. Ich gründete im Haus meiner Schwiegereltern einen privaten Kindergarten mit 20 Kindern. Im Laufe von sechs Jahren waren es 40 Kinder. Da konnte ich meine pädagogischen Kenntnisse, die ich in England erworben und an der Universität in Neu-Delhi gelehrt hatte, anwenden. Hans und Marc hatten auf diese Weise eine nette Kindergesellschaft. Ich lernte deutsche Volkslieder, sang englische *Nursery Rhymes* und vermittelte den Kindern meine Weltsicht, meine „Ansichten“.

Durch die berufliche Tätigkeit meines Mannes begegnete ich vielen interessanten Männern und Frauen aus Banken, Unternehmen und verschiedenen Vereinigungen, ohne aber meinen Lebensstil zu ändern. Der berühmte Bankier Hermann J. Abs war ein alter Freund der Familie meines Mannes. Sein Besuch und ein Vortrag in unserem Haus riefen die Bewunderung vieler Bekannten hervor. Ich liebe es, Gäste bei uns zu haben. Die Vizepräsidentin des Bundestages, Liselotte Funke, kam und sprach über Politik. Ich lud die Mütter der Kinder meines Kindergartens ein, und dies war der Beginn der regelmäßigen Treffen interessierter Frauen in unserem Haus, um Vorträge zu hören und Gespräche mit bekannten Personen des öffentlichen Lebens zu führen – es wurde eine Vereinigung, die ich *Colloquium Feminarum* nannte und die von vielen mit einem klassischen Salon verglichen wurde.

Deutschland ist nicht nur ein reiches Land, es ist auch mit Vereinen gesegnet. Von A wie „Adelsverein“ bis Z wie „Zontaclub für berufstätige Frauen“ gibt es alles, auch Kaninchenvereine, einen Hausfrauenbund und so weiter. Aber das 1968 gegründete *Colloquium Feminarum* entwickelte einen besonderen Reiz für geistig und kulturell interessierte Menschen. Den äußeren Rahmen gab das klassizistische Haus aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, innen verbreiteten dekorative Gegenstände aus Indien – zwischen vielen anderen Wandbehängen und handgeschnitztem Spielzeug – ein internationales Flair. Das Ziel war, Begegnungen mit außergewöhnlichen Menschen

und Themen zu schaffen. *Darshan* ist ein alter indischer Begriff und bedeutet: „Sich durch Begegnung begeistern lassen.“ Es kann ein Mensch, ein Ort oder eine Landschaft sein, man spürt einfach ein Glücksgefühl.

Wir versuchten, junge Talente zu fördern. Außer Vorträgen gab es Konzerte, Theater, Besuche bei Künstlern und in Museen. Als Inderin genoss ich wohl eine gewisse Anziehungskraft durch Exotik, durch mein „Anderssein“, meine Art des unkomplizierten Umgangs mit den Menschen. Dazu schrieb ein guter Freund: „Nirgendwo ist es uns deutlicher geworden als an deinem Beispiel, dass die Unbefangenheit eines ‚Fremden‘ Tore öffnen kann, die den Eingessenen in ihrer Befangenheit verschlossen bleiben. So ist es dir gelungen, vielen von uns die Augen zu öffnen und einen neuen, besseren Weg zu weisen, vor allem dort, wo die eigene Befangenheit den Menschen selbst in ihrer eigenen und gewohnten Umgebung den Weg zu innerlicher Freiheit und zum Bekennen einer eigenen Meinung versperrt.“

Umgang mit „Zeit“

Eine interessante Erfahrung war anfangs der Umgang mit „Zeit“ in Deutschland. Alles ist schnelllebig. Überall begleiten uns Uhren, große Uhren, kleine Uhren – als ob wir alle hinter Uhren herlaufen. Eine erste Reaktion von Deutschen ist: „Sehr gerne, aber ich habe keine Zeit“. Das erscheint wie ein Selbstschutz. Andererseits stellt die Berufstätigkeit oft hohe Leistungsanforderungen. Die Leute planen Wochen und Monate im Voraus, Jahresurlaub ist ein beliebtes Thema. Ein Vortrag von Hanna Renate Laurien, einer lebhaften CDU-Politikerin, hat mich Anfang 1980 sehr bewegt. Sie sprach über Menschlichkeit als Mangelware. Gleichzeitig las ich Erich Fromms Buch „Haben oder Sein“. In dieser Zeit war in der deutschen Gesellschaft viel los. Unzufriedenheit trotz Wohlstands machte viele unglücklich. Das Haben wird als Lebensziel betont, das Sein ist ein weniger wichtiger Teil. Was hat man davon, wenn man viel haben möchte und sein inneres Wesen vernachlässigt? Soziologen und Psychologen sprechen von einem „inneren Vakuum“. Hier fand ich seit den 80er Jahren ein neues Arbeitsfeld. Ich wurde zu Vorträgen (Volkshochschulen, Rotariern, Lions, Fachverbänden, Schulen und sogar von Organisationen beider Kirchen) eingeladen und sprach über Lebensgestaltung, Werte wie Respekt, Treue, familiäre Bindungen und zum Thema „Was ist Glück?“ Das interessierte Jung und Alt, kluge und erfolgreiche Menschen. Bei der Vorbereitung mit Lektüre und Gesprächen merkte ich, dass die indische Vorstellung von Glück sehr anders ist. „Ananda“ – Glücksgefühl im indischen Denken – ist nicht gleich „pleasure“, nicht Hedonismus, sondern spirituelles Wohlgefühl, inneres Gleichgewicht in Glück und Unglück (aus der *Bhagavad Gita*). Einer, der alles aufgibt, bekommt alles, und dieser Zustand ist Glück – es ist eine Lebenseinstellung.

Demgegenüber stand Individualismus, Selbstentfaltung, „mein Glück ist das Wichtigste“ – das war der Anfang vom Zerfall der traditionellen Familie.

Das westliche Emanzipationsmodell, die Vernachlässigung der eigenen Familie, Kinderlosigkeit, mehrere Ehen sind für Inderinnen nicht wünschenswert. Die asiatische Großmutter erzählt ihrer Enkelin, Ehe sei, andere glücklich zu machen, soweit man kann, und nicht nur, selbst glücklich zu sein.

In Deutschland fingen Jugendsekten an, nach Indien zu fliegen. Das Wort *Guru* wurde hierzulande fast zu einem Schimpfwort. *Maharshi Mahesh Yogi, Bhagwan* und mehrere *Gurus* waren in aller Munde. 1978 drehte ich zusammen mit dem bekannten deutschen Werbekünstler Charles Wilp einen Film über *Ashrams* in Indien. Das war zugleich der Anlass, mich intensiver mit deutschen Jugendlichen zu beschäftigen. Ich gründete in meinem Wohnort ein Jugendförderwerk mit dem Ziel selbstloser Förderung junger Menschen auf geistigem und sittlichem Gebiet. Begegnungen mit besonderen Menschen sollten Anregungen für junge Mädchen und Jungen bieten. In den 90er Jahren veranstaltete ich regelmäßig ein „philosophisches Gastmahl“ zusammen mit einem engagierten Pädagogen. Einmal habe ich, auch zu meiner eigenen Freude, indische Malkurse veranstaltet; ornamentale Malerei, die ich in meiner Schule in Benares gelernt hatte. *Alpanas* aus Bengalen, *Rangoli* aus Gujarat und *Kolam* aus Madras. Mandalas malen wird hier in Schulen praktiziert, um Kinder ruhig zu halten!

Während die Frauen Muster entwickelten, die große Konzentration erfordern, habe ich Gespräche zu menschlichen Themen angeregt, zum Beispiel darüber, dass der Mittelpunkt im Kreis ein Symbol für den göttlichen Mittelpunkt in mir ist – das *Atman*. Am Ende sagte eine junge Frau: „Ah, das tut gut, das ist wie eine Therapie!“. Offenbar meinte sie Maltherapie. Musiktherapie, Reiten als Hippotherapie, Lachen als Lachtherapie, Atemtherapie, Tanztherapie – das ist die neue Mode. Man fragt sich unwillkürlich: Sind die Leute wirklich krank? Oder ist es sogar die ganze Gesellschaft?

Als Mitglied im *Deutschen Frauenring* arbeitete ich als Delegierte für Erziehungsfragen. In diesem Zusammenhang begann ich, indisches Spielzeug zu sammeln. Spielzeug als Mittler, um Liebe zu anderen Völkern zu wecken, wurde ein großer Erfolg. Es war eine neue Methode, indisches Denken anschaulich und leicht verständlich zu machen. Menschen allen Alters haben Spaß an meiner heiligen Kuh und der Schildkröte (um die *Bhagvad Gita* zu erklären). Wenn wir einen Docht für die Öllampe selbst angefertigt haben, einige Teilnehmer sich in einen Sari eingewickelt und einen Glückspunkt an die Stirn gemalt haben und ich Gebete verschiedener Religionen rezitiert habe, verabschieden die Zuhörer und Gäste sich mit leuchtenden, glücklichen Augen.

Einfachheit im Umgang miteinander

Für mich ist das wichtigste Motto, Liebe und Achtung im menschlichen Miteinander walten zu lassen, dem anderen Menschen ein Gefühl seiner Würde zu vermitteln, ein Plädoyer für mehr Einfachheit im Umgang mitein-

ander – schlicht gesagt: „Seien Sie nett, lächeln Sie“. Es fällt den Deutschen oft schwer, so miteinander umzugehen, sie brauchen Zeit, um warm zu werden.

Es gibt einen Phasenverlauf, den wir Inder hier in Deutschland erleben. Zuerst ist da riesiger Enthusiasmus für alles Neue. Es scheint am Anfang keine Probleme zu geben – wie gleich nach der Hochzeit, da beherrscht die Liebe jeden Schritt. Deutschland erschien mir zuerst wie ein Paradies: frische grüne Natur, kein Staub, 60 Sorten Brot und hunderte Milchprodukte, normalerweise ist alles verfügbar, die Vielfältigkeit ist überwältigend. Einige Jahre später kommt die zweite Phase, wenn die erste Aufregung nachlässt und sich die Realität des Lebens bemerkbar macht. Tägliche Routine und harte Arbeit lassen wenig Zeit für enthusiastische Ideen. Um die Lebensvoraussetzungen aufrecht zu erhalten, muss man wach und aktiv sein. Für alle, die wie ich aus Ländern mit heißem tropischem Klima kommen, ist es ein Segen, in kühlem Klima zu leben. Es ist angenehmer, sich zu wärmen, als sich vor der Hitze schützen zu müssen. Meine Energie, meine Kraft, aktiv zu sein, ist deshalb unglaublich: Ich danke den Sternen, die mich aus der Hitze Indiens retteten, obwohl ich mein Land liebe.

Ich habe nur die ersten 19 Jahre meines Lebens in Indien verbracht, aber sie waren sehr wichtig für mein ganzes Leben hier in Deutschland. Diese Jahre mit meiner Familie in Benares formten die starke Basis. Dann ging ich zum weiteren Studium nach England und blieb dort fünf für mich bedeutsame Jahre. Ich lernte, unabhängig zu werden und auf eigenen Füßen zu stehen. Ein junges Mädchen wuchs zur Frau heran und – eigentlich unnötig hinzuzufügen – erlebte die Freude „of falling in love“. Dies, glaubten wir in Indien, sei ein westliches Heiratssystem mit dem Versprechen ewiger Liebe und Bindung. Man war völlig unanhängig bei dieser wichtigen Lebensentscheidung, kein Horoskop, keine Diskussionen mit der Familie, keine Einmischung, wie wir es in Indien kannten.

Ich bin seit 1962 offiziell Deutsche mit einem europäischen Pass. Ich trage einen weit verbreiteten deutschen Namen, den aber auch alle gebildeten Inder kennen: Sanskritkenner verehren Professor Max Müller, den berühmten Indologen, der sich in Oxford mit der Erforschung und der englischen Herausgabe des *Rigveda*, des ältesten Dokuments indischer Kultur, einen Namen machte. Die in anderen Ländern *Goethe-Institut* genannten deutschen Kultureinrichtungen heißen in Indien *Max Müller Bhavan*. Obwohl ich mit dem Professor nicht verwandt bin, hat mir dessen Name in indischen Augen einen Pluspunkt verliehen. Ich hieß Saraswati Sundaram, jetzt Albano-Müller; Doppelnamen gibt es häufig in Deutschland. Probleme der Anpassung sind leicht zu bewältigen, wenn man von zu Hause eine liberale Erziehung mitbringt und anderen Kulturen gegenüber sensibel und offen ist.

Meine Schulbildung fand in der theosophischen Gesellschaft in Indien statt. Diese prägte in mir eine Haltung, die andere Religionen als Wege zum gleichen Ziel betrachtet. Mein Mann ist evangelisch, ich bin Hindu, unsere beiden Söhne sind evangelisch getauft, die Enkelkinder wie unsere polnische Schwiegertochter katholisch. Einst fragte ein Sohn den Vater, welche

Religion die beste sei. Der Vater antwortete ihm, er würde sterben, bevor er alle Religionen zu Ende studiert hätte; deshalb solle er seiner eigenen Religion folgen, aber von anderen lernen. Ich beziehe Gott bei jeder Konversation ein: „Wenn Sie traurig sind, woher schöpfen Sie Ihre Kraft?“ Zuerst sind die Menschen durch diese Frage erschrocken, denn über Religion wird normalerweise nicht diskutiert. Aber dann werden sie sehr positiv gestimmt und zeigen Interesse für grundsätzliche Fragen: Welche Erklärungen geben Sie Ihren Kindern bezüglich Gott, wie können wir Mutter Erde ehren, wie erklären wir Nächstenliebe, Gewaltlosigkeit ... ? Frauen können sehr viel in dieser Richtung tun.

Als junge Christen sich für die Spiritualität der östlichen Religionen interessierten, machten die Kirchen sie auf die christlichen Meditationstechniken aufmerksam. Hildegard von Bingen und Meister Eckhart wurden zitiert. Ich bin fest davon überzeugt, dass ohne religiöses Verständnis kein wahrer Friede möglich ist. Professor Hans Küngs *Weltethos-Idee* hat mich begeistert. Dank persönlicher Freundschaft mit ihm habe ich viele dieser Gedanken in Schulen verbreitet, und das mit sehr positivem Echo. Eine andere Anregung für meine Arbeit waren die Ideen zur Erziehung in menschlichen Werten von *Sai Baba*, einem indischen Religionslehrer mit großem sozialem Engagement und parapsychologischen Kräften.

Heute können sich weder Buddhisten noch Christen noch Muslime erlauben, nur ihre eigene Religion zu betrachten. Indien und China sind nicht mehr weit entfernt. Wir Inder, die hier über 30 Jahre leben, wissen genau, dass wir für anderes spirituelles Denken und andere medizinische Wege gesuchte Partner sind. Alle streben wir danach, die Grenzen unseres Bewusstseins immer mehr zu erweitern. Die Deutschen und die denkenden Immigranten (heute spricht man von „Menschen mit Migrationshintergrund“) sind Partner im Aufbau einer Vision für eine gewaltlose (nach dem Vorbild Gandhis) und glückliche Gesellschaft. Ich glaube, dass ich dazu einen kleinen Beitrag geleistet habe und bin dankbar, dass mir dieses Land 1997 dafür eine Anerkennung in Gestalt des Bundesverdienstkreuzes hat zukommen lassen. Die Deutschen haben mir eine neue Heimat gegeben und mich meinen Wunsch verwirklichen lassen, Menschen einander näher zu bringen und Brücken zu bauen, also Trennendes zu überbrücken. Ich konnte das „Bündel meiner Ansichten“ immer wieder anpassen und in neuen Zusammenhängen zur Geltung bringen. Es ist eine schöne Aufgabe, indische Erziehung zu bewahren und gleichzeitig die westliche Freiheit zu genießen.

Am Ende der Reise

Freunde fragen mich, ob ich Heimweh habe und ob ich noch in Indien leben könnte. Wenn man das letzte Viertel seines Lebens erreicht hat, ist es natürlich, an das Ende der Reise zu denken. Was geschieht mit dem Körper, der Seele? Als Inder lernt man, dass sich der physische Körper verbraucht und

dann die Seele entlassen wird. Über Verbrennung oder Begräbnis nach christlicher Tradition soll die Familie entscheiden, ich habe keinen bestimmten Wunsch. Zur Zeit empfinde ich die stärksten menschlichen Bindungen hier an meine Familie und die Enkelkinder. Ich stelle mir oft vor, dass unsere sechs Jahre alte Enkelin Valerie eines Tages Vergnügen daran finden könnte, meine Brokat-*Saris* aus Benares oder die herrliche südindische Seide in wunderschönen Farben anzuprobieren, oder dass vielleicht einst die Freundin meines vierjährigen Enkels Erik Lust verspürt, Gardinen aus meinen *Saris* zu schneiden.

Ich bin froh, dass ich als Inderin geboren und mit indischen Werten und der Philosophie, sich selbst anzunehmen und sich gleichzeitig vergessen zu können, aufgewachsen bin – im Gegensatz zur modernen Tendenz konstanter Selbstanalyse. Deutschland erscheint mir nahezu als Paradies. Hier fehlt nichts, um das Leben zu erleichtern. Ganz sicher wünsche ich mir, in meinem nächsten Leben in dieses Land zurückzukehren.

Rajendra Narayan Das
Erinnerungen an das Leben in Germany



Rajendra Narayan Das, geboren 1940 in Jagatsingpur, Orissa, Indien. Verheiratet, zwei Kinder. Ankunft in Deutschland: 1960. Studium: Bachelor of Science in Indien an der Utkal-Universität (Orissa), Dipl.-Ing. an der Technischen Universität Clausthal, Dr. Ing. an der Technischen Universität Berlin und Dr. phil., an der Berhampur-Universität, Indien. Ausgeübter Beruf: Versuchsingenieur, Betriebsingenieur und Projektmanager. Berufsjahre: 31. Seit 1998 im Ruhestand. Wohnort: Neuss.

Wichtige Veröffentlichungen: Zahlreiche Veröffentlichungen in den Fachzeitschriften *Gießerei* und *Stahl und Eisen*.

Auszeichnungen: Zahlreiche Auszeichnungen in Orissa, z.B. Utkal Sammilani, *Orissa Engineers' Forum*, *Utkal Pathak Samsad* u.s.w.

Mitgliedschaft in Vereinen: Verein Deutscher Eisenhüttenleute; Verein Deutscher Gießereifachleute.

Zum Studium nach Deutschland

Anfang der fünfziger Jahre kamen indische Staatsbürger hauptsächlich zum Studium des Ingenieurwesens in die Bundesrepublik Deutschland. In den sechziger Jahren kamen indische Krankenschwestern, meistens aus Kerala, nach Deutschland, die in Krankenhäusern arbeiteten und einen guten Ruf hatten.

Im November 1960 kam ich nach Deutschland mit dem Ziel, an der damaligen Bergakademie Clausthal/Oberharz Eisenhüttenkunde zu studieren. Den Anreiz, nach Deutschland zu gehen, bekam ich durch meinen Jugendfreund Ashok Patnaik, der durch die Unterstützung seines Onkels in die BRD gekommen war und an der TH Aachen Maschinenbau studierte. Ashok hatte mir damals per Brief bestätigt, dass man ohne finanzielle Unterstützung aus Indien das Studium in Deutschland durch Ferienarbeit finanzieren könne.

14.000 km zwischen meiner Heimat und Deutschland sind eine beträchtliche Entfernung und ein langer Heimweg. Inzwischen sind 47 Jahre vergangen und Deutschland ist für mich kein fremdes Land mehr, wobei sich die Liebe zu Indien nicht vermindert hat. Anfänglich, das heißt in den ersten sechs Monaten, war alles sehr schwer. Oft habe ich nachts in mein Kopfkissen geweint. In meinem ersten Brief nach Hause habe ich den Wunsch geäußert, dass ich gern zurück nach Indien kommen wolle. Mein Vater ließ über meine Mutter mitteilen, dass jeder Anfang schwer sei, ich solle Geduld bewahren. Mein Vater war ein strenger Mann, er hatte kein Verständnis für Heimweh. Er hatte bereits als elfjähriger Junge seine Eltern verloren und sich als kleines Waisenkind in einem armen Land wie Indien hochgearbeitet. Damals war ich traurig, aber heute bin ich dankbar dafür.

Nach anfänglicher Praktikumstätigkeit in der Ilseder Hütte in Peine für etwa vier Monate begann ich im Sommersemester 1961 mit dem Studium in Clausthal. Die Voraussetzungen für das Studium waren ausreichende Deutschkenntnisse, die man im Rahmen einer mündlichen Prüfung nachweisen musste. „Dafür, dass Sie nur fünf Monate hier sind und ohne Deutschkenntnisse hierher gekommen sind, reichen Ihre Kenntnisse aus, um das Studium zu beginnen“, meinte Herr Studienrat Helmut Schirmer, der in Clausthal als ein strenger Deutschlehrer galt. Dagegen ließ er einen persischen Studienanwärter durchfallen, obwohl dieser seit zwei Jahren in Deutschland lebte und mit einer Deutschen verheiratet war. Die Anmerkung von Herrn Schirmer war für mich sehr amüsant: „Na Herr Das! Für Liebe braucht man keine Sprache.“

Mein Studium an der TH Clausthal dauerte genau zehn Semester, was für einen Ausländer eine enorme Leistung war. Dies wurde von Professor Luther in meiner „chemischen Technologieprüfung“ ganz deutlich kundgetan. Die anderen deutschen Kollegen, die mit mir in einer Gruppe waren, haben alle mehr als 14 Semester benötigt. So meinte Professor Luther wörtlich: „Hier kommt ein Inder, lernt unsere Sprache und beendet das Studium

nach zehn Semestern. Ihr Kinder reicher Eltern verschwendet deren Geld und benötigt für das Studium mehr als 14 Semester.“ Mein Studium endete im Februar 1967 mit dem Titel „Dipl.-Ing.“

Ersatzmutter und Ersatzvater

Kurz möchte ich die Finanzierung des Studiums erläutern. Ganz stolz betone ich, dass ich mein gesamtes Studium in Clausthal durch Ferienarbeit finanziert habe. Dreimal bin ich während der Weihnachtsferien arbeiten gegangen, darüber hinaus gab es an den Wochenenden durch meine Kellnertätigkeit eine zusätzliche Verdienstmöglichkeit. Während meiner ganzen Studienzeit in Clausthal wohnte ich bei Familie Rose in der Buntenböckerstraße. Als Miete zahlte ich 30 DM einschließlich Frühstück und Wäsche. Während der Semesterferien betrug die Miete 15 DM. Meta Rose war für mich wie eine „Ersatzmutter“, Hermann Rose wie ein „Ersatzvater“. Oft habe ich mir von Frau Rose Geld geliehen. Als ich mein Studium beendete, schuldete ich Familie Rose 600 DM. Die Unterstützung und Liebe, die ich von den Rosens bekommen habe, waren äußerst vorbildlich. Solange ich lebe bin ich Familie Rose zu großem Dank verpflichtet. Sie behandelten mich wie ihren eigenen Sohn.

Meine berufliche Tätigkeit begann im Mai 1967 als Betriebsassistent und Forschungsingenieur bei der Rheinstahl Hüttenwerke AG in Gelsenkirchen. Hier arbeitete ich bis Ende 1972, also etwa fünf Jahre. Während der Tätigkeit bei Rheinstahl gab es die Möglichkeit, nebenbei meine Promotionsarbeit zu schreiben. Im Februar 1972 promovierte ich zum „Dr.-Ing.“ über die nichtzelluläre Kristallisation von Gusseisen mit Lamellen-Graphit bei Prof. Dr.-Ing. Heinrich Siepmann. Nach einer kurzen Tätigkeit bei Rheinstahl Anlagentechnik (etwa ein Jahr) wechselte ich im Februar 1974 zur Firma Korf Engeneering GmbH in Düsseldorf, wo ich bis Ende 1984 als Projektleiter tätig war. Im Januar 1985 habe ich meine Tätigkeit bei der Firma Mannesmann Demag in Mönchengladbach als „Abteilungsleiter im Vertrieb“ aufgenommen. Nach 13 Jahren ging ich im Januar 1999 in Frührente, da ich den Wunsch des Vorstandes nicht akzeptierte, als Geschäftsführer der indischen Tochter Indomag Steel Technology Ltd. in Neu-Delhi anzutreten.

Meine berufliche Tätigkeit, insbesondere bei Korf Engeneering, aber auch bei Mannesmann Demag, war sehr interessant. Meine Aufgabe war die Akquisition von Großprojekten weltweit. Ich bin viel gereist und habe praktisch die ganze Welt gesehen. Niemals habe ich das Gefühl gehabt, ein Ausländer zu sein. Zu den Kollegen hatte ich immer ein ausgezeichnetes Verhältnis und alle haben meinen Ehrgeiz geschätzt. Ganz besonders möchte ich hier meinen Chef, Hans Rohde aus Ratingen, erwähnen, der kontinuierlich von 1974 bis 1998 mein direkter Vorgesetzter war. Er war immer ein Vorbild und motivierte mich enorm. Während dieser Zeitspanne von 24 Jahren gab es niemals einen Anlass zu Unstimmigkeiten. Unser Verhältnis

zu einander war wie Vater und Sohn beziehungsweise wie Geschwister. Herr Rohde war eine Säule in meiner beruflichen Karriere.

Familie und Kinder

Da ich oft beruflich unterwegs war und jährlich mindestens 100 Tage außerhalb Deutschlands weilte, möchte ich offen zugeben, dass ich in meinem Privatleben keine tiefe Freundschaft zu deutschen Familien pflegen konnte. Meine Kontakte mit Deutschen beschränkten sich ausschließlich auf meine beruflichen Belange. Ich habe das deutsche Volk in Sitten und Gesprächen sowie ihre Kultur immer respektiert und versucht, als inoffizieller Botschafter Indiens in Deutschland zu leben. Meine indische Frau Etishree verfügt dagegen über ausgezeichnete Kontakte mit einigen deutschen Familien und genoss das Leben in vorbildlicher Weise. Sie ist bei ihren deutschen Freunden sehr beliebt.

Unsere beiden Kinder Tito und Anuschka sind in Deutschland geboren und führen jetzt ihr eigenes Leben. Meine Frau und ich haben niemals ernsthaft versucht, die Kinder zu beeinflussen oder zu überzeugen, dass die indische Kultur besser sei als die deutsche. Unsere Kinder wurden „multikulturell“ erzogen und lebten recht vorbildlich in Deutschland. Mit fortschreitendem Alter gab es sicherlich kulturelle Konflikte, die meistens von uns initiiert wurden, da wir einige indische Sitten zu forcieren versuchten. Unsere Kinder hatten dennoch die volle Freiheit zu entscheiden, wie sie ihr Leben gestalten wollen. Sie haben auch in Deutschland am Religionsunterricht teilgenommen.

Unsere Verbindung zur Heimat in Indien war immer sehr eng. Meine Frau und ich haben rege Kontakte mit unseren Geschwistern und anderen Verwandten. Darüber hinaus bin ich bei zahlreichen literarischen Institutionen als Ehrenmitglied tätig. Zudem habe ich einige bedeutende Ehrungen aus Orissa erhalten. Als ein Zeichen meiner Verbundenheit für meinen Geburtsort in diesem Bundesstaat habe ich im Jahr 2000 nach meiner Frühpensionierung nebenbei an der Berhampur-Universität mit dem Thema „Orissa as of today“ (a social and literary analysis) zum „Dr. phil.“ promoviert. Im Rahmen dieser Dissertationsarbeit habe ich mit über 10.000 Leuten Gespräche geführt oder über Dritte Gespräche führen lassen, um mit diesen Meinungsanalysen ein Gesamtbild von Orissa darzustellen. Interessant war, dass diese Doktorarbeit einen hohen Anklang in Orissa fand. Darüber hinaus gab es große Anerkennung für meine Person, schließlich war ich mit 60 Jahren der älteste Doktorand. Meine Frau und ich sind sehr glücklich, dass wir sowohl in Deutschland als auch in Indien hoch angesehen sind und überall großen Respekt genießen.

Als ich berufstätig war und die Kinder klein waren, hatten wir einige kleine Probleme mit der Bewältigung des Alltagslebens. Nachdem die Kinder aus dem Haus sind und ich Rentner bin, ist es manchmal schwer, das

Leben so zu gestalten, wie man es eigentlich möchte. Dies ist nicht allein unser Problem, sondern ein Problem der 30 Millionen Rentner in Deutschland. Aufgrund des Euros ist alles so teuer geworden, dass man mit dem Ausgeben des Geldes vorsichtig sein muss. Schon mein Vater lehrte mich, Schulden zu hassen, und von Ludwig Erhard habe ich ebenfalls gelernt: „Maß halten!“ Im Zeitalter des Computers hat sich der Wert des Lebens sehr verändert und es ist nicht alles, wie es früher einmal war.

„Alt werden in der Fremde“ hat verschiedene Vor- und Nachteile. Als Vorteile sollte man nennen, dass ich in Deutschland in Wohlstand gelebt und Karriere gemacht habe und Geldnot für mich ein Fremdwort war. Wir haben ein schönes Haus in Neuss, das schuldenfrei ist. Meine Frau und ich fühlen uns in Deutschland sehr wohl und haben niemals unter einer Identitätskrise gelitten.

Obwohl die Kinder selbstständig sind, mache ich mir Sorgen (meine Frau vielleicht nicht so sehr wie ich), ob sie später ein genau so gutes Leben führen werden wie wir. Mit solchen Sorgen beschäftigt sich ein Europäer meistens nicht, aber bei einem gebürtigen Inder ist es ganz anders. In Indien beschäftigen sich die Eltern mit den Kindern und sorgen für sie bis zum Tode. Deren Leben dreht sich nur um Kinder. Ein weiteres Problem besteht darin, wie der Lebensabend weitergehen soll, wenn ein Ehepartner stirbt. Für die Einheimischen ist dies eine Alltagsangelegenheit. Wir sind direkt oder indirekt auf unsere Kinder angewiesen, die aber in einer schwierigen Zeit, also wenn wir bettlägrig oder pflegebedürftig würden, nicht genügend Zeit oder die Möglichkeit haben, sich um uns zu kümmern. Dies bleibt also unser „Schicksal“. Vielleicht wäre es in Indien ganz anders.

Es hat sich gelohnt!

Nach dem Tod meiner Mutter am 8.12.2006 (mein Vater starb am 2.1.1979) hat meine Verbindung zu meinen Geschwistern und Verwandten in Indien unbewusst sehr nachgelassen. Einen Anreiz, in die Heimat zu fahren, gibt es nicht mehr. Die Familienangehörigen haben eigene Familien und eigene Sorgen. Die enge Beziehung von früher ist lockerer geworden. Trotzdem kommen manchmal die Gedanken, ob es nicht besser wäre, den Lebensabend in Indien zu verbringen – schließlich ist es meine „Heimat“. Dies ist eine Frage, die man nicht weiter diskutieren sollte, weil solche Diskussionen zu keinem Ende führen. Dies ist ein Problem für alle in Deutschland lebenden Inder im Allgemeinen.

Schließlich kann ich betonen, dass es sich für mich gelohnt hat, nach Deutschland zu immigrieren. Die daraus abgeleiteten Probleme sind allgemeiner Natur, die sich aber automatisch lösen. Das Schicksal kann keiner wegnehmen. Ich bin sehr stolz auf Deutschland und dankbar für das, was ich erreicht habe, sowie mein schönes Leben hier.

Kikiliamma Thundiyil
Mein deutsches Leben



***Kikiliamma Thundiyil**, geboren 1946 in Kallara, Kerala. Verheiratet, drei Kinder. Ankunft in Deutschland: 1968. Ausbildung: Als Krankenschwester in Deutschland, Weiterbildung als Stationsleiterin. Beruf: Krankenschwester. Berufsjahre: 38. Seit Januar 2008 im Ruhestand. Wohnort in Deutschland: Langenfeld (NRW).*

Wichtige Veröffentlichungen: Diverse Artikel in Malayalam-Zeitschriften (Deutschland) wie „Nadan Kathu“, „Ente Lokham“ und „Reshmi“.
Mitgliedschaft in Vereinen: Zweite Vorsitzende des Deutsch-Indischen Kulturvereins in Langenfeld.

Abschied

Wenn ich an meine Kindheit und Jugend in Indien zurückdenke, dann muss ich immer an die Unbeschwertheit denken, mit der ich dort lebte. Frei von Sorge und Nöten verbrachte ich meine Kindheit im Wohlstand, der durch das Geschäft meines Vaters ermöglicht wurde. Mein Vater war ein erfolgreicher Kaufmann in Kallara, einem Dorf nicht weit von Kottayam, Kerala. Nach dem Rückzug meines Vaters aus dem Geschäftsleben entwickelte sich das Geschäft jedoch sehr schlecht. Am Ende meiner Ausbildung zur Grundschullehrerin hatte die finanzielle Lage ein kritisches Stadium erreicht.

Kurz nach Beendigung der Ausbildung erhielt ich deshalb von meinem Onkel, einem in Deutschland arbeitenden Priester, den Rat, nach Deutschland zu gehen. Ich bekäme dort die Möglichkeit, den Beruf einer Krankenschwester zu erlernen und diesen in Deutschland auszuüben. Ich fasste den Entschluss, diesem Rat schnell zu folgen, ohne große Überlegungen darüber anzustellen, was das Auswandern bedeuten würde. Der Wunsch, meine Familie zu unterstützen, meine persönlichen Perspektiven und der Ruf Deutschlands als Land der klugen Köpfe waren mehr als genug gute Gründe.

Ich sollte nicht allein reisen, sondern zwei Cousinen sollten mit mir nach Deutschland kommen. So machte ich mir über die große Entfernung keine Gedanken. Dazu kam, dass wir unter der Aufsicht unseres Onkels reisten. Vor allem dies führte neben den anderen guten Gründen dazu, dass meine Eltern ihre Zusage gaben. Die Formalitäten nahmen nicht viel Zeit in Anspruch. Ohne viel Zeit zu verlieren, beantragten wir unsere Pässe und erhielten sie auch sehr schnell. Ehe wir uns versahen, war der Tag des Abschieds gekommen.

Im Cochiner Flughafen empfand ich bei der Verabschiedung meiner Verwandten eine Traurigkeit, wie ich sie noch nie gespürt hatte. Ich wusste nicht, was mich erwartete, wie Deutschland sein würde und wann ich meine Eltern wiedersehen könnte. Angst, aber auch der Trennungsschmerz, drückten mich. Wir verabschiedeten uns mit guten Wünschen und stiegen ins Flugzeug. Als die Propellermaschine, in der damals noch geflogen wurde, startete und nach oben zog, krallten wir uns in unseren Sitzen fest und schrien vor Angst: „Ende Ishoeh! Ende Madaveh!“ („Mein Jesus, meine Maria!“). Sollten wir schon sterben, bevor wir Indien überhaupt verließen?

Zum Glück hatten uns unsere Eltern den Rat gegeben, in allen schwierigen und befremdlichen Situationen intensiv zu beten. So fingen wir gemeinsam an, unterbrochen durch gelegentliche spitze Aufschreie, unsere Gebete zu sprechen, bis wir Delhi erreichten. Dort stiegen wir in ein riesiges Flugzeug der Lufthansa um und flogen nach Düsseldorf.

Ankunft

In Düsseldorf warteten zwei Verantwortliche unseres zukünftigen Krankenhauses auf uns, zwei Nonnen, die uns direkt mitnahmen. Sie hatten keine Probleme, uns an unseren *Saris* zu erkennen, und empfingen uns sehr herzlich. Da wir die Sprache noch nicht kannten, erwiderten wir diese Freundlichkeit, indem wir die Schwestern so herzlich anstrahlten, wie wir konnten. Ansonsten waren wir sehr erschöpft von der Reise, und unser einziger Wunsch war, uns irgendwo hinzulegen und zu schlafen.

Als wir jedoch mit den Schwestern über die Autobahn fuhren und die guten Straßen, den guten Fahrkomfort sowie die saubere, organisierte Umgebung wahrnahmen, mussten wir ehrlich eingestehen, dass Deutschland uns wie der Himmel auf Erden vorkam. Als wir im katholischen Krankenhaus St. Johannes in Neheim bei Arnsberg im Sauerland ankamen, nahmen uns die Schwestern zum Essen in die Kantine mit. Gekochtes Fleisch, gekochte Kartoffeln und Salat ließen unseren gesamten Appetit schwinden, da wir es von Indien gewohnt waren, die Speisen gut gewürzt und klein geschnitten zu bekommen und zu essen. Wir probierten ein wenig von dem Essen, ließen es aber nach wenigen Bissen liegen.

Unsere Unterkunft war im Schwesternwohnheim, welches nun für die nächsten Jahre unser Zuhause sein sollte. Die Schwestern zeigten uns die Zimmer und ließen uns dann allein. Hungrig und übermüdet krabbelten wir auf die seltsamen Betten, die wie Berge aussahen, aufgeplustert und mächtig, und versuchten einzuschlafen. Da aber das Zimmer kühl, die Nacht kalt und die Heizung aus war, froren wir in dieser Nacht sehr stark.

Wieso hatte man uns bei dieser Kälte keine Decken gegeben? Benutzen denn die Deutschen keine Decken? Sollten wir krank werden und vor Kälte sterben? Zitternd und zähneklappernd schliefen wir mehr schlecht als recht. Als unser Onkel, der Priester, am nächsten Morgen zu uns kam, um sich nach unserem Befinden zu erkundigen, teilten wir ihm unseren Kummer mit der Kälte und den fehlenden Decken mit. Als der Onkel ausrief: „Ihr Dummköpfe, ihr schlaft *auf* den Decken“, wurde uns schlagartig klar, dass wir auf Plumeaus, großen Federkissen und -decken, geschlafen hatten. Dies war die erste unserer vielen Anfangsdummheiten.

Es mag sein, dass unsere Nöte wegen des schlechten Essens vom Onkel weitergetragen wurden, denn am nächsten Tag wurde uns Hungrigen die Vorratskammer der Großküche gezeigt. Dort fanden wir alle uns vertrauten Nahrungsmittel wie Reis, Fisch, Fleisch, Gemüse, Früchte, Eier, Milch und Honig. Es wurde uns erlaubt, soviel zu nehmen, wie wir wollten.

Da erinnerte ich mich daran, was meine alte Tante mir in meiner Kindheit immer gesagt hatte, wenn ich frech gewesen war: „Tochter, wenn du brav bist, dann kommst du in den Himmel und kannst dir soviel Bonbons, Milch, Honig, Trauben und die verschiedensten Früchte nehmen, wie du möchtest.“ Bonbons, Honig, Trauben, das waren Waren, die nicht so einfach zu erhalten waren und deshalb auch für mich etwas Magisches und

Anziehendes hatten. Und all diese Güter waren hier im Überfluss in diesen riesigen Räumen vorhanden. So lösten wir das Essproblem, indem wir selbst kochten. Wie beim Essen nahmen sich die Schwestern auch bei unserem Kälteproblem unser an und gaben uns Kleider und Schuhe.

Dummheiten

Im Wohnheim lebten außer uns nur Krankenschwestern und Krankenschwesterschülerinnen, von denen sich einige mit uns anfreundeten und versuchten, mit uns zu reden. Als wir, die wir noch überhaupt kein Deutsch konnten, von einer Zimmernachbarin einmal mitgenommen wurden, um uns „Krimis“ zu zeigen, wunderten wir uns sehr. „Krimis“ bedeutet auf Malayalam „Maden“, und abgesehen davon, dass wir Maden kannten und Maden insgesamt eine traurige Sache sind – warum in aller Welt musste sie uns diese unbedingt zeigen? Sie führte uns jedoch statt zu den Maden ins Fernsehzimmer und ließ uns dort Platz nehmen. Erst als wir James Bond im Fernsehen sahen, wurde uns bewusst, dass es sich bei einem „Krimi“ um einen Film handelte! Da wir bis dahin noch nie ferngesehen hatten, war das für uns ein großes Ereignis. Da uns der Krimi sehr gefallen hatte, wollten wir auch am nächsten Abend fernsehen. Allerdings stellte es sich schon als eine große Schwierigkeit heraus, das Fernsehzimmer überhaupt zu finden. Die deutschen Frauen, die wir auf Englisch nach dem Fernseher mit den Worten „Television, Television, Krimiiii, Krimiiii“ fragten, verstanden uns nicht. Englisch konnten die meisten Deutschen damals nicht.

Wir drei verzerrten unsere Gesichter und gestikulierten mit Händen und Füßen, jede auf ihre eigene Weise, und führten geradezu Zirkustänze vor den Deutschen auf, bis sie ahnten, was wir wollten. Unsere Nachbarn führten uns bis zum Aufzug. Um zu dem von Allen benutzten Fernsehraum zu gelangen, musste man den zum Keller führenden Aufzug benutzen. Wir, die wir noch nie einen Aufzug gesehen hatten und am Abend davor die Treppe benutzt hatten, fürchteten uns, diesen zu betreten. Aber die Wohnheimbewohner zeigten uns, wie man ihn benutzte. So kamen wir ins Fernsehzimmer.

In dieser ersten Zeit mit geringen Sprachkenntnissen hatten wir eine bestimmte Vorgehensweise, wie wir uns mit Deutschen unterhielten. Wenn sie uns etwas auf ernsthafte Art und Weise sagten, nickten wir eifrig mit dem Kopf und signalisierten mit unseren Gesichtern Zustimmung. Dabei retteten wir uns mit dem einzigen Wort, das wir zu der Zeit verstanden: „Ja, ja!“ Wenn wir dann wieder alleine waren, versuchten wir drei wie bei einem Horoskop in gemeinsamen Anstrengungen wenigstens einen Teil des eben Gehörten zu erraten und zu verstehen. Doch das verbesserte sich schnell, da wir nun anfangen, die Sprache zu lernen. Es fing damit an, dass uns die Verwaltungsleiterin Schwester Ambrosa, die uns wie ihre eigenen Kinder behandelte, in den ersten Tagen immer, wenn sie Zeit hatte, zu Spaziergän-

gen in die umliegenden Wälder mitnahm. Dabei versuchte sie uns beim Erlernen der deutschen Sprache zu unterstützen. Zusätzlich wurde eine Privatlehrerin eingestellt, die uns Deutsch beibrachte. So wurde uns auch hier Hilfe zuteil.

Erste Arbeit

Zu Beginn des Winters wurden wir, um erstens die Kälte für uns erträglicher zu machen und zweitens, damit wir ein bisschen arbeiten konnten, zuerst in der Waschküche beschäftigt. So lernten wir Bügeln. Nach vier, fünf Wochen kam dann die verdiente Beförderung! Wir erhielten ein Praktikum und wurden auf der Station eingesetzt. Dort spülten wir in der Küche das Geschirr, reinigten die Waschbecken der Station, gaben das Essen aus und führten weitere Routinearbeiten aus. Allerdings waren meine Cousinen und ich zum ersten Mal voneinander getrennt.

Die mir vorgesetzte Stationsschwester (eine ältere Frau, die mir ohne Ende Arbeit auftrug), Heimweh, die noch andauernden Sprachprobleme und jetzt auch noch Arbeit ohne Ende – und das auch noch ohne die moralische Unterstützung meiner Cousinen – frustrierte und erschöpfte mich und führte zu häufigen Weinanfällen. Mit heißen Tränen in den Augen dachte ich an Indien. Ich, die ich zu Hause in Indien als die jüngste Tochter des wohlhabendsten Mannes im Dorf aufgewachsen war, nie auch nur einen Finger gekrümmt, nie eine Arbeit getan hatte. Ich, die ich jeden Tag fünf Mahlzeiten serviert bekommen und auch sonst das Leben genossen hatte. Mir wurde nun dieses Schicksal zuteil. Und als ob das nicht ausreichen würde, herrschte draußen diese ächzende, frierende Kälte. In Indien hatte ich mich immer gefragt, wieso Menschen weinten und über ihre Last stöhnten, jetzt begriff ich es.

Nach allem war ich jetzt aber hier angelangt, und ich wollte durchhalten, die drei Jahre Ausbildung durchstehen, ein Jahr arbeiten, um dann mit dem Verdienten nach Indien zurückzukehren. Diesem Unglück und dieser Plackerei und Anstrengung entfliehen und mich vor dieser Kälte, dem Essen und vor mir selbst retten, das wollte ich.

Weihnachten

Als die Winterperiode anfang und wir eines Morgens nach dem Schlaf die Augen öffneten, bot sich uns draußen ein prächtiger Anblick. Draußen war alles wie mit dickem Puderzucker bedeckt. „Zucker, Zucker“ rufend liefen wir durch das Wohnheim. Durch die Aufklärung unserer Mitbewohner wurde uns jedoch klar, dass es sich nicht um Zucker, sondern um Schnee handelte. Der Anblick erschien uns unglaublich schön.

Die zum Dezember gehörenden Weihnachtsvorbereitungen, verschie-

denfarbige Straßenbeleuchtungen und die Dekoration in den Schaufenstern der Geschäfte waren ebenfalls wunderschön. Je näher es auf Weihnachten zuzuging, desto stärker nahm die festliche Stimmung zu, und wir machten die Erfahrung eines nicht enden wollenden Glücks. Und erst Weihnachten selbst! Auch in Indien hatten wir Weihnachten gefeiert, aber hier waren die zu Weihnachten gehörenden Bescherungen und Geschenke für uns etwas ganz Neues und Erfreuliches.

Andere Inder und Freizeitaktivitäten

Unerwartet kamen wir in jener Zeit mit anderen *Malayalees* (Malayalam-Sprecher) in Berührung. Als der damalige Seelsorger für die *Malayalees* in Deutschland, Pater Jerome, und der zu der Zeit in Belgien Theologie studierende Pater Thundiyl die Vertretung für die Gemeinde im Nachbarort Hüsten übernahmen, besuchten sie uns häufiger, und über sie bekamen wir Kontakt zu anderen *Malayalees*.

Wir erfuhren von Seminaren und Pilgerfahrten nach Rom sowie von weiteren Veranstaltungen, die die Caritas Köln zu der Zeit veranstaltete. Wir nahmen an diesen Veranstaltungen, die ich bis heute nicht vergessen habe, teil und lernten dort ebenfalls *Malayalees* kennen.

In Neheim nahmen wir an einem internationalen Kulturfest teil, bei dem wir die in Indien erlernten Volkstänze vorführten. Die Veranstalterin Frau Dr. Wencke, ebenfalls eine Frau, die ich nie vergessen werde, fuhr mit uns öfters aus und zeigte uns den Möhnesee, den Sorpeseesee, die Porta Westfalica, die Tropfsteinhöhle in Attendorn und ähnliches. An diese Ausflüge erinnere ich mich, als ob sie gestern gewesen wären.

Die Ausbildung

1969 fing ich mit der Krankenpflegeausbildung an. Zu arbeiten und nebenbei zu lernen war aufgrund unserer fehlenden Sprachkenntnisse sehr anstrengend, doch da uns befreundete Schwesterschülerinnen mit großer Freundlichkeit beim Lernen unterstützten, bewältigten wir auch diese Anstrengungen.

Im ersten Lehrjahr erhielten wir 100, im zweiten 200 und im dritten Lehrjahr 300 DM. Damals erschien uns dies, die wir noch nie ein Gehalt erhalten hatten, wie ein großer Schatz. Mit fortschreitenden Sprachkenntnissen kamen wir immer besser zurecht, und unsere Sorgen verringerten sich dementsprechend. Zusätzlich waren die in regelmäßigen Abständen ankommenden Briefe unserer Eltern, in denen sie uns von zu Hause berichteten, eine große moralische Unterstützung.

Mit der Ausbildung und der Arbeit auf der Station vergingen die drei Jahre der Ausbildung wie im Fluge. Auf allen Stationen waren die Ordensschwwestern unser Schutz und Schatten. So brachten wir die drei Jahre hinter

uns, mit der abschließenden Hürde des staatlichen Krankenschwesterexamens, das wir erfolgreich bestanden.

Hochzeit

In dieser Zeit lernte ich den zur Ingenieurausbildung nach Deutschland gekommenen *Malayalee* James Thundiyl kennen, und wir kamen nach kurzer Zeit zu dem Entschluss, zu heiraten. In Briefen in die Heimat baten wir unsere Eltern jeweils um Erlaubnis. Nach den Gepflogenheiten unserer Heimat besuchte James' Vater mein Elternhaus. Neben dem sympathischen Eindruck, den mein Schwiegervater bei meinen Eltern hinterließ, war die Tatsache wichtig, dass unsere Familien beide streng katholisch waren. Sechs Monate nach dem Abschluss meiner Ausbildung flogen wir nach Indien und feierten mit 600 Gästen unsere Hochzeit.

Nach unserer Rückkehr zog ich zu meinem Mann in den Nachbarort Hüsten und wechselte deswegen auch das Krankenhaus. Die mit uns befreundeten Eheleute Feldmann, von unseren Kindern jahrelang liebevoll auch Mutti und Onkel Karl genannt, besorgten uns eine Zweizimmerwohnung, und mit ihrer Hilfe erhielten wir auch gebrauchte Schlafzimmer-, Wohnzimmer- und Küchenmöbel. Mit der Geburt unseres ersten Kindes und der Einrichtung einer richtigen Wohnung waren wir zu der Zeit eine der wenigen richtigen indischen Familien. Diese Ausstrahlung bewirkte, dass wir häufig von deutschen, aber mehr noch von indischen Freunden besucht wurden.

Hagen

Da mein Mann in Hagen zu studieren anfang, zogen wir 1974 dorthin. Im dortigen Krankenhaus war ich im ersten Jahr einfache Schwester, im zweiten Jahr stellvertretende Stationschwester und nach fünf Jahren wurde ich Stationschwester. Dies erreichte ich durch einfache Beförderung, ohne eine entsprechende Ausbildung. Da der *Caritasverband* Paderborn aber zu dieser Zeit für die Stationschwester von vier Krankenhäusern einen einjährigen Stationschwesterkurs durchführte und ich an diesem teilnahm, erhielt ich nachträglich ein Zeugnis als gelernte Stationschwester. Dies war für mich eine große Anerkennung.

Das Leiden der ersten Arbeitsjahre war vorbei. Ich hatte gelernt, richtig, gewissenhaft und schnell zu arbeiten. Mit der Erleichterung der Arbeit durch Wissen, Erfahrung und Routine vermehrten sich die Kontakte mit den Patienten, und mit vielen Patienten habe ich mich schon über diverse Themen ausgetauscht und tausche mich noch immer aus. Sehr wichtig war auch, dass ich lernte, mich durchzusetzen. Ich war noch nie sehr durchsetzungsstark gewesen. Aber gerade die Tätigkeit als Stationschwester mit der vollen Verantwortung erforderte dieses Durchsetzungsvermögen, nicht nur

nach unten, sondern auch nach oben hin. Als der damalige Chefarzt der Chirurgie im St. Joseph-Krankenhaus in Hagen, ein gefürchteter Choleriker, mich vor Patienten wegen eines Fehlers herunterputzte, obwohl ich dafür nicht verantwortlich war, wehrte ich mich danach und sagte ihm deutlich meine Meinung. Ich vergesse niemals, wie kleinlaut dieser ansonsten sehr feine Mensch danach war, und ich lernte, dass keiner mir den Kopf abreißt, wenn ich meine Meinung sage.

Mittlerweile hatten wir auch zwei Kinder, und es wurde immer schwieriger, Arbeit und Haushalt miteinander zu vereinbaren. Über die Kirche lernten wir die Familie Gluns („Oma und Opa Gluns“) kennen, die uns sehr bei der Kinderbetreuung unterstützte.

In dieser Zeit verbesserten sich die Möglichkeiten, von Indien nach Deutschland zu kommen, und so kamen viele Verwandte, Bekannte und Freunde aus Indien, meistens mit der Hilfe der hier schon ansässigen Inder, nach Deutschland. Auch mehrere unserer Verwandten und Bekannten kamen nach Deutschland und besuchten uns regelmäßig.

Hilden

Mein Mann beendete sein Maschinenbaustudium und bekam eine Stelle in der Nähe von Düsseldorf, so dass wir Anfang der achtziger Jahre nach Hilden zogen. Ich nahm für drei Jahre eine Stelle als Stationsleiterin in einem Altenheim an. In Hilden gingen meine Kinder in den Kindergarten und in die Schule. In dieser Zeit bekamen wir auch unser drittes Kind, ein Mädchen, und ich wechselte als Krankenschwester zum St. Joseph-Krankenhaus. Mit drei Kindern und den damit einhergehenden Verpflichtungen (Schule, Fußball, Badminton, Musikschule, Orgel-, Tanz-, Gesangsunterricht ...), den alle zwei Jahre anfallenden Reisen nach Indien und den gewachsenen Ansprüchen an unseren Lebensstandard mussten mein Mann und ich Vollzeit arbeiten. Mein Mann unterstützte die Kinder bei den schulischen Aufgaben, und in den Ferien versuchten wir, die Kinder zum Lesen von Büchereibüchern zu animieren. In den Ferien gingen die Kinder über die Jahre häufig zu der Familie Feldmann, die uns so nahe stand wie enge Verwandte.

Als die Kinder die Pubertät erreichten, hatten wir Angst, dass sie die Schule vernachlässigen, falsche Wege einschlagen und auch falsche Werte übernehmen würden. Wir ließen in dieser Phase die Kinder zwar ihre eigenen Wege gehen, allerdings kontrolliert und immer mit dem Wissen, mit wem sie Umgang hatten. Von klein auf waren sie in der Kirche als Messdiener oder in Jugendgruppen eingebunden und sind in diesem Kreis bei Gruppenfahrten mitgefahren. Durch den Schulalltag und ihre Freunde waren sie in der deutschen Kultur beheimatet.

Auch wir, die Eltern, waren mittlerweile in Deutschland angekommen und nahmen die deutsche Staatsbürgerschaft an. Für die Reisen nach Indien nahmen wir uns eine *P.O.-Card* (Visum für 15 Jahre).

Indien? Deutschland? Zurückgehen? Bleiben?

Wie gesagt wollte ich ursprünglich nach den drei Jahren Ausbildung und einem Jahr Arbeit wieder zurück nach Indien gehen. Heirat und Kinder verhinderten dies. Nach der Gründung unserer Familie wollten wir nach zehn Jahren Arbeit nach Indien zurückkehren. Dann gingen unsere Kinder auf die Schule und wir verschoben unsere Heimkehr nach Indien auf das Ende ihrer Schulzeit. Nach der Annahme der deutschen Staatsbürgerschaft wollten wir nach dem Studium unserer Kinder nach Indien gehen. Die endgültige Rückkehr wurde dann auf eine halbjährliche Rückkehr („im Sommer sechs Monate Deutschland, im Winter sechs Monate Indien“) relativiert. Jetzt sind unsere Kinder groß, bekommen eigene Kinder, unsere Eltern sind verstorben, unsere Freunde sind hier, unsere Verwandten in Indien haben ihr eigenes Leben. Da unsere Kinder hier sind und auch nicht nach Indien gehen werden, ist unsere Familie hier in Deutschland. Dies und unsere alten Freunde sind der Hauptgrund, dass wir uns hier wohlfühlen. Wenn es unsere Gesundheit erlaubt und wir können, werden wir nach der Pensionierung versuchen, pro Jahr zwei bis drei Monate in Indien zu verbringen.

Aber auch die Rahmenbedingungen für die Gesundheit sind ein weiterer wichtiger Grund, unsere Zukunft hier zu verbringen. Wenn wir Deutschland mit Indien vergleichen, ist vor allem die gute Verkehrs- und Gesundheitsinfrastruktur Deutschlands zu nennen. Auch wenn es immer mehr gute und sehr gute Krankenhäuser in Indien gibt, ist man hier in Deutschland innerhalb von einer Viertelstunde per Ambulanz oder Helikopter in einem sehr gut ausgestatteten Krankenhaus. Diese Erfahrung mussten wir schon machen und sind dankbar dafür.

Deutsch, indisch

Weder in meiner Zeit im Sauerland noch in Hagen oder Hilden erlebte ich offene oder verdeckte rassistische oder ausländerfeindliche Anfeindungen. Auch als Stationsschwester oder Krankenschwester erlebte ich nie, dass mein „Fremdsein“ jemals ein Thema war. Im Gegenteil, bei den Kollegen und Kolleginnen und den Patienten erlebte ich immer wieder eine hohe Akzeptanz.

Bis auf einen Punkt: Bei der Wohnungssuche hatten wir immer Schwierigkeiten, was aber häufig auch daran lag, dass wir drei Kinder hatten. Mein Mann ist Vorsitzender des *Deutsch-Indischen Kulturvereins* in Langenfeld und Mitglied des Ausländerbeirats in Langenfeld. Wir haben schon eher indische Werte, sind also familienorientiert, sind gegen übermäßige Freizügigkeit und konservativ. Mein Sohn hat mich mehrmals gefragt, was denn typisch deutsch sei, und ich muss zu meiner Schande gestehen: Ich weiß es nicht. Kalkulierendes Denken? Wir haben auch schon viele solche Inder kennengelernt. Letztendlich, denke ich, kommt es immer auf den einzelnen Menschen an.

Es gibt familienorientierte Deutsche, vor allem im ländlichen, regionalen Raum, aber insgesamt verliert die Familie in Deutschland an Bedeutung. Mit zunehmendem Wohlstand fängt das in Indien allerdings auch an. Die Religiosität in Deutschland ist gering, die sexuelle Freizügigkeit ist sehr hoch. Aber mir scheint, dass dies Probleme sind, die eher mit dem Wohlstand zu tun haben als mit Deutschland an sich. Aber wenn man nicht nur die Allgemeinheit betrachtet, dann haben uns in unserem Leben in Deutschland vor allem deutsche Familien wirklich und tatkräftig weitergeholfen.

Freundschaft und Bindungen

Obwohl wir gute Verbindungen zu Deutschen haben, besteht unser Freundeskreis zum größten Teil aus Indern. Dies liegt zum einen daran, dass unsere engen deutschen Freunde mittlerweile verstorben sind (Frau Feldmann, Familie Gluns). Andererseits kennen wir unsere indischen Freunde schon seit über 30 Jahren, auch wenn wir uns ab und zu mal aus den Augen verloren haben. Wir haben die gleiche Lebenssituation (Kinder, Alter, Religion, Interessen ...) und haben deshalb häufig ein besseres Verständnis für Probleme und Situationen. Wir haben häufig auch gleiche Interessen und denselben Sinn für Humor.

Schluss

Die Migration nach Deutschland hatte viele Vorteile: Wir verdienten ausreichend Geld, um unsere Verwandten und Bekannten in Indien, denen es schlecht ging, zu unterstützen. Selbst jetzt unterstützen wir ein kleines Lep-rakrankenhaus in Trivandrum. Weiter erreichten wir einen guten Lebensstandard mit Haus, Auto, Urlaub, sowie eine gute Ausbildung und gute Stellen für unsere Kinder. Saju ist Diplom-Volkswirt und Diplom-Ingenieur, Sadish ist Arzt und Sowmya studiert auf Lehramt.

So Gott will, werden wir glücklich und gesund noch sehr schöne Jahre in Deutschland erleben.

Rajyashree Ramesh

Mit offenen Augen durch die Welt gehen



***Rajyashree Ramesh**, geboren 1957 in Pune, Maharashtra, Indien. Verheiratet, zwei Kinder. Ankunft in Deutschland: 1977. Studium/Ausbildung: Bachelor of Science (B. Sc.) in Indien; Bharatanatyam-Ausbildung in Indien. Fortbildungen in Yoga, Atemtherapie, Sanskrit und Bewegungsstudien in Deutschland und den USA. Beruf: Tänzerin, aber auch Choreographin und Lehrmeisterin. Berufsjahre: 10 in Indien, 26 in Deutschland. Noch berufstätig. Wohnort: Berlin.*

Wichtige Veröffentlichungen: *Erzählender Tanz aus Indien* (in: „Erzählen“, Taschenbuch, Rororo 1982); *Abhinaya* (in: „Spiel, Tanz und Märchen“, Erich Roth Verlag 1995).

Gespannt auf Deutschland

Als ich am 18. Dezember 1977 in Berlin landete, faszinierte mich eine Farbenpracht, die ich bisher nicht kannte – die bunten Autos, die der Reihe nach an den Straßen Berlins geparkt waren. Schon beim Landeanflug an diesem trüben Sonntagnachmittag bekam ich den ersten Eindruck von dem, was ich schon über Berlin gelesen hatte. Schön angelegte breite, gerade Straßen, der Kudamm und das Europacenter, damals noch mit Eislaufbahn. So bunt waren die Autos zu der Zeit in Indien noch nicht. Es gab zwei Modelle – Ambassador und Fiat, zwei Farben – schwarz oder weiß. Die Straßen waren aber leer, ohne eine Menschenseele. Wie hat sich Berlin in diesen 30 Jahren verändert! Damit bekam ich auch den ersten Eindruck von der „Geradlinigkeit“, von trüben Dezembertagen und den hochheiligen Ruhezeiten – Sonntage und Nachmittagsstunden, die ich noch verstärkter erfahren und erleben sollte. Keine bunten Menschenmassen und graue Autos, sondern bunte Autos und graue Menschenmassen.

Auch schon die lange Wartezeit auf ein Visum und die Erteilung mit allen möglichen Auflagen zeigte, welche Schwierigkeiten und Restriktionen ich noch zu erleben hatte, ehe ich mich in Deutschland einleben durfte. Über die üblichen Arbeits- und Aufenthaltsrestriktionen hinaus gab es andere Berlin-spezifische Restriktionen. Wir durften beispielsweise in manchen Bezirken nicht wohnen. Damit sollte eine große Konzentration ausländischer Bürger und eine „Ghettoisierung“ vermieden werden. Also durfte mein Mann mich nur nach einigen Diskussionen in Wedding anmelden, wo er in der Nähe seiner Firma eine Wohnung für uns gefunden hatte. Auch musste ich mich an die grimmigen Gesichter gewöhnen. Mit dem Bus wollte ich in den ersten Monaten nie fahren und zog die Anonymität der U-Bahn vor. Am Anfang verstand ich nicht, was die Leute sagten, Gott sei Dank. Aber sechs Monate später schon. Denn dann machte ich die ersten Erfahrungen mit dem Satz, den ich noch lange Jahre immer wieder hören würde: „Das macht man in Deutschland nicht!“

Viele Tage saß ich zu Hause und beobachtete vom Fenster aus das bunte Treiben – der Autos natürlich. Denn erst musste ich noch die notwendigen Wintersachen kaufen, ehe ich rausgehen konnte. Wie haben die Leute meine nur mit Sandalen und Socken bekleideten Füße angestarrt! Aber die langen indischen Röcke hatte ich mit, denn diese waren auch in Deutschland Mode (das sind sie übrigens heutzutage wieder). Auch Schlaghosen und *Bellbottoms*, die ich schon in Indien getragen hatte, hatte ich dabei. Die kurzen Tage und die dafür aber hell erleuchteten Geschäfte der Vorweihnachtszeit waren neue Erfahrungen. Erst später bekam ich mit, dass man in diesem Jahr einen milden Winter hatte. Deshalb konnte ich erst im Jahr danach mein erstes Schneeerlebnis haben. Der Schnee, dachte ich, wäre wie Watte, bis ich die Stürze auf den glatten Gehwegen sah.

Dennoch war ich auf Deutschland gespannt, als ich, dem Ruf der Liebe folgend, ankam. Im Gepäck hatte ich eine Reihe guter Ratschläge für meinen

beruflichen Werdegang dabei. Denn dass ich gleich nach dem *Bachelor*-Studium heiraten und weggehen würde, hatte in Indien niemand vermutet. Auch nicht, dass ich, was erst später noch stärker auffallen sollte, eine bereits im Alter von neun Jahren begonnene Bühnenkarriere so lange unterbrechen würde. Denn „alle“ – Eltern, Freunde, Verwandte, Lehrer und so weiter – hatten in Indien Pläne für mich. Ich hatte mich mit allen Mitteln der Argumentation gegen ein von meinen Eltern gewünschtes Medizinstudium gewehrt. Dann sollte es wenigstens ein *Master* mit wenn möglich anschließender Promotion werden. Und nebenbei dürfe ich mich auf meine Herzenswünsche Tanz und Musik konzentrieren.

Aber nun wählte ich den eigensinnigen Weg nach Deutschland. Und es sollte dort die Fortsetzung folgen. Mit den guten Mathematiknoten aus dem *Bachelor*-Studiengang sollte ich Informatik studieren, meinten einige. Andere wiederum wollten herausgefunden haben, dass es – brandaktuell – *Environmental Sciences* in Deutschland gäbe. Das waren natürlich die Ratschläge aus meinem mit Naturwissenschaftlern durchsetzten Familien- und Freundeskreis. Andere meinten, wenn ich ein solches Tanzinteresse habe, könnte ich Sanskrit studieren. Denn Deutschland hätte die besten Indologen. Nur wussten sie nicht, dass an den Universitäten in Deutschland nur Theorie erwünscht war. Aber Sanskrit, das wollte ich gerne lernen. Entweder meine brahmanische Herkunft oder mein Interesse am Tanz weckte in mir schon immer eine innige Beziehung zu dieser Sprache, die, wie auch Tanz und Musik, das „Wissen“ in sich verborgen zu haben scheint, das es zu entschlüsseln gilt, und zwar unter anderem auch durch Lebenserfahrungen. In meiner Muttersprache Telugu verwendet man viele Sanskritwörter. Aber wegen irgendwelcher bürokratischen Regelungen durfte ich während meiner Schulzeit meine „Second Language“ nicht mehr von Hindi auf Sanskrit wechseln. Später belegte ich dann doch noch vier Semester lang Sanskrit an der *Freien Universität Berlin*.

Aber ach, wussten die wohlwollenden Ratgeber, wie ich insgeheim alles, was eine Vertiefung in Tanz erschweren würde, ab dann vermeiden wollte? Und dass ich eigentlich froh war, den damals begrenzten Studiemöglichkeiten in Bangalore mit diesen von mir nicht so gern gesehenen naturwissenschaftlichen Fächern, vor allem Chemie, entfliehen zu können? Dass es ein ganz eigensinniger Weg werden würde, letztendlich angepasst an die Bedingungen, die ich in Deutschland vorfand, um meine Ziele zu erreichen, sollte noch hinzukommen. Und dass man notfalls auch Umwege gehen muss, um ans Ziel zu gelangen. Diese Umwege, stelle ich im Nachhinein fest, geben dem Leben eine Eigendynamik und bereichern die Lebenserfahrungen.

Zwei Wochen später, am 2. Januar 1978, saß ich bereits im Deutschkurs, den ich neun Monate lang täglich besuchte. Schnell wurde diese Sprache auch zur Denksprache. Irgendetwas verband mich mit dieser Sprache. Auf Fragen, weshalb ich so gut Deutsch spreche, antwortete ich immer lachend, in meinem früheren Leben wahrscheinlich eine Deutsche gewesen zu sein.

Es kamen noch einige Vorschläge dazu. Gar Germanistik sollte ich

studieren. Oder Sozialwissenschaften. Ja, das wäre was. Aber Geisteswissenschaften, stellte ich bald fest, würden nicht nur gute Sprachkenntnisse, sondern auch gewisse Rhetorikfähigkeiten voraussetzen. Letzere hatte ich eindeutig nicht, wie ich bei meinen mündlichen Deutschprüfungen am *Goethe-Institut* feststellen musste. Jedenfalls noch nicht so, wie man sie hier verlangte, auch wenn ich schon immer ein geschätzter und kommunikativer Mensch gewesen bin. Die mit den rhetorischen Fähigkeiten ständig erwartete kritische Auseinandersetzung und die Fähigkeit, nicht nur seinen Standpunkt zu einem Thema äußern, sondern auch verteidigen zu können, musste ich noch lernen. Das war die erste kulturell bedingte Herausforderung. Die Allgegenwärtigkeit und Überbetonung eines solchen Hinterfragens empfinde ich heute allerdings nicht immer als das hochheilige Mittel. Manchmal braucht man das praktische Handeln, um einer Sache auf den Grund zu gehen, wie in der Bewegungsarbeit.

Sprache als Brücke

Bald erkannte ich den Wert sprachlicher wie auch kommunikativer Fähigkeiten. Meine redselige Art schien Früchte zu tragen. Erstens merkte ich, dass die Leute nicht ganz so feindselig reagierten, wenn man mit ihnen in ihrer eigenen Sprache kommunizieren konnte. Zweitens ermöglichten Gespräche in einer von beiden Seiten gut verstandenen Sprache, die richtigen Worte und auch den richtigen Umgangston zu finden. So konnte man sich auch über ein schnell dahin gezischtes „Morgen“ oder „Tag“ hinaus miteinander unterhalten. Diese Gespräche haben mir in den ersten Jahren nicht nur zu einem differenzierten Sprachgebrauch verholfen, sondern letztendlich auch zu vielen Freundschaften. Sie ermöglichten auch das Einleben, das Kennen lernen der Verhaltensweisen der Gesprächspartner, deren Denkweise und so weiter. Jeden Tag besuchte uns zum Beispiel unsere alte Weddinger Nachbarin Frau Marohl. Sie erzählte viel von ihrem Leben und wollte auch viel über uns und Indien wissen. Mit Spannung hörte ich mir immer wieder die Lebensgeschichten solcher Menschen an, denn Berlin war für mich Geschichte des 20. Jahrhunderts pur. Sie nannte mich „Radieschen“, weil mein Name Rajyashree für sie so klang. Das war übrigens meine erste Erfahrung mit meinem schwierig auszusprechenden Vornamen. Ein *j*, was man in Deutschland anders ausspricht, und auch noch ein *y* dahinter. Da kann man nur stecken bleiben! „Rayya...yyyaa...“ Und dann folgen noch weitere Konsonanten! Auch die Abkürzung Raji bereitet hier Kopfzerbrechen und Zungenbrechen. Deshalb gibt es die Varianten Radji, Radschi und so weiter, was mich an meine Kindheit in Indien erinnert, wo man mich mit einem damit verbundenen Niesen piesackte.

Frau Marohl war auch meine erste Begegnung mit etwas, was man eine „gute deutsche Seele“ nennen kann, was leider viel zu oft unter auferzwungenen Verhaltensweisen verborgen bleibt. Als wir endlich 1979 von

Wedding, wo ich ungern gewohnt habe, wegziehen konnten, sollte ich nochmals eine solche Nachbarin haben, von der ich vieles lernte. Als wir in Tempelhof einzogen und uns auf diesen „sauberen“ Stadtteil und die schönen Grünanlagen freuten, begegneten uns Skepsis, Blicke, die jede unserer Bewegungen verfolgten und manch eine unfreundliche Bemerkung. Dazu Maßregelungen und Ermahnungen, sobald wir aus Unwissenheit oder Unkenntnis der dort herrschenden Regeln handelten. Durch diese Verhaltensweisen und manche späteren Beichten bekamen wir mit, dass wir – wenigstens vorerst – als Nachbarn nicht willkommen waren. Hier, dachte ich, erlebte ich das, was man Spießbürgertum nennt. Erst sollten wir lernen, dass man in Deutschland alle vier Wochen die Fenster putzt! Dann, dass ich die Fußmatte sauber zu halten habe. Und dass man nach 20 Uhr nicht duschen sollte, nachmittags Ruhe zu halten hat, und dann das ewige Drohen mit der Polizei. Dass ich damals unglücklich war, wäre untertrieben.

Unsere unmittelbare Nachbarin, Frau Jokiel, die ihre wahre Menschlichkeit, die wir später bei ihr erleben durften, unter dem Deckmantel einer Ordnungshüterin und einer barschen und typischen Verhaltensweise, wie sie manchmal in Nachbarschaften herrscht, versteckte, schaffte es, nach einigen Gesprächen diese Haltung bald zu überwinden und so auch Einfluss auf die Einstellung der Nachbarschaft zu nehmen. Vital und fit, fähig, auch mit ihren über 80 Jahren nicht zu erstarren, sondern offen für neue Erfahrungen und Erlebnisse zu sein, das Herz auf der Zunge tragend, aber auch mit der Fähigkeit, ihre eigene Vergangenheit unter die Lupe zu nehmen, zeigte sie sich nach und nach immer hilfsbereiter, was wir dann als ihre wahre Natur feststellen konnten. Ich neigte schon seit meiner Kindheit dazu, auf jeden ohne Vorbehalt zuzugehen – was manchmal als Naivität ermahnt wurde.

Aber gerade das half hier. Eines Tages bat sie mich, zu ihr hereinzukommen. Sie zeigte mir Bilder und meinte, ich erinnere sie an ihre Tochter, die in den USA lebte. Sie habe auch am selben Tag wie ich Geburtstag, interessiere sich für vieles und belege ständig Kurse, wie ich es auch tue. Dieses persönliche Gespräch überraschte mich zwar, aber ermöglichte letztendlich, was für mich wichtig war: Ein tieferes Verständnis füreinander als Grundlage zwischenmenschlicher Beziehungen, was ich heute noch gern habe, ob im Beruf oder im Privatleben. Viele solche Gespräche haben wir danach geführt, uns immer gegenseitig und spontan besuchend. Es ging nicht um Klatschgeschichten, sondern um Austausch und Gespräche über alles mögliche, inklusive Meinungsverschiedenheiten über unsere verschiedenen kulturbedingten Denkweisen, zum Beispiel ihre preußisch-strenge Einstellung zu Kindererziehung, Sauberkeit oder auch dem Verhalten gegenüber Fremden, dagegen meine auf Emotionen basierenden Einstellungen und Verhaltensweisen, stets gefühlsbetont und dadurch manchmal auf Unverständnis stoßend.

Als meine Tochter geboren wurde, freute sie sich riesig, aber überwachte mit strengem Auge unsere Erziehungsmaßnahmen. Ich sollte meine Tochter, die sie später über alles liebte, in der Nacht, wenn sie schreit, nicht

auf dem Arm tragen, nicht aufstehen, ihr den Vollmond nicht zeigen, damit sie nicht „mondsüchtig“ würde, wie sie es nannte. Ich war schockiert. Ich habe mich oft mit ihr auseinandersetzen müssen. Da ich auch mit anderen jüngeren Eltern befreundet war und die neuen erzieherischen Einstellungen kannte, die mir ins Konzept passten, sprach ich mit ihr darüber. Das schöne daran war, dass sie sich bei Gesprächen immer aufgeschlossen zeigte. Später wollte sie immer mehr über unsere Kultur wissen, statt mir ständig ihre aufzudrängen. Sie gestand irgendwann, wie sie vorerst über unseren Einzug ins Haus gedacht hatte: „Jetzt zieht eine ausländische Familie hier ein. Was wird aus unserem Haus?“ Auch darüber habe ich mich mit ihr unterhalten, und wie Vorurteile sich abbauen ließen, wenn man sich gut genug kennen lernt und immer im Gespräch bleibt, und zwar mit Herzlichkeit und dem Willen, freundschaftliche Beziehungen zu pflegen. Wenn man also auch den Ton und die Intention solcher Gespräche berücksichtigt. Ich habe ihre absolute Disziplin, auch im hohen Alter mit dem Leben selbständig umzugehen, ihre Hilfsbereitschaft und positiven Ordnungssinn schätzen gelernt. Aber vor allem mochte ich die Rationalität im Umgang mit ihrem Leben, was ich als besonders wichtiges Merkmal der Deutschen schätze, so lange man nicht vor lauter Rationalität die Herzlichkeit außen vor lässt. Eine tiefe Freundschaft entwickelte sich zwischen uns. Für unsere Kinder war sie die Nennoma. Mein Sohn, fest überzeugt davon, erzählte jedem, dass er drei Omas habe. Zwei in Indien und eine in Berlin. Er akzeptierte das als gegebene Tatsache.

Traumberuf und Wirklichkeit

Die Investition in die deutsche Sprache im ersten Jahr sollte auch anderweitig unmittelbare Rendite bringen. Ohne Arbeitserlaubnis und unschlüssig, was oder ob ich weiter studieren soll, nahm ich 1979 das Angebot eines begehrten Arbeitsplatzes bei der amerikanischen diplomatischen Mission an. Eine Tätigkeit, die damals auch ohne Arbeitserlaubnis möglich war. Trotzdem war diese Tätigkeit weit entfernt von meinem Traumberuf. Sie war aber wichtig, um eine finanzielle Rücklage zu bilden, wie ich später feststellen sollte. Doch eine Bürotätigkeit für eine Künstlerin? Es war dort zwar sehr nett, denn ich hatte sehr gute Kollegen und exzellente Chefs, aber die Tätigkeit selbst? Na ja, es wird alles schnell erledigt und man tut nichts Kreatives. Aber ich durfte, immer wenn wenig zu tun war, meine Deutsch-Lektüre fortsetzen und so noch das Sprachdiplom am *Goethe-Institut* erwerben.

Der Besuch von Tanzveranstaltungen machte mich melancholisch. In Indien waren auch meine Eltern darüber unglücklich. Auch wenn sie nicht sicher waren, ob ich aus meinem Tanzen einen Beruf machen sollte, fanden sie Freude an meinen diesbezüglichen Fähigkeiten, besonders nachdem mein Vater, von dem Wissen in dem Werk *Natyasastra* beeindruckt, mir unter strenger Überwachung meiner schulischen Leistungen und als mein größter Kritiker meinen Werdegang ermöglichte. Sie hielten in diesen ersten

Jahren laufend mit Neuigkeiten aus der Welt des Tanzens die Flamme wach. Sie spornten mich an, die Übung dieser schon so lange erlernten Kunst nicht aufzugeben. Aber auch das sollte nicht gehen. Ich hatte ja keinen Platz zum Üben. In Indien bekam ich wieder Ratschläge. Ich solle in meiner Garage üben. Aber ich hatte ja keine. Ich wohnte schließlich in einer Wohnung in einer Großstadt. Irgendwann fing ich an, frühmorgens, wie es in Indien üblich war, und ehe ich zur Arbeit ging, in meiner Wohnung so leise wie möglich zu üben. Aber trotzdem störte es die Nachbarin unten, die mir gleich am zweiten Tag mit der Polizei drohte. Sie wollte wissen, was ich da so tue. „Morgendliche Gymnastik“, habe ich gelogen. „Haben Sie Eisen an Ihren Füßen?“, wollte sie wissen. Später erlebte ich, dass man selbst, wenn man im Erdgeschoss übt, von den Nachbarn oben, nebenan, über den Hof und so weiter gehört wird. Das ist heute noch ein leidiges Thema.

Auch nachdem endlich alle behördlichen Wege geebnet waren, sollte es wiederum eine Weile dauern, ehe ich nach meinen Vorstellungen die Beschäftigung mit dem Tanz beginnen konnte. Bis auf nur einige wenige ernsthafte Auftritts- und so gut wie keine guten Übungsmöglichkeiten war es utopisch, hier die Standards zu erwarten, die ich in Indien gewöhnt war. Es war mir bewusst, dass die Möglichkeit, dass ein Künstler seine Kunst als Beruf betrachten darf, sehr gering ist, und der Aufbau einer tragfähigen tänzerischen Laufbahn nicht nur viel Engagement und Zeit kostet, sondern auch nicht notwendigerweise einen ausreichenden Lebensunterhalt mit sich bringt. Ich war seit meiner Kindheit dazu ausgebildet worden, das *Bharatanatyam*-Repertoire nur komplett und in abendfüllenden Auftritten von zwei Stunden Dauer zu präsentieren. Hier wollte man kurze Auftritte, gar von zehn Minuten Dauer. Ich kannte nicht einmal so kurze Tänze. Also beschloss ich, meine Finger vorerst weiterhin zum „Schreibmaschinenschreiben“ zu benutzen.

In meiner Freizeit und während mein Mann im Sommer Cricket spielte, klapperte ich ganz Berlin ab. Denn diese vom Krieg gekennzeichnete Stadt bot Sehenswürdigkeiten, die mich in einer seltsamen Weise anzogen. Ich fuhr mit der U-Bahn durch die Stationen, die noch in Ostberlin waren, einfach so, um eine solche Fahrt zu erleben. Oder zu den Endstationen, um zu sehen, wie die Stadtteile dort aussahen. Ich besuchte die Museen, besonders gerne das Ägyptische Museum. Alles, was viel Geschichte hat, reizt mich heute noch.

Die Geburt meiner Tochter war endlich ein Vorwand, die Arbeit bei der Mission aufzugeben. Denn ich wollte für meine Kinder Zeit haben und sie selbst erziehen. Kindergärten hielt ich in den ersten Lebensjahren für ungeeignet. Bis 1989 nahm ich kaum Auftritts- oder Unterrichtsfragen an. Nur noch an der Volkshochschule, wo ich 1981 eingeladen worden war, einen Kurs anzubieten, setzte ich die Lehrtätigkeit fort. Dieser Kurs, der 15 Jahre lang erfolgreich lief, legte den Grundstein für den interkulturellen wie auch universellen Umgang mit dem Tanz. Hier hatte ich die Gelegenheit, verschiedene Herangehensweisen auszuprobieren, um diese Kunst jedem

zugänglich zu machen, unabhängig von der Herkunft, und dennoch im klassisch-traditionellen Sinn entsprechende Fähigkeiten herauszubilden. Diese Kunst verständlich zu vermitteln, vor allem, dass der klassische Tanz aus Indien keine schnell erlernbare „exotische“ Kunst ist, war und bleibt die Herausforderung. Kulturämter der Bezirke wurden auf meine Arbeit aufmerksam. Heute noch schätzen sie diese und unterstützen mich mit jeglichen Mitteln, die ihre schrumpfenden Haushaltsmittel noch ermöglichen. Auch einfach dadurch, dass sie mir und meinem in der Zwischenzeit vorhandenen Profiensemble mehrmals in der Woche Proberäume zur Verfügung stellen, wo wir für viele erfolgreiche Auftritte bereits intensiv geübt haben und wo ich immer wieder neue Ideen in Choreographien umsetzen kann, was natürlich einer entsprechend intensiven Vorbereitung bedarf. Da Künstler für diese Arbeit und Zeit nie bezahlt werden, ist es eine große Hilfe, solche Unterstützung zu haben.

In der Zwischenzeit wuchs auch die zweite Generation der Inder heran, und damit das Interesse der Eltern an einem Tanzunterricht für ihre Kinder. Als viele solche Wünsche an mich herangetragen wurden, fing ich an, ansatzweise und ernsthaft über einen möglichen Umstieg in meinen Traumberuf nachzudenken. Also suchte ich nach geeigneten Räumen und begann, probeweise zu unterrichten, als ich erst im Kindergarten meiner Kinder und dann in der Evangelischen Familienbildungsstätte Räume bekam. Auch die ernsthaft Interessierten aus dem Volkshochschulkurs nahmen diese Gelegenheit wahr. Aber das Problem mit dem Lärm sollte ein leidiges Thema bleiben. Wenn die Reaktionen gar zu unfreundlich oder feindselig wurden, ging ich fort, da ich den kleinen Kursteilnehmerinnen solch eine Atmosphäre nicht zumuten wollte. Ihnen sollte in der Ausübung ihrer Kultur kein schlechtes Gewissen eingeredet werden.

Weiter unsicher, wie alles laufen würde, jobbte ich wieder, jetzt zeitweise bei einer amerikanischen Fluggesellschaft, bis die Zeit für die Umsetzung meiner beruflichen Wünsche richtig reif war. Diese Tätigkeit war insofern eine wichtige Etappe, als sie Reisen ermöglichte. Nach Indien und in die USA, um Familienmitglieder zu besuchen. Besuche, die auch für die heranwachsenden Kinder wichtig waren. Sie sollten die beiden Kulturen stets „leibhaft“ erleben und so ihre Erfahrungen sammeln. Denn die Wahrnehmungen im Kindesalter bleiben auch im Erwachsenenalter erhalten, wie meine beiden nun 23 und 21 Jahre alten Kinder bestätigen.

Das mit den Räumen bleibt heute noch eine Herausforderung, weil das Stampfen mit den Füßen letztendlich auch für die tolerantesten Nachbarn und Vermieter zu viel wird, selbst in Berufstanzschulen. Manche legen ihre Stundenpläne so um, dass niemand sonst im Haus ist. So manche Fabriketage in Berlin wäre vielleicht in dieser Hinsicht geeignet. Aber ich finde es sehr deprimierend, in solchen heruntergekommenen Fabriken zu unterrichten. Der graue Alltag sticht zu sehr ins Gesicht. Gute Balletträume sind wiederum teuer. Zwischendurch habe ich Unterstützung von offizieller Seite bekommen. Aber jegliche Unterstützung von kurzer Dauer, so hilfreich sie

auch sein mag, reicht für eine längerfristige Arbeit nicht. Aber die Kreativität, die eine Kunst ermöglicht, hilft letztendlich immer, irgendwie Unterstützung zu erhalten, damit eine kontinuierliche Arbeit möglich ist. Letztendlich ist das aufregend, wie eine Achterbahnfahrt.

Es dauerte noch lange, bis ich die Arbeit unabhängig und neutral durchführen konnte, ohne von Intrigen und Streitereien gefährdet oder unter Druck gesetzt zu werden. Aber freundliche Distanz war in diesem Fall mein Motto, und alle Schwierigkeiten scheinen letztendlich die Arbeit gefördert zu haben. Wie der chinesische Begriff für „Krise“ und „Chance“ derselbe ist, so sind Krisen dafür da, die Chancen darin zu entdecken, indem man versucht, die Krise zu lösen. Und so bekommt man den Weg immer wieder geebnet. Seit langem sind z. B. immer weniger Teilnehmer indischer Abstammung an meiner Arbeit interessiert, weil Klassik bei ihnen „out“ ist. Aber hier bekam ich die Chance, endlich effektiv zu arbeiten. Denn von Anfang an habe ich eine breit gefächerte Vermittlung aufgebaut und die Enge einer einzigen Gemeinde oder Gruppe vermieden. Dafür lernen bei mir etliche Interessenten, die aus den unterschiedlichsten Berufen und Ländern kommen. Und es fördert die Kreativität und das Fortbestehen einer Kunst, wenn man die Möglichkeiten sieht, wie jeder das Erlernte in seine Arbeit integrieren kann. Wenn Kinder nicht mehr zum Tanzunterricht kommen, ist endlich auch die ewige Diskussion mit den Eltern zu Ende. Jetzt kommen nur diejenigen, die wirklich selbst lernen wollen. Auch kann ich die vielen Aspekte des Tanzes zur Geltung kommen lassen. Und zwar sowohl als das Wissen, das in Bewegung und Ausdruck steckt, wie auch als ausgefeilte Bühnenkunst. Denn das war von Anfang an mein Anliegen. Diese Voraussetzung wollte ich mir schaffen, dass ich den Tanz ohne Druck und im Interesse der eigentlichen Teilnehmer unterrichten kann. Dass dabei Nachwuchstänzerinnen hervorgehen, zeigen die Anerkennung und das Lob, die sie durch ihre Kunst wiederum ernten.

Auch auf der Bühne ist es im letzten Jahrzehnt möglich gewesen, interessante Stücke und Produktionen, die meinen Ansprüchen an die Universalität des Tanzes genügen, entstehen zu lassen; der allgegenwärtigen Versuchung zum Trotz, die Tanzkunst, besonders die aus Indien, nur in eine exotische Ecke packen zu wollen. So sehr ich auch manch eine Community-Veranstaltung unterstütze, muss ich mich nicht nur mit diesen begnügen. Berlin ist eine multinationale Stadt. Hier begegne ich exzellenten Künstlern aus vielen Ländern, mit denen zu arbeiten mich mit neuen innovativen Ideen inspiriert und bereichert. Es gibt keine Wissenschaft, keine Kunst, kein Wissen, kein Handwerk, das in dieser Kunst nicht enthalten ist. Das ist für mich mehr als nur ein Zitat aus dem altindischen Werk *Natyasastra*, es ist gelebte Realität.

Aus diesen künstlerischen Erfahrungen lerne ich auch, als Lebenskünstler, Weltbürger, in jedem Land, mit jedem Volk, jeder Kultur oder Gesellschaft kommunizieren zu können, jenseits geographischer Vorstellungen. Denn überall trifft man Menschen mit denselben inneren Bedürfnissen,

die ich in der Umsetzung von Bewegung und Ausdruck erkenne. Hierdurch erlebe ich viel Akzeptanz und Anerkennung für meine Arbeit, begeisterte Kursteilnehmer, hoch erfreutes Publikum, egal in welchem Land ich unterwegs bin, von Litauen bis Spanien, von Indien bis in die USA. Dort tanze ich auch weiterhin mein gesamtes Repertoire – abendfüllend.

Damit man sich auf seinen Lorbeeren nicht ausruht und selbstgefällig wird, gibt es immer wieder neue Probleme und Herausforderungen. Das tut der Kunst und der Kreativität gut. Viele der anfänglichen Schwierigkeiten, die sicher nicht nur dem Einleben hierzulande zuzuordnen sind, sondern überall auftauchen können, begegnen mir leider mehr oder weniger immer wieder. Manch eine Erfahrung ist und bleibt aber Deutschland-spezifisch. Auch was Meinungen und Standpunkte betrifft. Man hat eine Meinung zu etwas und behält sie bei, ohne Rücksicht auf die Tatsache, dass alles im Leben lebendig, veränderlich, dynamisch ist. Gerade in Hinsicht auf Indien. Man lässt Indien über den Ruf der Exotik, Mystik, Mythik nicht hinauswachsen. Wenn früher Filme wie „Der Tiger von Eschnapur“ das Indienbild prägten, sind es heute „Bollywood“-Filme. Vielleicht erlebe ich das verstärkt, weil ich eine Tänzerin bin. Man berichtet oder schreibt immer noch, was man selber dazu weiß oder zu wissen meint, Interviews und Programmtexten zum Trotz. So wie im 19. Jahrhundert, denke ich manchmal.

Das Leben zwischen Kulturen

Aber dennoch möchte ich hervorheben, welche Freundschaften und Bindungen in Deutschland möglich geworden sind. Auch tut es uns Indern auf alle Fälle gut, sich etwas von dem viel gepriesenen Sinn für Genauigkeit, Pünktlichkeit, Verlässlichkeit und so weiter anzueignen. Für mich ist es eine herausfordernde, aber auch bereichernde Erfahrung, das Geistig-Emotionale aus Indien mit dem Geistig-Rationalen aus Deutschland zu verbinden. Diese Verbindung entsteht allerdings nicht dadurch, dass ich mich bemühe, alles was in den Augen der Deutschen Indien ist, vorzuleben. Auch nicht, indem ich mir selbst andauernd ein „Indischsein“ einreden lassen muss. Die Verbindung zur Heimat ist genauso differenziert wie das Einleben in der Fremde. Es sind viele Ebenen und Schichten, es gibt in beiden Fällen vieles, was dafür und dagegen spricht. Das Einleben oder die Integration in Deutschland kann ich nicht dadurch vermeintlich erreichen, dass ich mir zum Beispiel nur das Konsumverhalten einer Wohlstandsgesellschaft aneigne. Genauso ist die Bindung zur Heimat nicht dadurch vorhanden, dass ich jetzt beispielsweise ganz auf die „Bollywood“-Welle aufspringe, nur weil zurzeit die Identifizierung und Darstellung Indiens darauf reduziert wird.

Ich fand es auch wichtig, wenngleich es immer wieder mit Herausforderungen verbunden war, die Kommunikation mit der Gesellschaft, in der wir leben, zu suchen, und durch die Nutzung der Möglichkeit, dort aktiv mitzuwirken und zu gestalten, ein ideales Umfeld für sich und für das Zu-

sammenleben zu verschaffen. Die eigene Gemeinde bietet gewiss Sicherheit. Aber wenn man zu sehr darin stecken bleibt, schaut man leider nicht über den Tellerrand hinaus. Das gemeinsame Feiern von Festen zum Beispiel oder die Möglichkeit, in guten wie auch schlechten Zeiten füreinander da sein zu können, gaben und geben mir immer noch das Gefühl der Zugehörigkeit. Auch erleichterte ein bewusstes Einleben im Kreise der Deutschen, die uns ihre Freundschaft anboten, das Einleben auch im Kreise derjenigen, mit denen wir zu tun haben müssen. Egal ob auf der Straße, in der Schule, bei der Arbeit oder in der Nachbarschaft. Denn im normalen Alltag findet man weder überall nur faszinierte Anhänger Indiens, noch ist es richtig, nur auf „Exotik“ zu bauen. Denn dann wird man unter Umständen nicht ernst genommen.

In der Erziehung der Kinder wollte ich eine Wertevorstellung suchen, finden und vermitteln, die universell ist, für jedermann gültig, unabhängig von Herkunft oder Sitten einzelner Kulturen. Eine Überbetonung indischer Essgewohnheiten wollte ich genauso vermeiden wie das Festhalten an irgendwelchen angeblich indischen Normen etwa bei der Kleiderordnung. Damit, hoffte ich, entstehe ein natürliches Verhalten. Bei uns kochen wir indisch, italienisch, chinesisches, mexikanisch und so weiter, damit der Reihe nach jeder zu seinem Lieblingsessen kommt. Es gibt auch Reis mit Joghurt und Pickles – typisch südindisch. Eine Überbetonung gewisser Wertevorstellungen, sagen wir der Religion, habe ich vermieden. Stattdessen fand ich es wichtiger, Erkenntnisse aus eigenen Erfahrungen zu sammeln, über die Erkenntnisse aus dem Kulturkreis Indiens und Deutschlands zu sprechen, sich teilweise damit auch kritisch auseinanderzusetzen und nicht nur als „vollendete Tatsachen“ weiterzugeben. Diese Art des Vermittelns ermöglicht, finde ich, das Herausdestillieren dessen, was wesentlich ist, aus beiden Kulturen. Es wird sich herausstellen, ob meine Kinder davon profitieren werden. Vorerst sind sie Erwachsene geworden, die sich in beiden Kulturen, ja in mehreren eigentlich, bewegen können.

Warum ist mir das alles wichtig? Das Betrachten und Analysieren verhilft mir dazu, finde ich, mir dessen bewusst zu werden, was ich habe, was mir Kraft gibt, oder auch dessen, was ich nicht brauche. In diesem Sinne lasse ich auf mich zukommen, was das Leben noch alles zu bieten hat und verändere, was notwendig ist, um den Alltag konstruktiv zu gestalten. Nicht nur theoretisch, sondern im handfesten Tun. Aus einer solchen Verankerung kann ich hinauswachsen und mich entfalten. Ich kann zum Beispiel die Welt zu meiner Heimat machen und mich dennoch tief verwurzelt fühlen. Wie ein Baum. Eine solche Verankerung braucht man im Berufsleben, im Leben überhaupt und erst recht für ein Leben in der Fremde, wo einem das eigene Selbstwertgefühl manchmal entzogen wird.

Auf die Frage: „In der Fremde alt werden?“ muss ich fragen: „Wo ist überhaupt diese Fremde?“ Denn fremd fühle ich mich dort, wo ich mich nicht wohl fühle. Ist das nun Deutschland oder Indien? In der Kälte hier, im Winter, besonders in den dunklen Monaten November und Dezember, den-

ke ich immer ans Auswandern. Wenn ich in Indien bin, fühle ich mich angekommen. Ich lebe dort in den Tag hinein, ohne das Gefühl zu haben, ich muss mich noch verwirklichen oder gar rechtfertigen. In all dem chaotischen bunten Treiben ist Herzlichkeit. In Deutschland fühle ich mich angenommen. Hier läuft einiges reibungslos und verbindlich ab. In all der Barschheit ist auch Aufrichtigkeit. Oder aber man wird ganz ignoriert. Abgelehnt. Jedenfalls weiß man, wo man dran ist. Es hört sich schon fast so an, als ob man in Indien die besten Voraussetzungen für den Ruhestand finden würde und in Deutschland für berufliche Belange. Aber in meinem Fall wird es nie eine klare Trennung zwischen Beruf und Ruhestand geben. Jetzt, wo ich meine familiären Verpflichtungen fast hinter mir habe, beginnt mein Beruf erst richtig. Mit dem Ruhestand meines Mannes im nächsten Jahrzehnt werde ich vielleicht sogar erst recht viel unterwegs sein. Denn dann bin ich auch nicht mehr örtlich hier gebunden, wohin ich seinetwegen kam. Die Welt wird zur Heimat. Meine künstlerische Tätigkeit bietet mir sowohl die Herausforderung, als auch die Chance, Identität und Heimat zu relativieren, in der Fremde ständig unterwegs zu sein und sich vielleicht dort angekommen zu fühlen, wo ich meine größtmögliche kreative Entfaltung spüren kann. Auch die Bewältigung des Alltagslebens wird einfacher. Eine innere Kraft spüre ich trotzdem, da ich meine Verwurzelung stets mit mir trage, wohin ich auch gehe. Daher versuche ich nicht, eine Antwort auf die Frage: „Alt werden in der Fremde?“ oder gar: „Lebensabend: In Indien oder in Deutschland?“ zu suchen. Ich versuche stattdessen, weiterhin tagtäglich meine Erfahrungen zu sammeln, so dass sie mir Kraft geben und nicht den Boden unter den Füßen wegziehen. Aus all diesen kleinen alltäglichen Lebenserfahrungen lerne ich ...

... wie wichtig es ist, mit offenen Augen durch die Welt zu gehen; eine aufgeschlossene, bejahende Haltung gegenüber auf uns zukommende Erlebnisse und Erfahrungen zu haben.

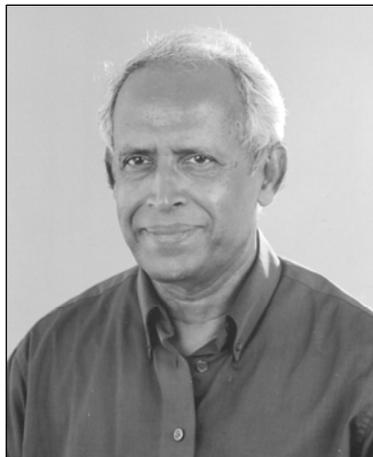
... vorgefertigte Meinungen und Vorstellungen nur in dem Umfang einzusetzen, wie sie unser Leben bereichern und ein Zusammenleben ermöglichen, dessen Bedeutung in unserer Welt immer größer wird.

... dass es kein vorgefertigtes Leben gibt, was uns auf einem Serviertablett gereicht wird. Die einzigen vorgegebenen Eigenschaften sind vielleicht unsere Haut- und Haarfarbe.

Aber auch das alles sind aus vielen komplexen Zusammenhängen und Zufallsprinzipien entstandene Eigenschaften. Denn die Menschheitsgeschichte ist überhaupt eine Migrationsgeschichte. Irgendwo in Afrika haben wir unsere Reise begonnen. Es ging nach Kleinasien und von dort aus nach Asien, Australien, nach Europa und Amerika. Ist das linear oder eher zyklisch verlaufen? Es ging hin und her. Von Süden nach Norden, von Westen nach Osten und umgekehrt. In diesem Sinne fühle ich mich nicht wie eine Migrantin, sondern wie eine Weltbürgerin. Denn wer weiß schon, woher wir alle stammen und woher wir unsere Eigenschaften haben? Die Türken wollen sich mit mir auf Türkisch unterhalten. In Italien sprechen sie mit mir Italienisch. In Paris

werde ich auf der Straße angesprochen, ob ich Französisch kann. Nein? Italiano, nein? Espanol, nein? Arabique, nein? Erst muss ich erklären, dass ich Inderin bin. Also nicht mal das Äußere verrät sicher, wohin wir gehören. Während meiner Reisen komme ich an Orte, mit denen ich mich tief verbunden fühle, die mich faszinieren. In Delphi in den griechischen antiken Stätten, in Spanien an den frischen Ausgrabungen einer römischen Stadt oder an den Indianerhügeln am Mississippi. Oder wie zuletzt zwischen den Bergen in Utah, fernab von meinem „Zuhause“ – zu der Urgeschichte der Erde gehörend, jenseits von Kulturen. Wenn ich mir die Bilder von *Machu Pichu* in Peru anschau, sehne ich mich danach, dorthin zu fahren. Als ob meine Seele an all diesen Orten zu Hause wäre. Mein Herz fühlt sich in Indien, mein Geist in Deutschland zu Hause. An einem Ort bekam ich das wunderbare kulturelle Erbe, am anderen die Erfahrungen eines Erwachsenenlebens. Mit der Power, die mir diese verliehen, ausgestattet, erwarte ich meine zweite Lebenshalbezeit mit Spannung.

Jose Punnamparambil
Unterwegs in zwei Welten



Jose Punnamparambil, geboren 1936 in Edakulam, Irinjalakuda, Kerala. Verheiratet, zwei Kinder. Ankunft in Deutschland: 1966. Studium/Ausbildung: BA (Volkswirtschaft) und MA (Anglistik) in Indien, einjährige Journalistenausbildung in Deutschland. Beruf: Sachbearbeiter, Dozent, Lehrer, Journalist, Abteilungsleiter, Fachbereichsleiter, Redakteur, Autor. Berufsjahre: 10 Jahre in Indien, 30 Jahre in Deutschland (davon 7 Jahre als freiberuflicher Journalist). Seit 1996 im Ruhestand. Wohnort in Deutschland: Unkel (am Rhein).

Wichtige Veröffentlichungen: *Bote Zwischen Ost und West*, herausgegeben von Albrecht Frenz und Jose Punnamparambil (1987); *Umarme den Baum* (Horlemann Verlag 1990), herausgegeben von Jose Punnamparambil; *INDIEN. Wege zum besseren Verstehen* (2002), Fächerverbindendes alternatives Unterrichtsmaterial für die Sekundarstufe (Klett-Perthes Verlag), Mitherausgeber: Jose Punnamparambil; *Bhaskara Pattelar und andere Geschichten* (Horle-

mann Verlag 2004), ausgewählte Kurzgeschichten von Paul Zacharia (bekannter Schriftsteller aus Kerala), herausgegeben von Jose Punnamparambil; *Malayalam für Kerala*, Kauderwelsch Band 178 (2005), verfasst und herausgegeben von Christina Kamp und Jose Punnamparambil; *Drei Blinde beschreiben den Elefanten* (Horlemann Verlag 2006), Anthologie von Erzählungen und Lyrik aus Kerala, herausgegeben von Christina Kamp und Jose Punnamparambil; *Im Schatten des Taj Mahal* (Horlemann Verlag 2006), Anthologie von Erzählungen und Lyrik von bekannten Autoren aus 9 indischen Sprachen, zusammengestellt und herausgegeben von Asok Punnamparambil und Jose Punnamparambil.

Außerdem: Gründungsredakteur der Malayalam-Zeitschrift „Ente Lokham“ von 1973 bis 1983; Gründungsredakteur der indischen Zeitschrift in Deutscher Sprache „Meine Welt“ von 1984 bis heute. Autor von „Ein Überblick der Gegenwartsliteratur von Kerala“, verfasst für das Nobel-Komitee, Schweden, in dessen Auftrag 1998.

Mitgliedschaft in Vereinen: *Deutsch-Indische Gesellschaft*, Bonn; *Gesellschaft zur Förderung der Literatur aus Asien, Afrika und Lateinamerika*; *Literatur Forum Indien e.V.*

Auszeichnung: Die Zeitschrift „Meine Welt“ erhielt 1988 den Sonderpreis des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker im Rahmen des „Journalistenpreises für Entwicklungspolitik“.

Auf den Spuren meiner Auswanderung

Nur wenige Menschen verlassen ihre Heimat freiwillig und gerne. Sehr oft sind sie gezwungen auszuwandern. Kriege, Konflikte in der Familie und Gesellschaft, Naturkatastrophen, wirtschaftliche Zwänge wie Arbeitslosigkeit und Armut sind die wesentlichen Gründe, warum ein Mensch auswandert. Sonst will jeder am liebsten in seiner vertrauten Umgebung leben, geschützt von Familie und Gesellschaft und in Begegnung mit Verwandten, Freunden und Bekannten. Im Folgenden versuche ich, den Spuren meiner Auswanderung zu folgen und zu erzählen, wie das „Migrantensein“ mein Leben und meine Anschauungen verändert hat.

Ich wurde als Kind christlicher Eltern auf einem Bauernhof im südindischen Staat Kerala geboren. In unserem Haus gab es damals keine Elektrizität, kein Telefon, kein Fahrrad, kein Radio und keinen Kühlschrank. Mein Leben spielte sich in einer dörflichen Landschaft ab, in der die tanzenden Reisfelder, die muhenden Kühe und die schattenspendenden Kokospalmen das Bild bestimmten. 80 Prozent der Inder lebten damals so. Ich trank klares Brunnenwasser, aß viel Gemüse und Obst, las beim Licht einer Kerosin-Lampe und ging überall barfuss. Am glücklichsten war ich, wenn mein Onkel oder andere Verwandte uns besuchten. Dann schlachteten wir ein Huhn, und meine Mutter bereitete ein Festessen. Nach dem Essen erzählten wir Geschichten aus dem Dorf. Der Raum, in dem ich mich damals bewegte, war begrenzt, und meine Wünsche und Erwartungen waren sehr bescheiden. Aber ich hatte viel Zeit für mich, und mein Leben war eng mit der Natur verbunden.

Damals musste ich bis zur Schule in der Stadt täglich 4 km hin- und 4 km zurücklaufen. Es gab keine Busverbindung. Das Mittagessen nahm ich immer mit – Reis, Gemüse und Buttermilch. Der Weg zur Schule führte mich durch Privatgrundstücke, Reisfelder und Kokosnussplantagen.

Merkwürdigerweise wurde ich in der Schule ständig von meiner Umgebung weg erzogen. Man hat mir Chemie, Mathematik und Physik beigebracht, sehr viel wurde über Großstädte erzählt, über das Verkehrswesen, Fabriken, Autos, Flugzeug, Kinos, über neue Erfindungen, über die neuesten Errungenschaften der Wissenschaften und der Technologie, über Lebensstile in den Großstädten, in den Industrieländern. An der Universität habe ich mich viel mehr mit westlicher Geschichte, Politik, Wirtschaft, Religion, Philosophie, Literatur etc. auseinandergesetzt als mit meiner eigenen Kultur. Die Agrarrevolution, die Renaissance, die Reformation, die Industrielle Revolution, die großen Entdeckungen und Erfindungen, die Französische Revolution, die verschiedenen Denkmodelle der Organisation des Staates und der Gesellschaft von Platon bis Marx – das waren damals meine Leidenschaften, daran habe ich mich orientiert. Was ich über die eigene Kultur und Tradition, ihre Denkmodelle, Literaturen, Philosophien, Lebensanschauungen vermittelt bekam, war leider sehr wenig. Als Folge wuchs ich westlich orientiert, großstädtisch, wohlstandsuchend und leistungssüchtig auf.

Ich erinnere mich, wie ich mich innerlich langsam von meiner eigenen sozio-kulturellen Umwelt entfernte. Erst verlor ich den Bezug zu meiner eigenen Sprache und Literatur. Die englische Sprache wurde einerseits die Quelle für alles im Leben wichtige Wissen und andererseits das Kommunikationsmittel auf fast allen gesellschaftlichen Ebenen. Für die eigenen Traditionen, Sitten und Anschauungen, die nicht in den Rahmen meines neu erworbenen Wissens passten, entwickelte ich eine unterschwellige Verachtung. Was ich rational nicht erklären konnte, lehnte ich ab.

Nach Beendigung des Universitätsstudiums suchte ich ein Jahr lang eine Stelle in meiner Heimat, fand aber keine. Unser Einkommen hing weitgehend von der Landwirtschaft ab. Da das Wetter nicht immer mitspielte, hatten wir oft schlechte Ernten, was zur Anhäufung von Schulden führte. Meine Geschwister hatten ebenso einen Anspruch darauf zu studieren, aber dafür fehlte das Geld. Meine ältere Schwester war im heiratsfähigen Alter, und um sie zu verheiraten, brauchten wir Geld. Als ältester Sohn hatte ich die große Verpflichtung, Geld zu verdienen und die Familie damit zu unterstützen. Ich war mir dessen bewusst, und deshalb zog ich 1957 erst nach Pune und dann nach Bombay.

Das Leben in Bombay war sehr hart. Die ersten drei Tage hatte ich keine Unterkunft, nur eine Adresse, wo ich meinen Koffer aufbewahren und die Toilette benutzen konnte. Ich schlief auf offener Straße. Dann holte mich ein Freund ab und brachte mich in seine Wohngemeinschaft. Bald bekam ich eine Sachbearbeiterstelle bei einem staatlichen Versicherungsbüro. Ich konnte etwas Geld nach Hause schicken. Aber das Elend in Bombay stürzte mich oft in Depression und Verzweiflung. Glücklicherweise fand ich irgendwie die Kraft, weiterzumachen, da ich die Verpflichtung hatte, die Familie voran zu bringen.

Ich fand dann eine bessere Stelle im Ernährungsministerium. Doch dachte ich immer mehr darüber nach, meine Berufschancen durch ein Zusatzstudium zu verbessern. Dies war nur möglich, wenn ich die Stelle aufgab und finanzielle Unterstützung für das Studium erhielt. Aber ich verfolgte eine andere Idee. Ich ging zu meinem sympathischen Abteilungsleiter, um mit ihm über meinen Wunsch zu sprechen. Ich wollte an der Universität Bombay ein Postgraduierten-Studium in englischer Literatur absolvieren. Die Vorlesungen fanden immer zu den Zeiten statt, in denen ich arbeiten musste. Zu meinem Glück gab der Abteilungsleiter mir die Genehmigung, die Vorlesungen während der Bürozeit zu besuchen. Die Bedingung war, dass ich meine Arbeit früh morgens und spät abends im Büro erledige. Nach der Beendigung des Studiums und dem Erlangen des Magistergrades in Anglistik bekam ich sofort eine Hochschullehrerstelle an einem College in Bombay. Es war eine neue Welt und eine große Herausforderung. Finanziell war ich jetzt besser dran. So konnte ich meiner Familie bei der Ausbildung meiner Geschwister helfen.

Von Bombay nach Köln

Aber Bombay war nur eine Zwischenstation, eine Brücke nach Europa, Großbritannien oder Amerika. Mein Wunsch nach einem Aufenthalt in Deutschland, Großbritannien oder der USA wuchs immer mehr. Ein Studium in einem dieser Länder war damals die sichere Garantie für eine lukrative Stelle in Indien. Ich arbeitete gezielt daran. Schließlich bekam ich 1966 vom Presseamt der deutschen Bundesregierung ein Stipendium für eine einjährige Journalistenausbildung. Das war ein großer Augenblick nicht nur in meinem Leben, sondern auch im Leben meiner Eltern und Geschwister. Sie hofften sehr, durch meinen Aufenthalt in Deutschland ihre finanziellen Probleme in den Griff zu bekommen. Meine Geschwister konnten durch meine Unterstützung eine ordentliche Ausbildung erhalten. So kam ich 1966 an einem Novemberabend auf dem Kölner Flughafen an – für mich eine selbstverständliche Fortsetzung des Lebens, das ich in einem kleinen abgelegenen Dorf in Südindien begonnen hatte.

In Deutschland war es sehr kalt. Ich wohnte zuerst mit einem Freund in Köln in einer kleinen Wohnung mit Kohleheizung. Die Briketts mussten wir aus einem drei Etagen tiefer gelegenen Keller holen. Bald fand ein Gespräch mit dem Stipendiengeber Dr. Weiß von der Asienabteilung des Bundespresseamtes statt. Aus diesem Gespräch ergab sich Folgendes: Da ich keine Kenntnis in der deutschen Sprache hatte, musste ich vier Monate lang im Goethe-Institut in Boppard Deutsch lernen. Danach begann die Ausbildung: erst drei Monate bei der Bonner Rundschau in Bonn als Praktikant, dann drei Monate Praktikant bei der Deutschen Presse Agentur (DPA) in Hamburg, gefolgt von einer drei Monate langen Mitarbeit bei Inter Nationes (einer nachgeordneten Stelle des Auswärtigen Amtes, Bonn, die für die Öffentlichkeitsarbeit der Bundesregierung verantwortlich war) in der Abteilung Redaktion. Am Ende gab es eine sechswöchige Reise durch Deutschland, die es mir ermöglichte, wichtige deutsche Städte wie Hamburg, München, Frankfurt, Berlin etc. kennen zu lernen und Gespräche mit führenden Persönlichkeiten aus der Entwicklungspolitik, der Gesellschaftspolitik, dem Journalismus etc. zu führen.

Während meiner Ausbildungszeit bin ich vielen interessanten Menschen begegnet und habe viele für mein zukünftiges Leben in Deutschland wichtige Erfahrungen gemacht. Einige davon möchte ich hier erzählen.

Das wunderschöne Goethe-Institut in Boppard am Rhein hat nicht nur den Grundstein meiner Deutschkenntnis gelegt, sondern mich auch in das deutsche Leben und die deutsche Kultur eingeführt. Die immer lächelnde Deutsch-Lehrerin mit dem Pony-Schnitt hat uns nicht nur mit großem pädagogischem Geschick Deutsch beigebracht, sondern auch viel wertvolles Wissen über die deutschen Sitten, Traditionen und Lebensanschauungen vermittelt. Eine Strophe aus einem sehr bekannten Lied, das sie uns beibrachte, ist mir immer noch in Erinnerung und ist fast ein Stück meiner

Lebensphilosophie geworden:

*Fröhlich sein
Gutes tun
und die Spatzen
pfeifen lassen.*

Während meines Praktikums bei der DPA habe ich eine unangenehme Erfahrung gemacht. Als Stipendiat bekam ich im DPA-Büro ein Zimmer mit Tisch und Stuhl zur Verfügung und dazu noch aktuelle Zeitungen, Zeitschriften etc. zu lesen. Aber ich bekam keine Anweisungen, was ich tun sollte. Die ersten zwei-drei Tage langweilte ich mich fürchterlich. Die Mitarbeiter im Hause kümmerten sich nur um die eigenen Angelegenheiten. Ich war verärgert und verlangte einen Gesprächstermin mit dem Chef. Das Gespräch fand statt. Der Chef sagte, dass ich als Lernender selbst initiativ werden müsse. Ich sagte, dass ich hier ein Fremder sei und von Indien daran gewöhnt war, in so einer Situation Aufgaben gestellt zu bekommen. Daraufhin fand ein ausführliches Gespräch zwischen uns über die Unterschiede in den Lehr- und Lernkonzeptionen Indiens und Deutschlands statt. Nach diesem Vorfall bekam ich viele deutsche Texte, die ich ins Englische übersetzte und die später in alle Welt geschickt wurden.

Auf einer Deutschlandreise

Während der Deutschlandreise, die am Ende der Ausbildung stattfand, war ich für ein paar Tage in Frankfurt. Da ging ich zum ersten Mal in eine Kneipe. Ich saß alleine an einem Tisch und wollte ein Glas Cola bestellen. Da kam ein dicker Herr, setzte sich neben mich und begann, sich mit mir zu unterhalten. Er war sehr freundlich und wusste schon einiges über Indien. Als der Ober kam, bestellte er für sich und für mich jeweils ein Glas Bier. Ich sagte ihm, dass ich keinen Alkohol trinke. Daraufhin bestellte er zwei Gläser Cola für mich.

Wir unterhielten uns viel über Indien. Am Schluss sagte er zu mir: „Wenn Sie Ihre Ausbildung fertig haben und nach Indien zurückkehren, sagen Sie Ihren Leuten dort, dass sie erst alle ihre heiligen Kühe schlachten und essen sollen, bevor sie aus Deutschland Entwicklungshilfe bekommen können.“ Etwas verblüfft über diese Aufforderung ging ich in mein Hotelzimmer.

Mit dem Ende der Deutschlandreise war auch die Ausbildung beendet. Was nun? Die Zeit war noch nicht reif, nach Indien zurückzukehren. Wie immer in meinem Leben bot sich dann eine interessante Möglichkeit an. Das Auswärtige Amt wollte damals eine Gruppe von Dritte-Welt-Journalisten zusammenführen und mit ihrer Hilfe das moderne (West-)Deutschland in ihren Ländern durch regelmäßige Berichterstattung darstellen. Es hatte sich schon eine Gruppe gebildet, bestehend aus Studenten sowie ausgebildeten

Journalisten aus Tunesien, Togo, Vietnam, Süd-Korea, Pakistan, Ecuador, Brasilien, Jordanien etc. Diese Gruppe wurde regelmäßig zu Briefing-Sitzungen mit bekannten Persönlichkeiten aus Politik, Gesellschaft, Industrie, Kirche etc. eingeladen. Die Gruppenmitglieder hatten dann die Möglichkeit, über das besprochene Thema in ihrer eigenen Sprache (Arabisch, Brasilianisch, Koreanisch etc.) zu berichten. Wenn die Beiträge in den Heimatzeitungen erschienen und das betreffende Gruppenmitglied davon eine Kopie an Inter Naciones (verantwortlich für das Projekt) lieferte, gab es dafür eine Vergütung. So konnte ein Gruppenmitglied, wenn es fleißig und begabt war, bis zu 1000 DM monatlich verdienen. Ein Segen für die Studenten und Arbeitssuchenden! Ich schloss mich dieser Gruppe an.

Mein erster Bericht war eine Analyse der Arbeit der „Großen Koalition“ im ersten Jahr und erschien als Leitartikel in einer der beiden führenden Tageszeitungen in Kerala, Indien, nämlich „Malayala Manorama“. Später veröffentlichte ich regelmäßig Beiträge aus Deutschland auch in anderen Zeitungen und Zeitschriften in Malayalam wie Mathrubhumi, Deepika, Kerala Times etc. etc. und in Englisch wie Indian Express, The Hindu etc.

Einmal lud Helmut Kohl, damals Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz, uns zu seiner Residenz in Ludwigshafen ein. Miteingeladen waren auch alle Mitglieder der ausländischen Presse. Als der Ober die Weingläser der Gäste füllte, sagte ich ihm, dass ich keinen Wein trinke. Daraufhin bekam ich Orangensaft. Der Ober notierte meinen Namen. Zwei Wochen später bekam ich eine Kiste Wein, diesmal alkoholfreien, mit Grüßen von Helmut Kohl.

Während meines Praktikums bei der Bonner Rundschau besuchte ich mit Freunden oft indische Kranken- und Ordensschwestern, die in kleinen Gruppen in Krankenhäusern bzw. Altenheimen arbeiteten. Die meisten stammten aus kleinen Dörfern in Kerala und wuchsen in einfacher, ländlicher Umgebung auf, wo menschliche Bindungen und Kommunikation mit Familienmitgliedern, Nachbarn und Freunde Lebensinhalt war. Katapultiert in einen komplexen, urbanisierten und sehr geordneten Lebensraum, fühlten sie sich sehr einsam und allein gelassen. Unsere Besuche hatten eine therapeutische Wirkung auf sie, plötzlich wurden sie in eine Feststimmung versetzt. Sie konnten sich in unserer Muttersprache Malayalam mit uns unterhalten, über gemeinsame Themen reden, über ihre Probleme am Arbeitsplatz offen reden und von uns wertvolle Tipps für Lösungen erhalten.

Gründung einer Familie

Einmal hörte ich von einem Freund, dass eine indische Krankenschwester durch einen Sturz verletzt war und in einem Krankenhaus in Düsseldorf lag. Wir besuchten sie dort. Als sie geheilt war, besuchten wir sie im Schwesternheim. Bei diesem Besuch spürte ich eine besondere Zuneigung zu dieser Landsmännin. Sie war hübsch, kommunikativ, sozial und aufgeschlossen.

Sie wohnte in Düsseldorf, in einem Schwesternheim zusammen mit drei ihrer Freundinnen aus Indien. Sie hieß Sosamma.

Als ich später nach Hamburg zog, um das Praktikum bei der DPA zu machen, reifte in mir der Gedanke, in Deutschland eine Familie zu gründen. Ich fand, dass Sosamma die geeignete Lebenspartnerin war. So schrieb ich ihr über meine Zuneigung und die Perspektive eines Zusammenlebens. Sie schrieb zurück, zustimmend. Dann trafen wir uns ein paar Mal, und die Einzelheiten wurden besprochen. Ich war bereits 31 Jahre alt und sie 24. Sie hatte einen Beruf, ich die Perspektive eines regelmäßigen Einkommens aus meiner freiberuflichen journalistischen Tätigkeit. Wir wollten nicht lange warten. So heirateten wir in September 1968 in Köln-Kalk. Zu der Hochzeit luden wir alle indischen Kranken- und Ordensschwwestern, Studenten sowie einige deutsche Freunde aus Köln und Umgebung ein. Es war ein Gemeinschaftsfest, typisch indisch, aber bescheiden.

Unsere Entscheidung zu heiraten traf aus verschiedenen gesellschaftlichen Gründen auf großem Widerstand sowohl von Seiten meiner als auch von Sosammas Familie. Aber wir waren von unseren Familien finanziell unabhängig und lebten weit weg von der Heimat. So hielten wir an unserer Entscheidung fest. Nach der Hochzeit zogen wir nach Brühl (bei Köln) in eine Mietwohnung. Sosamma arbeitete vollzeitig, und ich ging meiner Journalistentätigkeit nach. Dies sicherte uns ein regelmäßiges Einkommen. Einen nicht unwesentlichen Teil davon schickten wir nach Hause, um die Mitglieder unserer beiden Familien zu unterstützen.

1970 wurde unsere Tochter Nisa geboren. Im selben Jahr übernahm ich eine Tätigkeit als Sozialberater für Inder beim Caritasverband der Stadt Köln. Ich arbeitete dort nur halbtags, die restliche Zeit widmete ich meiner Tätigkeit als Journalist. Wir zogen nach Köln, wo wir eine Sozialwohnung mieten konnten. Da wir damals die einzige indische Familie in Köln waren, war unser Haus immer voll mit Indern und Inderinnen, die in der Umgebung lebten. Menschen suchten bei uns Wärme, Hilfe, Beratung etc. Und Sosamma nahm alle diese Menschen auf, wenn sie es irgendwie verkraften konnte. Unsere Tochter wuchs in diesem Milieu auf.

Damals kamen viele indische Mädchen aus christlichen Familien aus Kerala nach Deutschland, um in deutsche Ordensgemeinschaften einzutreten. Wegen mangelnder Berufung und Nachwuchsproblemen bei vielen deutschen Ordensgemeinschaften, die viele soziale Einrichtungen wie Krankenhäuser, Altenheime etc. in ihrem Besitz und ihrer Verantwortung hatten, wurde die Aufnahme indischer Aspirantinnen in deutsche Orden als etwas Nützliches und Zukunftweisendes im Rahmen innerkirchlicher Solidarität betrachtet. Aber es wurde wenig getan, diese Mädchen aus ländlichen Gegenden auf das komplexe und kulturell anderes geartete Leben in Deutschland vorzubereiten und sie mit einer gewissen Kommunikationskompetenz in der deutschen Sprache auszustatten. Als Folge konnten viele die psychische und körperliche Belastung in den Ordenshäusern nicht verkraften.

Einige wurden psychisch krank und mussten den Orden verlassen. Sie in das säkulare Leben einzugliedern oder nach Hause zu schicken, war Teil der Aufgabe, der ich zusammen mit dem Seelsorger für Inder in Köln nachging.

Bald stellten wir fest, dass unser Einkommen nicht ausreichte, um unsere wachsenden Ausgaben in den Griff zu bekommen und gleichzeitig unsere beiden Familien in Indien zu unterstützen. So wurde Sosamma wieder berufstätig, und ich suchte eine bessere Vollzeitstelle. Zum Glück bekam ich 1973 eine Stelle als Englisch-Lehrer bei der Deutschen Stiftung für Internationale Entwicklung (DSE, heute: InWent), Zentralstelle für Auslandskunde in Bad Honnef. Sosamma und ich gaben unsere Arbeitsstellen in Köln auf und zogen 1973 nach Unkel um. Dort begann der wichtigste Teil unseres Familienlebens in Deutschland.

Die Zentralstelle für Auslandskunde, wo ich als Lehrer arbeitete, hatte den Auftrag, deutsche Fachkräfte sprachlich und kulturell auf ihren Einsatz in Ländern der Dritten Welt vorzubereiten. Es war eine anregende, hochinteressante Aufgabe, und ich war sehr motiviert. Die meisten Sprach-Lehrer stammten aus Ländern der Dritten Welt. Dabei wurden an die Teilnehmer auch landeskundliche Inhalte vermittelt. Die Fachkräfte, die an der Vorbereitung teilnahmen, bekamen außerdem die Möglichkeit, mit Menschen aus anderen Kulturen einige Wochen zu verbringen, im Rollenwechsel von ihnen zu lernen und auch ihre Verhaltensweisen kennen zu lernen. Das Haus war offen und interkulturell geprägt und hatte ein internationales Ambiente, wo nicht nur viele Sprachen gesprochen, sondern auch unterschiedliche Ideen und Standpunkte diskutiert und ausgetauscht wurden. Im Gespräch mit den deutschen Fachkräften bekam ich tiefgehende Einsichten in die praktischen Aspekte der Entwicklungszusammenarbeit. Dies half mir später, in deutschen Zeitschriften einige wichtige Beiträge über dieses Thema zu veröffentlichen.

Heimweh nach Indien

Im Laufe der Zeit jedoch beunruhigte mich das Leben um mich herum. Manches begriff ich einfach nicht, manches provozierte mich. Die Isolierung der alten Menschen und Kinder vom Kern des gesellschaftlichen Lebens, die strenge Unterordnung der Menschen unter Normen wie Pünktlichkeit, Ordnung und Sauberkeit, die Darstellung der Frau als genießbare Ware, die automatengerechte Nivellierung vielfältiger menschlicher Wünsche und Bedürfnisse – das sind nur einige der Eindrücke, die mir in den ersten Jahren sehr bedenklich erschienen. Was mich am meisten störte, waren der Leistungszwang und die rücksichtslose Art und Weise, mit der Menschen ihre eigenen Interessen durchsetzten. Ich muss allerdings hier sagen, dass ich während dieser Zeit viele Deutsche kennen gelernt habe, denen diese Eigenarten ihrer Landsleute ebenfalls große Sorgen bereiteten.

Anfang 1978 begann ich, die Richtigkeit und den Sinn meines Lebens hier in Zweifel zu stellen. Ich dachte ständig an meine Eltern und Verwandten, an die 650 Millionen Inder, die zum großen Teil in Armut lebten, an die Möglichkeit, mich sinnvoll für die Belange der Menschen in meinem Lande einzusetzen, an die Kokosnusspalmen, die Eichhörnchen, den blauen Himmel, den segenbringenden Regen, das frische Gemüse, die um das Haus herumlaufenden Hühner, das Stück Rasen hinter dem Bauernhof, auf dem ich oft lag und die immer wechselnden Farbtöne der rasenden Wolkenherde betrachtete, und an die Lieder, die die Reisfelder während der Erntezeit in einen Chor der Hoffnung verwandelten. Ja, ich war von einem lawinenartigen Heimweh überwältigt. Ich wollte sofort zurück, zurück zu meinem Ursprung, zu meinem Himmel, zu meinem Stück Erde, weg von den Fernsehgeräten, den Bausparverträgen, den Versicherungen, und den Schweinefilets. Diesen Wunsch konnte ich 1978 durch eine großzügige Geste meines Arbeitsgebers realisieren. Die Deutsche Stiftung beurlaubte mich für ein Jahr, damit ich, falls alles schief gehen sollte, zurückkommen konnte.

In Indien bekam ich durch die Vermittlung eines Freundes eine gute Stelle in einer unserer besten Hochschulen für Management, dem Indian Institute of Management in Ahmedabad, Gujarat. Ich sollte dort die Publikationsabteilung mit 35 Mitarbeitern leiten. Es war eine reizvolle Aufgabe. Die Studenten waren hochbegabt, und es herrschte auf dem Campus eine angenehme und stimulierende Atmosphäre. So fingen wir unser Leben in Indien mit großer Begeisterung an. Doch es dauerte nicht lange, bis wir erkannten, dass das Indien unserer Vorstellung sehr viel anders war als das Indien, zu dem wir zurückkamen. Wir fühlten uns als Fremde im eigenen Land. Besonders für unsere neunjährige Tochter war das Schulsystem eine große Herausforderung, die Unterrichtsmethode war eine ganz andere, außerdem musste sie Englisch und Hindi lernen. Auch für uns war es nicht leicht, uns umzustellen und anzupassen. Das Land hatte sich in den 13 Jahren meines Aufenthaltes in Deutschland gewaltig verändert. Überall redete man von Wohlstandsangelegenheiten. Unter den Professoren waren die Auslandskonferenzreisen und die Einkaufsmöglichkeiten in westlichen Ländern beliebte Gesprächsthemen. Auch bei mir hatte der dreizehnjährige Aufenthalt in Deutschland tiefe Spuren hinterlassen. Plötzlich merkte ich, dass meine Fähigkeit, mich in meiner Umgebung zurechtzufinden, sehr begrenzt war. Die Heimat, die ich gesucht und nach der ich mich gesehnt hatte, schien nicht dort zu sein, wo ich gelandet war. So entschieden wir uns, Ende Dezember 1979 nach Deutschland zurückzukehren.

Als wir den Entschluss gefasst hatten, uns in Deutschland dauerhaft niederzulassen, kauften wir uns mit finanzieller Hilfe unserer Freunde ein Haus in Unkel, in demselben Ort, wo wir früher gewohnt hatten, und zogen 1980 in das Haus ein. Ich trat bei der Deutschen Stiftung meine Stelle an. Unsere Tochter wurde wieder in der Unkler Schule eingeschult. Bald begann meine

Frau auch zu arbeiten. 1982 wurde uns ein Sohn geboren. Wir nannten ihn Asok. Im selben Jahr bekam ich eine Beförderung zum Fachbereichsleiter (Sprache). Dies gab mir die Chance, einige meiner Ideen bei der sprachlichen Vorbereitung der deutschen Fachkräfte zu realisieren. Ich versuchte, das Schwergewicht auf die Sprachen der so genannten Entwicklungsländer zu legen, mehr landeskundliche Inhalte in den Sprachunterricht zu integrieren und viele Menschen aus Ländern der Dritten Welt mit Sprachunterricht zu beauftragen. Diese Tätigkeit war für mich bereichernd und erfüllend. Ich möchte jedoch eine Erfahrung schildern, die zeigt, wie mühsam interkulturelles Management in einem deutschen Betrieb sein kann:

Unter den Festangestellten gab es einen ausgezeichneten Englisch-Lehrer, der aus dem karibischen Raum stammte. Einmal hatte er einen deutschen Diplomaten in seiner Gruppe. Bei einer Diskussion im Unterricht kamen ein paar Begriffe aus dem Mund des Diplomaten, die rassistisch gedeutet werden konnten. Der Lehrer wurde wütend, und in der nachfolgenden heißen Diskussion spuckte er dem Diplomaten ins Gesicht. Dies führte zu einem Eklat. Der Diplomat verlangte von dem Lehrer eine Entschuldigung. Der Chef des Hauses wollte dem Lehrer sofort fristlos kündigen. Ich bat den Chef um etwas Zeit, um mit den beiden Betroffenen zu sprechen. Nur durch zwei sehr zeitaufwändige Gespräche konnte ich den Lehrer dazu bringen, seinen Fehler einzusehen und sich dafür zu entschuldigen. Auch der aufgeregte Diplomat brauchte Gespräche, um sich zu beruhigen, da er verständlicherweise sehr beleidigt war. Die Erkenntnis, dass Menschen aus bestimmten Kulturkreisen sehr emotional und gefühlsbetont auf verletzende Bemerkungen reagieren, ist etwas, was der Diplomat trotz seinem Unbehagen mitgenommen hat. Und der Lehrer musste lernen, dass solche außerhalb der Normen liegenden Verhaltensweisen gravierende Konsequenzen im Leben haben können.

Aktives Gesellschaftsleben

Parallel zu meinem Berufsleben führte ich ein aktives Gesellschaftsleben und engagierte mich publizistisch in Diskussionen und Debatten über Migration, Entwicklung und Fortschrittsideologie. Bereits 1973 hatte ich in Zusammenarbeit mit Freunden und mit Unterstützung des deutschen Caritasverbandes für die Stadt Köln eine Zeitschrift in Malayalam gegründet, die vor allem den Kranken- und Ordensschwwestern aus Indien als Kommunikationsforum und Brücke zur Heimat dienen sollte. Diese Zeitschrift – „Ente Lokham“ (Meine Welt) –, deren verantwortlicher Redakteur ich bis 1983 war, erscheint immer noch. 1984 gründete ich dann in Zusammenarbeit mit einigen indischen Freunden und mit Unterstützung der deutschen Bischofskonferenz die deutsche Zeitschrift „Meine Welt“, die heute von der Migrationsabteilung des Diözesan Caritasverbandes e.V. herausgegeben wird. Das Haupt-

anliegen dieser Zeitschrift ist es, den deutsch-indischen Dialog auf verschiedenen Ebenen zu fördern, damit die Verständigung zwischen Deutschen und Indern erweitert und vertieft wird. Dies ist notwendig für ein friedliches Zusammenleben der indischen Minderheit mit der Mehrheitsbevölkerung hierzulande sowie für die Entwicklung stärkerer Beziehungen zwischen den beiden Bevölkerungsgruppen, die in einer globalisierten Welt eine bedeutende Rolle spielen werden.

1990 mischte ich mich in den Diskurs über Umwelt und Entwicklung und gab ein Buch heraus mit dem Titel „Umarme den Baum“ (Horlemann Verlag), in dem ich Beiträge von prominenten Aktivisten aus Indien über indische Ansichten zu Ökologie und Fortschritt zusammenführte.

Auch im Familienbereich geschah in den 80er und 90er Jahren viel. Unsere Tochter Nisa absolvierte nach ihrem Abitur ein fünfjähriges Studium in Indien (Bangalore und Mumbai) und erwarb den Magistergrad in Soziologie. Sie studierte weiter in Bremen und machte ihr Diplom im Bereich Internationale Zusammenarbeit (Schwerpunkt: Nichtregierungsorganisationen). Wir knüpften gute freundschaftliche Beziehung zu unseren Nachbarn und enge Freundschaften mit einigen in unserem Dorf. Anfang der 80er Jahre bildete sich eine Gruppe von sieben Familien unterschiedlichen Alters, um miteinander enge Kontakte und freundschaftliche Beziehung zu pflegen. Wir waren die einzige ausländische Familie in dieser Gruppe. Als meine Tochter 1998 ihren deutschen Freund Daniel in Indien heiratete, begleitete uns diese Nachbargruppe, um bei der Hochzeit dabei zu sein. Diese seit fast einem Vierteljahrhundert existierende Freundschaft ist auch heute noch intakt.

Anfang der 90er Jahre begann ich, eine aktive Rolle in der Arbeit der Deutsch-Indischer Gesellschaft zu spielen. Dies ist vielleicht der größte bilaterale Freundschaftsverein in Deutschland und hatte mit Dr. Hans-Georg Wieck (Botschafter a.D., Indien) einen erfahrenen Indien-Freund als Vorsitzenden. Wir entwickelten im Beirat und im Vorstand viele Initiativen und Projekte zur Förderung der deutsch-indischen Beziehungen und zur Verbesserung der Lebenssituation der indischen Minderheit in Deutschland.

Ein Projekt, an dem ich kräftig mitgewirkt habe, ist das Schulbuch „Indien. Wege zum besseren Verstehen“, herausgegeben vom Klett-Perthes Verlag. Das Buch erschien 2002 nach vierjähriger Arbeit in Form eines Ordners mit herausnehmbaren Unterrichtsunterlagen. Ziel war es, alternative Unterrichtseinheiten anzubieten, die darauf gerichtet sind, das existierende Indienbild in der Schule zu revidieren. Die indische Gesellschaft soll nicht als ein starres System dargestellt werden, sondern in ihrer Wandelbarkeit, Vielfalt, aber auch mit ihren Problemen und Widersprüchlichkeiten.

Da ich mehr Zeit für meine Familie und andere Aktivitäten haben wollte, gab ich meine Stelle bei der Deutschen Stiftung 1996 auf und ging in Frührente. Ich war damals 59. Meine Frau arbeitete noch, meine Tochter studierte und mein Sohn war am Gymnasium. Es war nicht leicht, auf so eine gute Stelle zu verzichten, aber ich habe dies nie bereut.

Meinen Ruhestand widme ich seit zwölf Jahren Aufgaben, die ich für wichtig halte. Es ist mir immer ein Anliegen gewesen, Indien und das Leben der Menschen dort hierzulande verständlicher zu machen. So bin ich seit einiger Zeit darum bemüht, die indische Gegenwartsliteratur, geschrieben in den verschiedenen Regionalsprachen, im deutschsprachigen Raum zugänglich zu machen. Diese Literaturen spiegeln das Innenleben der großen Mehrheit der Bevölkerung wider, die zu 70% noch immer auf dem Land lebt. Sie erzählen von den Herausforderungen der Globalisierung, von den großen Veränderungen, die das soziale Gefüge des Landes erschüttern. Sie schildern, wie tradierte Werte und Normen ihre Gültigkeit verlieren, wie die Schwachen und die Benachteiligten in die Ecke gedrängt werden, aber auch, wie die indischen Frauen sich von ihrer traditionellen Rolle und den damit verbundenen Beschränkungen befreien und wie die unterdrückten Bevölkerungsschichten wie die Dalits oder die „Stammesbevölkerung“ (Adivasi) durch den demokratischen Prozess mehr Macht und Einfluss in der Gesellschaft gewinnen.

Dabei geht es um die Literaturen von fast einer Milliarde Menschen, die in der globalen Arena immer mehr auf gleicher Augenhöhe mit den Vertretern der so genannten Ersten Welt mitreden und mitgestalten werden. Zur Vertiefung des Verständnisses für das aufbrechende Indien wird es ein bedeutender Beitrag sein, wenn wir uns darum bemühen, die Gegenwartsliteratur in Indiens Landessprachen hierzulande bekannter machen. Zu diesem Zweck gründeten einige Gleichgesinnte im Jahre 2006 das Literatur Forum Indien e.V. Auch ein Projekt für die Herausgabe einer kleinen Bibliothek, bestehend aus zwanzig Bänden mit Übersetzungen von literarischen Werken aus zehn indischen Sprachen, wird im Rahmen der Projektförderung der Deutsch-Indischen Gesellschaft e.V. ernsthaft diskutiert.

Vor 42 Jahren wanderte ich nach Deutschland aus. Seitdem lebe ich hier mitten in Europa und seinem sich vermehrenden Wohlstand, völlig angepasst und mit Bedürfnissen und Verhaltensweisen, die in vieler Hinsicht denen eines „Durchschnittsdeutschen“ ähneln. Ich weiß heute, was es bedeutet, in einer „hochentwickelten“ Gesellschaft zu leben.

Vieles, was ich in den letzten Jahren erreicht habe, erfüllt mich mit Stolz und Genugtuung. Ich kann mir heute die meisten materiellen Wünsche erfüllen, ich blicke in die Zukunft ohne große Sorgen. Ich konnte vielen Menschen aus meiner Verwandtschaft sowie anderen Bedürftigen in Indien helfen, ihre Lebenssituation zu verbessern. Ich genieße viele Freiheiten. Meine Erlebniswelt ist vielschichtiger und abwechslungsreicher geworden. Ich kann gestalten, mitwirken, teilhaben und selbstständig Entscheidungen treffen. Alles in allem habe ich an Lebensqualität viel dazu gewonnen.

Zweifel am Entwicklungsmodell

Aber in manchen unachtsamen Momenten werde ich von Zweifeln heimgesucht. Ist das aus dem Westen in alle Himmelrichtungen transportierte Entwicklungsmodell das einzig richtige, einzig gerechte? Welchen Stellenwert haben die Erfahrungen und kulturzivilisatorischen Leistungen anderer Völker? In den über vier Jahrzehnten in Europa habe ich viele Strömungen miterlebt, mitgetragen, manchen auch widerstanden. Heute denke ich, wir brauchen eine Begrenzung des Konsums. Weniger kann mehr sein. Menschen sollten mehr Zeit für sich haben, mehr Zeit für die Kinder, für alte Menschen, für Familie und Gesellschaft, für Begegnungen und geistige Auseinandersetzungen. Ich bin auch überzeugt, dass wirtschaftliches Wachstum und technischer Fortschritt allein keine Entwicklung sind, auch nicht Reichtum, der ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse anderer Menschen vermehrt wird.

In der letzten Zeit habe ich oft die christlich geprägte Lebensanschauung mit der hinduistisch geprägten Weltanschauung verglichen. Dabei komme ich zu folgender Analyse:

Im Westen gilt anscheinend der Grundsatz, dass man auf der Erde Punkte sammelt, die eigene Frömmigkeit vertieft und Tugenden praktiziert. Man versucht, nach einem überlieferten Verhaltenskodex perfekt zu leben – friedlich, solidarisch mit den anderen, barmherzig, rücksichtvoll und gerecht. Je höher einer auf dieser Leistungsskala steht, desto mehr Chancen hat er, die Erlösung zu erlangen. Dieser positive Ansatz verlagert sich auch auf die materielle Ebene, auf der der westliche Mensch sein Leben führt. Er sammelt dies und das in seinem Leben, er versucht, die von der Natur gegebenen Grenzen zu überwinden. Er erweitert und diversifiziert seine Erfahrungs- und Erlebniswelt. Mit Hilfe von Erfindungen und Innovationen verbessert er ständig seine Lebensbedingungen. Sein Ziel ist es, alles mehr, besser und vielfältiger zu haben. Der Hang zur Perfektion bei der Gestaltung des materiellen Lebens wirkt wie ein unaufhaltsamer Antrieb auf ihn.

Bei der hinduistisch geprägten Kulturtradition merkt man dagegen, dass im Zentrum des geistigen Strebens nach Erlösung ein unverkennbares „Verzicht-Ethos“ steht. Der Weg, der zur Erlösung führt, beginnt dort, wo man die grundlegende „Täuschung“ dieses materiellen Daseins erkennt und akzeptiert. Eigentlich ist der Mensch ein Gefangener unzähliger Illusionen. Was er für real hält, ist nur eine Scheinwirklichkeit. Es gibt nicht Beständiges im Leben, alles verändert sich. Was man für Wirklichkeit hält, ist tatsächlich nur ein Zustand der immerwährenden Veränderung. Deshalb kann man sich an nichts festhalten, an keinem Besitz, an keiner Glückserfahrung, an keiner körperlichen oder geistigen Leistung. Richtige Weisheit ist, diese Wahrheit zu erkennen und zu akzeptieren. Indem man durch verschiedene Phasen im Leben marschiert – durch Kindheit, Jugend, Familienleben etc. – kommt man der Erkenntnis dieser Wahrheit näher. Die logische Folgerung ist, dass man beginnt, sich zurückzuziehen und auf geistigen und materiellen Besitz zu verzichten. Auf dem Weg der Entsagung und Askese kehrt

man langsam zurück zu der ursprünglichen *Leere*, bis zu dem Punkt, wo der Zustand *Sein* nicht mehr vom Zustand *Nicht-Sein* zu unterscheiden ist. Dies ist der Moment, in dem sich die Tür zur Erlösung öffnet.

Deutlich wird: Das Ziel der beiden Kulturen ist dasselbe, aber die Wege dorthin unterscheiden sich radikal. Der westliche Ansatz ist positiv besetzt, er treibt uns zum Handeln. Sein Glaube an die menschliche Fähigkeit, die eigenen Grenzen und Schwächen zu überwinden und die Erlösung zu erreichen, ist unerschütterlich. Der Zustand, in welchem sich der Mensch befindet, wird als veränderbar begriffen, man sieht ihn als eine Herausforderung an.

Das Gegenteil scheint in der hinduistischen Tradition der Fall zu sein: Man akzeptiert ohne großen Protest den Zustand, in den man hineingeboren wurde, man erkennt auch schnell die Sinnlosigkeit manches groß angelegten Handelns. Man sieht allmählich ein, dass Glück durch Besitz und Leistung eigentlich eine Falle ist, weshalb es keinen Sinn zu haben scheint, große Anstrengungen in Richtung Vermehrung materiellen Reichtums zu machen.

Ich glaube, meine geistige Heimat liegt heute dort, wo diese zwei Weltanschauungen zusammenfließen. Und in welcher Stimmung befinde ich mich am Abend meines Migrantendaseins in diesem Land?

Dankbarkeit und Sorge

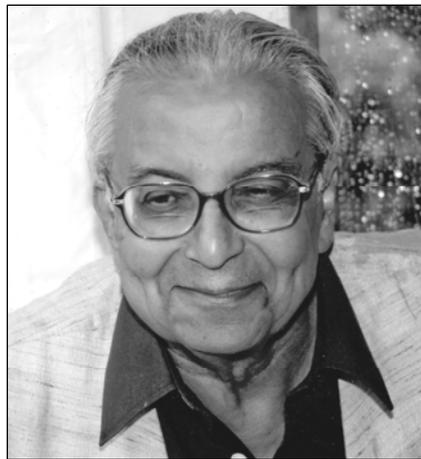
Große Dankbarkeit für alles, was dieses Land und die Menschen hier mir gegeben haben, für alle geistigen Anregungen und Entfaltungschancen, für die ehrlichen Freundschaften, für die Möglichkeit, kreative und innovative Ideen zu realisieren, und für die Sicherheit, die gute Arbeitsstellen und das soziale Netz mir gegeben haben, damit ich hier ein unbesorgtes Leben führen konnte. Ich bin aber auch besorgt über Entwicklungen wie die Enthumanisierung der Gesellschaft, die Verherrlichung der Stellung des Marktes, die steigende Ungerechtigkeit bei der Verteilung des Reichtums und die rücksichtslose Ausbeutung der Natur und der Menschen für die Vermehrung des Wohlstandes. Es gibt sicherlich auch Zeichen der Hoffnung wie das wachsende Bewusstsein über die Begrenztheit der Ressourcen, für das Recht anderer Völker, ihre Lebenssituationen zu verbessern, und über die Verantwortungslosigkeit im Umgang mit der Natur.

Und wo wird der Ort sein, den ich meine Heimat nenne? Ich glaube, dass die große Mehrheit der hier lebenden Inder der ersten Generation wie ich die Entscheidung getroffen hat, für die nächste Zeit zwischen Deutschland und Indien zu pendeln. Und wenn es körperlich nicht mehr geht, werde ich mich dort niederlassen, wo ich mich zu der Zeit befinde, wartend in der Abenddämmerung, etwas verwirrt, aber mit voller Sehnsucht nach der Heimat auf dem anderen Ufer. Der Rest ist Schweigen. Stille.

Nachwort

Alokeranjan Dasgupta

Auf der Suche nach einer Sprache – anderswo



Alokeranjan Dasgupta, der bekannte bengalische Dichter, Übersetzer und Literaturwissenschaftler, der in Indien und Deutschland lebt, beschreibt in dem folgenden Beitrag den abenteuerlichen Weg, den er geht, um seine eigene Sprache zu finden. Das Nichtgebundensein an einen Ort oder an eine konventionell verstandene Heimat gibt ihm die Freiheit, sich in die Fremdheit einer ganz neuen Sprache zu verirren.

Die Redaktion

Kürzliche suchte ich nach früheren Dichtern, die in einem selbstgewählten Exil, auf der Suche nach einem eigenen Idiom, einer eigenen Sprache, lebten. Dabei stieß ich – unvermeidlich – auf Heinrich Heines „Atta Troll“ (1843) und „Deutschland – ein Wintermärchen“ (1844), die ein mythopoetisches Ensemble bilden. Als Produkte der Flucht sind beide Versepen gespickt mit utopischen Träumen. Träume dieser Art tauchen niemals allein auf, sondern sind üblicherweise begleitet von Alpträumen. Besonders das zweite Epos, eine Fortsetzung von „Atta Troll“, ist ein visionäres Meisterwerk in Form eines Quasi-Reiseberichtes, geschrieben auf der Suche nach der eigenen Sprachidentität an einem anderen Ort. Dieses Exil kann ebenso die Gestalt der inneren Emigration annehmen. Heine ist in dieser Beziehung ein charakteristischer Fall.

Es war ein trüber Novembertag, als Heine von Paris nach Deutschland unterwegs war. In seinem Herzen keimte Freude auf, als er an der Grenze wieder einmal die deutsche Sprache hörte: ein Lied, zwar falsch, doch mit echtem Gefühl – von einem Mädchen gesungen. Die Worte des Liedes sprachen von himmlischer Freude, doch Heine empfand sie als profanes Heilmittel gegen die Sehnsüchte eines enttäuschten Menschen, seiner Identität beraubt – verloren in Sprachlosigkeit.

Darum machte er es sich zur Aufgabe, ein neues Lied zu komponieren, in welchem er die Sprache als Modus der Selbstidentität benutzen wollte. Während er dieses Lied komponierte, erinnerte er sich seiner jüdischen Wurzeln – ein Gefühl des Unterdrücktwerdens befahl ihn. Sofort suchte er, dieses beklemmende Gefühl in ein künstlerisches Erlebnis zu transmutieren. Und dieser Drang wirft Licht auf Heines sechs oder sieben, sich speziell mit einer jüdischen Hochzeit befassenden, Stanzas – einem Fest einer verfolgten Minderheit:

*Wir wollen auf Erden glücklich sein,
Und wollen nicht mehr darben;
Verschlemmen soll nicht der faule Bauch
Was fleißige Hände erwarben.*

*Es wächst hienieden Brot genug
Für alle Menschenkinder,
Auch Rosen und Myrten, Schönheit und Lust,
Und Zuckerbsen nicht minder.*

*Ja, Zuckererbsen für jedermann,
Sobald die Schoten platzen!
Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen.*

*Und wachsen uns Flügel nach dem Tod,
So wollen wir Euch besuchen
Dort oben, und wir, wir essen mit Euch
Die seligsten Torten und Kuchen.*

*Ein neues Lied, ein besseres Lied,
Es klingt wie Flöten und Geigen!
Das Miserere ist vorbei,
Die Sterbeglocken schweigen.*

*Die Jungfer Europa ist verlobt
Mit dem schönen Geniesse
Der Freiheit, sie liegen einander im Arm,
Sie schwelgen im ersten Kusse.*

Heine bezeichnet es als Hochzeitslied. Es ist interessant zu sehen, wie er seine Erblast in eine jüdische Hochzeitsfeier transformiert, um eine leidenschaftliche pan-europäische Vision zu projizieren. Hier verschmelzen Fruchtbarkeitssymbole – in Anspielung an den Koran – mit der Beschreibung himmlischer Früchte und gesegneter Paare. Die faszinierendste Sache jedoch ist die Diktion, die die Normen einer gegebenen Situation transzendiert und eine neue Ordnung entstehen lässt.

Es ist interessant zu beobachten, dass Bertolt Brecht sein Theaterstück „Furcht und Elend des Dritten Reiches“, geschrieben während seines dänischen Exils (1935-1938), betiteln wollte mit „Deutschland – ein Greuelmärchen.“

Es war Wolf Biermann, ein anderer verletzlicher Autor, der einige Zeit später sein „Deutschland – ein Wintermärchen“ in einer Art Exil in der damaligen DDR schrieb.

Beide, Brecht und Biermann, versuchten – zuhause in der Fremde – eine Sprache im Stil Heines zu finden, die ansonsten als gesprochene Sprache nicht existierte. Bei der Übersetzung von Heines sechs deutschen Stanzas ins Englische (und natürlich in meine Muttersprache Bengali) war es mein Hauptanliegen, ihre elliptischen und nuancierten Schichten der Intonation zu untersuchen, so als fände man sich ab mit der Sprache, die sich abhebt unter Nichtbeachten der Limitationen, unter denen sie, wie man annimmt, in einer sozial festgelegten Alltagsrealität funktionieren soll.

Was ein Heine mich lehrt, ist, dass sich die poetische Sprache immer in einem Fluchtzustand befindet, in dem sie alle Begrenzungen des Üblichen von sich weist. Diese Sprache, sei sie geschrieben im Heimatland oder auf fremdem Boden, kann sich äußern. Dies passiert unumgänglich dort, wo die Dichtung nicht mimetisch oder normativ ist.

Vor Jahren pflegte ich mich einer Sprache zu bedienen, die in ihrem syntaktischen und sequentiellen Verhalten dem Routinemuster folgte, wobei sie entweder eine gegebene Situation umschrieb oder dazu neigte, sie zu idealisieren. Schon damals wurde mir bewusst, dass viel davon als ambig

abgestempelt wurde. Langsam wurde mir klar, dass die Leser immer dann Schwierigkeiten hatten, wenn ich mich innerhalb einer normalen Rahmenhandlung an eine Zuhörerschaft wandte, die gerade jetzt nicht anwesend war, und fremdartige Töne anzuschlagen suchte.

Heute habe ich mehr Mut gesammelt, dies zu tun. Entschieden brüsk oder auf subtile Art wende ich mich vom Hauptstrom ab und steuere einen gewissen Kurs an, und dabei entsteht der Augenblick der Entdeckung, eine Art Freiheit, die ich früher nicht kannte. Möglicherweise bedeutet diese temporäre Vision nicht wirklich Freiheit im eigentlichen Sinne des Wortes. Denn die heutigen regionalen und globalen Krisen sind miteinander verquickt und erlauben uns nicht, unseren eigenen Weg selbst zu bestimmen. Hier nehmen die Dichter Revanche und simulieren, fremd wie sie überall sind, Narrenfreiheit beim Spielen mit ihrer eigenen Sprache.

Ich befinde mich in einer besonders glücklichen Lage. Es ist mir möglich, zwischen Indien und Deutschland zu pendeln. Dem Begriff „non resident“ haftet irgendwie ein besonderes Stigma an. Ich aber genieße es, weil es mich – deterministisch ausgedrückt – nicht abhängig macht von einem einzigen Wohnort. Es erlaubt mir, wegzugehen und zurückzukehren, und provoziert mich, beim Gehen ein stilles Zentrum zu suchen.

Es war in einer solchen Stimmung, als ich folgendes Prosagedicht schrieb, während ich – auf nachbarliche Weise – an einem Flüchtlingslager in Tübingen vorüberging. Ursprünglich war es in Bengali geschrieben, der Sprache, in der ich träume und schreibe. Die behelfsmäßige Übertragung hier ist nur *eine* Version, die lediglich beweisen soll, dass es mir eine unheimliche Freude war, ein Unterwegs-Dasein aufgespürt zu haben. In diesem Gedicht, in dem ich tropische Bürgersteig-Bewohner und Straßenschläfer in die winterliche Landschaft Deutschlands transferierte, versuchte ich, meine eigene Sprache, die ich hier Meta-Sprache benennen möchte, zu intonieren.

Ich habe keine Landschaft mehr

Ich habe keine Landschaft mehr, wenn die Menschen tief schlafen geh ich durchs scheintote Viertel und spüre den Hauch einer unendlichen Landschaft als träufelten die Botinnen der Deodarbäume mir Amrit in den Mund – ach, mich schläfert, und durch Bettgestelle zu beiden Seiten vorbei zu Bergen von schlafenden Männern und Frauen führt der Fußpfad mich: das ist heute meine Landschaft.

